Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cramer, Johann Andreas,

Die Lehre vom Gebete nach der Offenbarung und Vernunft

Hamburg und Kiel 1786

Bamberg, Staatsbibliothek -- OM.3658
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11756295-2
VD18 15324303

OM 36.58

Die Lehre

vom

Gebete

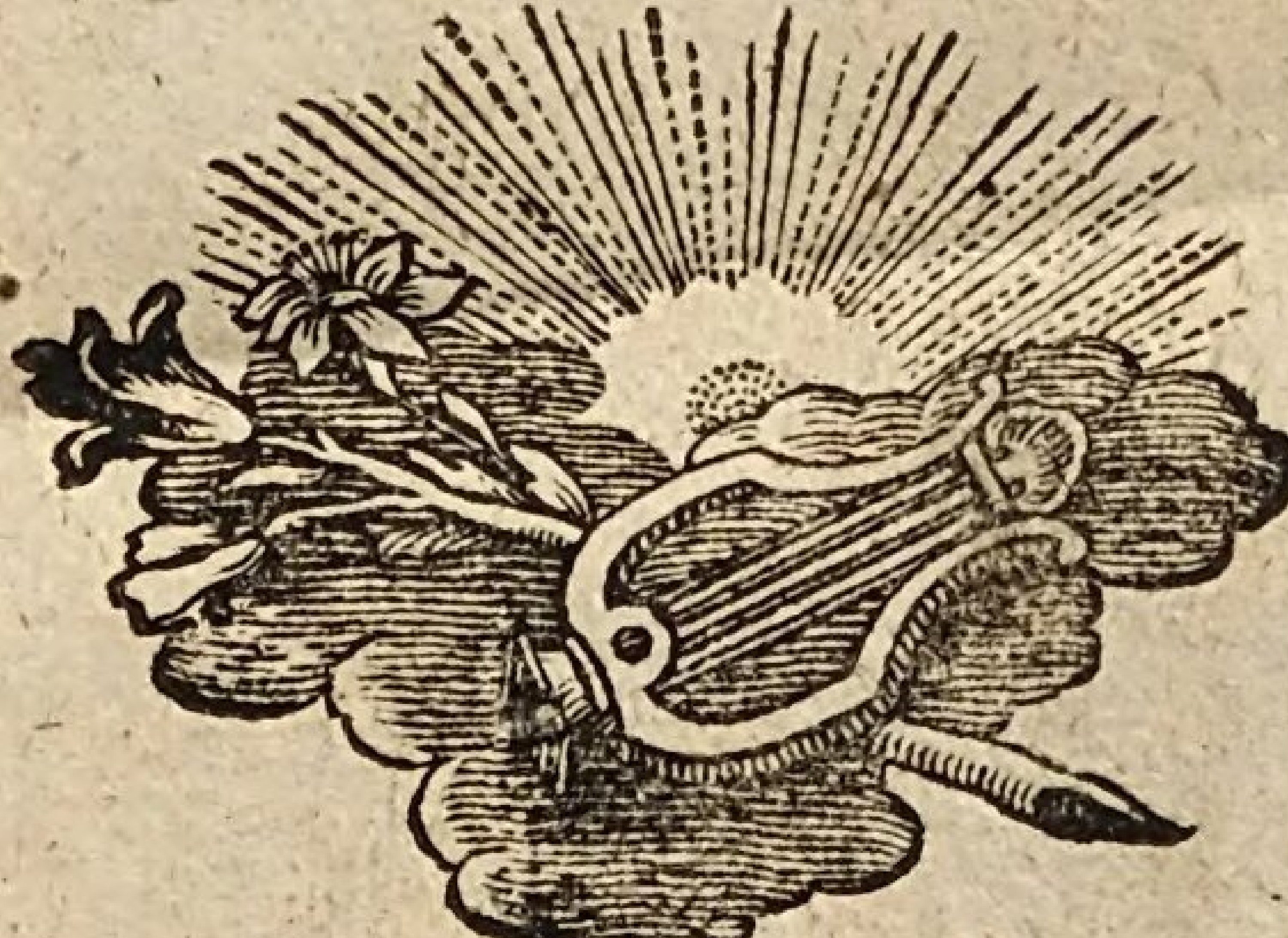
nach der Offenbarung und Vernunft

untersucht und vorgetragen

von

Johann Andreas Cramer

Kanzlern der Universität Kiel.



Hamburg und Kiel,

bei Carl Ernst Bohn 1786.

G. dec. 2 / 187

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorrede.

Die christliche Lehre vom Gebete gehöret zu den Lehren, die man nicht leicht mit neuen Endeckungen oder Erweiterungen bereichern kann, die aber besonders, wenn man wahrnimmt, daß die Menschen gleichgültig gegen sie zu werden anfangen, und die Achtung zu verlieren scheinen, die ihrem Werth gebührt; erneuert, und den kaltsinnigern Bekennern derselben ernstlich wieder eingeschärft zu werden verdienet. Nach und nach schleichen sich in dieselben Veränderungen ein, welche die Gleichgültigkeit der Zeit gegen sie begünstigen; oder es sind in den dazu gehörigen Begriffen und Vorstellungen einige Unrichtigkeiten übrig, welche weggeräumt werden sollten, um allen schädlichen Anstoß daran zu heben. Dieß sind die Ursachen, welche mich bewogen haben, die christliche Lehre vom Gebete, in so weit mir

die

die Beförderung einer richtigen Erkenntniß derselben für unsere Zeiten besonders nöthig zu seyn schien, nach der Offenbarung und Vernunft zu untersuchen und vorzutragen, und zum Theil dazu auch dasjenige zu brauchen, was ich schon anderwärts über die Nothwendigkeit und den Nutzen des Gebetes gelehrt habe. Mit dem dogmatischen Tone habe ich die Sprache des Herzens vereinigen zu können gewünscht, so weit es mir unbeschadet der Richtigkeit und Erweislichkeit der Gedanken geschehen zu können schien. Ich darf nichts weiter hinzusetzen, als den eifrigen Wunsch, daß auch diese Arbeit ihres Endzweckes nicht ganz verfehlen, sondern dienen möge, die Empfindung der Wichtigkeit einer Pflicht mehr zu erwecken, deren Erfüllung eben so wohlthätig als nothwendig ist.

Kiel den 2ten Aprill 1786.

Johann Andreas Cramer.

Erster

Erster Abschnitt.

Ueber die Wichtigkeit der Lehre vom Gebete, nach den allgemeinen Vorstellungen der Menschen in allen Zeiten von der Nothwendigkeit desselben.

Die Lehre vom Gebete gehört, nach den ältern und gewöhnlichern Vorstellungen der Christen davon, zu den wesentlichsten Lehren der geoffenbarten Religion. Diejenigen, welche bestimmt sind, den Menschen zu würdigen Begriffen und Urtheilen von Gott, von seinem Wesen, von seinen Vorzügen, von seinen Absichten und Werken; von seinem Verhältnisse gegen uns, und von den unsrigen gegen ihn; von unserer Natur, und von ihren Bedürfnissen; von unserer Bestimmung zu einer in die Ewigkeit fortgehenden Glükseligkeit, wie auch von den Mitteln dazu, zu erheben, enthalten die Gründe von der Pflicht

des Gebets, von der Nothwendigkeit und dem Nuzen desselben. Diejenigen hingegen, welche, als göttliche Vorschriften und Gesetze, unser freyes Verhalten einrichten und regieren sollen, gebieten und befehlen es. Alle machen es den Bekennern und Verehrern Gottes zu einer Pflicht, die niemand unterlassen kann, ohne sich an dem Urheber seines Daseyns und Lebens, und gegen sich selbst zu versündigen. Alle preisen die Wohlthätigkeit ihrer Ausübung, und die großen Vortheile, die damit verbunden sind. Niemand kann seinen Schöpfer auf eine ihm gefällige Weise verehren, ohne zu beten. Nach der christlichen Offenbarung verlangt und fodert Gott das Gebet. Er hat verheißen, unsre Bitten zu erhören, wenn sie mit seinen Vorschriften übereinstimmen. Der Ursprung des Gebets geht bis zum Ursprunge der menschlichen Natur zurük. Abraham, Moses, David, die Propheten, und Jesus Christus führen über die Schuldigkeit und Wohlthätigkeit desselben Eine und dieselbe Sprache. Niemals hat es einen von Gott selbst oder auch von den Menschen angeordneten, öffentlichen, oder häuslichen und geheimen Gottesdienst gegeben, der nicht mit Gebet verbunden gewesen wäre. Alle Verehrer der Gottheit haben zu allen Zeiten

die

die Unentbehrlichkeit desselben, und die Verpflichtung dazu geglaubt, und ihren Glauben mit ihrem Verhalten bestätigt. Alle haben die Ueberzeugung gehabt, daß wir sowohl alles Gute, dessen wir bedürfen, und die Fortdauer desselben, als auch die Sicherheit vor allem, was unsrer Wohlfarth nachtheilig ist, von Gott begehren müßten. Diese Ueberzeugung hat ein eben so hohes Alter als das Gefühl ihrer Bedürfnisse und ihrer Noth. Sie haben auch ihre hohe Meinung davon ihren Kindern mitgetheilt und auf ihre Nachkommen fortgepflanzt. Auf was für wahre oder irrige, vollkommnere oder mangelhaftere Vorstellungen von der Gottheit sie auch gerathen seyn mögen: So haben sie doch alle gebetet. Alle haben auch, wenn ich so reden darf, auf die Erhörung ihres Gebetes gerechnet, und Christus, der vollkommenste Lehrer der Menschen hat diesen Glauben nicht nur durch seine Lehre, sondern auch durch sein Beyspiel geheiligt und bestätigt. Er war der weiseste Lehrer; er war selbst auch der eifrigste und unverdrossenste Beter. Seine ersten Schüler und seine Gesandten an die Menschen folgten seinem Beyspiele. Alle fodern die Bekenner Jesu nicht allein zum Lobe Gottes, zu Bewunderung und zum Preise seiner Vorzüge und Werke, und zum Dan-

ken für alle Wohlthaten auf, womit er sie begnadigt und beglükt; sie verlangen eben so oft und eben so ernstlich, daß sie für sich selbst und für andere Menschen beten; daß sie oft und anhaltend beten, und im Gebete nicht ermüden sollen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil ihres Unterrichts beschäftigt sich mit der Anweisung für die Christen, wie sie auf eine Gottgefällige Art beten sollen.

Die ersten Gläubigen folgten der Lehre der Apostel und ihren Beyspielen. Ihre Gottesdienstlichen Zusammenkünfte waren Versammlungen zum Gebete. Selbst die Oerter, wo sie in dieser Absicht zusammen kamen, erhielten davon ihren Namen, gleichwie schon vor Christi Zeiten der Tempel zu Jerusalem, wo zu gewissen feyerlichen Zeiten sich der größte Theil des jüdischen Volkes zur gemeinschaftlichen Anbetung Gottes versammeln mußte, ein Bethaus desselben genannt worden war.

Dieß lehren alle heiligen Schriften der Jüden und der Christen, deren Belehrungen über die Religion als göttliche Unterweisungen angenommen und verehrt wurden. Es scheint aber, daß es zur Ueberzeugung der Menschen von der Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Gebetes, nicht

ein

einmal göttliche Belehrungen bedürfe; es scheinet vielmehr das Gefühl derselben von der Einrichtung ihrer ganzen Natur, und von dem Gefühle sowohl ihrer Bedürfnisse, als ihrer Abhängigkeit von Wesen, die höher und mächtiger sind, als sie, und die Vorzüge ihrer höhern Erkenntniß und Macht zu ihrem Besten brauchen können, so unzertrennlich zu seyn, daß, durch welche Verwilderung auch die menschlichen Begriffe von der Gottheit verunstaltet und verderbt werden mochten, dennoch überall und zu allen Zeiten die Nothdurft des Gebets empfunden wurde. Nirgends haben sie ihre Gedanken und Gesinnungen gegen die Gottheit blos auf die Bewunderung ihrer Hoheit und Größe eingeschränkt, welche einige Neuere wider die Etymologie des Wortes allein Anbetung nennen. Sie haben überall gebetet; überall das Gebet für nothwendig und nützlich gehalten. Sie beteten nicht immer mit Nachdenken und Ueberlegung; sie beteten nicht, wenn ihnen wohl war; wenn ihren Wünschen alles zuvorkam, was ihre Sinne schmeichelte und ihre Leidenschaften befriedigte. Aber sie beteten doch, wenn sie in Noth geriethen und sich weder durch Leibesstärke noch durch Behendigkeit und List aus den Gefahren retten konnten, worin sie durch uner-

wartete, unangenehme und widrige Zufälle gebracht wurden. Die erste Stimme des Schreckens und der Furcht, des Schmerzes und des Leidens ist immer Klage gewesen, und die zweyte, Gebet.

Wer das Daseyn Gottes läugnet, mag immerhin, wie sehr auch die Vernunft dadurch beleidigt wird, glauben, daß die Furcht die ersten Götter gemacht habe. Durch die ganze Geschichte der Menschheit ist doch so viel unstreitig, daß, wo einiger Begriff der Gottheit entweder erhalten oder erwekt worden ist; mag sie nun in Einem allmächtigen über alles gebietenden Wesen verehrt, oder in unzählbare einzelne Wesen vertheilt und darinnen angebetet worden seyn, die Menschen auch die Nothwendigkeit des Gebets empfunden und geglaubt haben. Dieses bestätigen die besondern Arten der äußerlichen und gesellschaftlichen Verehrung derselben. Die mannigfaltigen wandelbaren Gestalten, welche dieselben unter den Völkern gehabt haben mögen, wenn man diesen Gedanken für tiefe esoterische Weisheit halten kann, von den Führern und Gesetzgebern, die sie in ordentliche Gesellschaften versammelt haben, erfunden worden seyn; das Wesentliche davon haben sie nicht erfunden, sondern vorgefunden. Sie haben der Verehrung der Gottheit

nur

nur, theils nach den gemeinen Meinungen davon, theils nach ihren besondern Absichten eine bestimmte Form gegeben; diese Form mochte sich der Wahrheit nähern oder davon entfernen. Nicht blos die Aegypter; nicht bloß die Africaner, alle Nationen des Erdkreises, unter denen das Licht der Offenbarung nicht erschienen, oder erst spät aufgegangen, oder bald nach seinem Aufgange wieder ausgelöscht worden ist, haben zum wenigsten Fetische gehabt, die sie für Bilder höherer Wesen, oder gar durch eine unbegreiflich grobe Verirrung des Verstandes für wohlthätige oder schädliche Götter hielten, von denen sie alles Glük erwarteten, oder die Abwendung alles Unglüks hoften. Auch haben alle Nationen, wenn sie durch menschliche Gesetze, durch Wissenschaften oder Künste, oder durch andre Erweitrungen ihre Vernunft aus dem Stande ihrer ersten Rohheit oder Verwilderung in den Stand einer vorzüglichen Kultur und Erleuchtung übergingen, ihre Fetische unter mannigfaltigen Namen und Symbolen beybehalten, und zu ihnen gebetet. Sie haben geglaubt, es gäbe Wesen, welche höher und mächtiger wären, als sie, und deswegen ihnen wohlthun und schaden könnten. Aus dieser Vorstellung entstand nothwendig die Vorstellung und der Trieb, sie

 anzu-

anzurufen, ihre Gunst und ihren Beystand zu erbitten, und eben so gewiß war ihre Ueberzeugung, daß ihr Gebet ihren Göttern angenehm wäre; daß sie dasselbe hören und erhören könnten. So gewiß ist das Gebet unter allen Völkern für ein nothwendiges Stük des besondern und des gemeinschaftlichen Gottesdienstes gehalten worden, wie verfinstert oder aufgeklärt sie auch gewesen seyn mögen.

Man hat freylich die Einführung des Gebets und den Glauben an der Nothwendigkeit desselben, dem mächtigen Einflusse des priesterlichen Standes auf die Denkungsart des großen Haufens, und seine Aufmerksamkeit auf alles, was ihre eigennützigen Absichten befördern konnte, zugeschrieben. Die Priester, sagt man, wollten über den großen Haufen herrschen. Diese Herrschaft gründeten sie auf die Vorstellungen des gemeinen Menschenverstandes von dem Einflusse der Gottheit in die Begebenheiten und Schiksale der Sterblichen, und wußten sich derselben zur Beförderung ihrer eigennützigen Absichten meisterlich zu bedienen. Darum brachten sie den Völkern, welche ihnen die Besorgung ihrer Gottesdienste überließen, die Meinung bey, daß man alles, was man wünsche oder bedürfe, bey den Göttern

suchen müsse. Dieß ist leichter gesagt, als mit historischen Gründen bewiesen. Daß der geistliche Stand dem Volke diese Meinung nicht genommen habe, das kann man einräumen; sie hätten, ihre Herrschsucht und Eigennützigkeit vorausgesetzt, zuviel dadurch verloren. Aber nimmer wird man beweisen können, daß die Priester den Menschen diese Meinung zuerst beygebracht haben. Sie haben Nationen in der Ueberzeugung, daß die Götter ein vorzügliches Wohlgefallen an dem Gebete der Menschen hätten, zu bestärken gesucht; sie haben sich zu Mittlern zwischen beyden, und zu Fürbittern für sie aufgeworfen: Wer kann dieß bezweifeln? Aber daß man das, was Priesterbetrug heißen kann, so leicht glaubte; daß öffentlichen Dienern der Götter nicht schwer wurde, den größern Theil ihres Volks zu täuschen; daß dieses sobald zu überreden war, ihre Wünsche wären, wenn dieselben durch sie den Götttern dargebracht würden, diesen vorzüglich angenehm: Was setzte das nicht für eine allgemeine Neigung zum Gebete; welch einen gewissen Glauben, daß die Götter angerufen seyn wollten; und welch eine zuversichtliche Hofnung voraus, daß sie es erhören würden? Immer möge nicht geläugnet werden können, daß die Menschen von jeher

 ge-

gewohnt waren, alle Begebenheiten in der Natur, und auch alle Veränderungen in ihren eignen Umständen und Schiksalen, deren nächste natürliche Ursache sie nicht einsehen konnten, für unmittelbare Wirkungen der Gottheit zu halten, und also eine viel nähere Beschäftigung derselben mit den Menschen und mit der Welt anzunehmen, als erweiterte Einsichten der Vernunft annehmen können. Was folget daraus? Daß sie einige Stufen, die wir durchwandern müssen, ehe wir, die erste und höchste Ursache aller Dinge und aller ihrer Veränderungen erreichen, übersahen, und nun schneller dahin kamen, wohin uns endlich doch auch die hellste Aufklärung führt? Dieß folgt daraus; aber nicht, daß, wenn von der Gottheit nicht alles, was geschieht, unmittelbar, sondern durch eine lange Kette von Mittelursachen bewirkt wird, der Mensch eben deswegen in seinen Schiksalen nicht von ihrem Willen abhänge; daß er den Schutz, den er bedarf, und das Gute, welches er sich wünscht, darum nicht von seinem Herrn begehren; das heißt, daß er nicht beten dürfe, weil sein Beschützer ihm seinen Schild nicht selbst vorhält sondern ihn durch seine Schaaren beschützet, oder rettet, und die Wohlthaten, womit er ihn beglücken kann, nicht selbst mittheilet, sondern

ihm die Geschenke seiner Güte durch seine Diener darreichen läßt. Menschen, die noch zu schwache Augen haben, als daß sie die unermeßlich lange Kette natürlicher Ursachen und Wirkungen übersehen könnten, können sich in ihrer Vorstellung von der Art und Weise irren, wie die Gottheit wirkt und wirken kann. Allein von dieser Vorstellung hängt ihre Vorstellung von der Nothwendigkeit des Gebets zu ihr und der Trieb dazu, nicht ab, sondern beydes gründet sich auf das innere Gefühl, das sie von ihren Bedürfnissen haben, und auf ihre Ueberzeugung, daß alles nach dem Willen der Gottheit geschehe, was geschieht und geschehen müsse, was geschehen soll. Es scheint also blos dadurch das große Phänomen begreiflich zu machen, daß immer nicht blos die rohen unkultivirten, sondern die aufgeklärtesten Völker im Ganzen genommen so fest geglaubt haben, daß die Menschen beten müssen, und ohne zu beten nicht glüklich werden, noch glüklich bleiben können.

Die Natur des Menschen hat keine angeborne Ideen von Gott; aber sie weigert sich so wenig dieselben anzunehmen, daß sie viel lieber Himmel und Erde mit unzählbaren Göttern bevölkert, als sich überreden läßt, gar keinen anzuneh-

nehmen und zu verehren. Es giebt keine bestimmte moralischen Instinkte; das ist erwiesen. Allein gäbe es bestimmte sittliche Instinkte, so müßte die Neigung zum Gebete dazu gehören, die sich bey dem Menschen in der Kindheit seines Verstandes freylich nur in der Zeit der Noth äußert; die sich aber alsdann auch so gewiß und unausbleiblich äußert, daß er diesen Trieb nicht unterdrücken kann, wie schon Cicero bemerkt hat. Je gegenwärtiger dem Menschen die Gottheit in seiner Vorstellung ist, und sie ist es gemeiniglich um so viel mehr, je weniger er von seinen Werken und von ihrem Zusammenhange mit einander überschauet und begreift, desto dringender, desto brünstiger, ist seine Neigung zum Gebete; desto schneller wird sie durch Gefahr und Noth in Thätigkeit gesetzt. Diese Meinung wird nun schwächer, wenn sich der Schauplatz seiner Werke vor seinen Augen mehr erweitert. Der Anblik der fast unzählbaren Mittelglieder der großen Kette, von welcher Eins der niedrigsten Er ist, rücken die höchste Ursache so weit über seinen Blik hinauf daß er sie und ihren Einfluß in das Ganze fast nicht mehr bemerken, und also auch den Trieb, sich an sie zu halten, nicht so stark fühlen kann, als der, welcher bey

seiner

seiner beengten Uebersicht des Ganzen, der Gottheit selbst näher zu seyn glaubt.

Noch wäre es zufrüh, zu untersuchen, ob die natürliche Religion hinreichende Gründe habe, die Verpflichtung des Menschen zum eigentlichen Gebete darzuthun. Allein nach allen diesen Bemerkungen aus der Geschichte aller Völker läßt sich nicht zweifeln, daß wo nur Menschen entweder einen höchsten Urheber und Herrn aller Dinge, oder den Einfluß unsichtbarer höherer Wesen und ihres Willens, in die Begebenheiten und Veränderungen der Welt und der menschlichen Schiksale angenommen haben, da auch die Nothwendigkeit des Gebetes und die Unentbehrlichkeit desselben zu ihrem Glücke erkannt worden ist. Die Pflicht des Gebets fing nicht eher an, für unverbindlich geachtet zu werden, als bis einige von denen, die durch tiefere Einsichten in die Natur der Dinge von dem großen Haufen unterschieden und für weiser gehalten werden wollten, als Andre, die dem gemeinen Glauben oder Aberglauben folgten, entweder alle Veränderungen in der Welt und in dem Leben der Menschen aus ihrer Einrichtung und Natur erklärten, oder alles dem Eigensinne eines blinden und gedankenlosen Zufalles überließen. **Demokrit** und **Epikur** waren die Ersten,

welche

welche die Abhängigkeit der Welt und ihre Begebenheit von dem Einflusse und dem Willen der Götter bestritten. Ihr Daseyn selbst wagten sie nicht zu läugnen; denn sie mußten den Staat und die Gesetze desselben fürchten. Sie beschrieben aber die Götter, als Naturen, die zu erhaben, und zugleich zu glükselig wären, als daß sie sich um so niedrige Wesen, als die Menschen sind, bekümmern, und sich mit der Regierung ihrer Schiksale beschäftigen könnten. Durch ein blindes Ungefähr war die Welt vermittelst einer zufälligen Vereinigung unzählbarer in einem unermeßlichen Raume umherschwimmender Atomen entstanden; durch ein eben so blindes Ungefähr dauerte sie in dieser Vereinigung fort. Einige regelmäßige und ordentliche Veränderungen ließen sich nach ihrer Vorstellung aus der Gleichartigkeit der unsichtbaren kleinen Körper, die sich an einander gehängt hätten, aus ihrer Form und Bildung, aus der Uebereinstimmung oder aus dem Streite ihrer Kräfte gegen einander erklären; andre hingegen schienen ihnen, wie das Ganze, bloß ein Werk und Spiel des Zufalls zu seyn. Wenn daher nach diesen Meinungen die Gottheit und die Welt mit ihren Veränderungen sich nicht, als Ursache und Wirkung gegen einander verhalten;

wenn

wenn diese Verbindung zwischen beyden ein Traum ist, oder zerrissen wird; wenn die Menschen und die Gottheit einander nichts angehen; jene ihr nicht unterwürfig sind, und diese die Regierung der Welt, als eine Hinderung ihrer wollüstigen Unthätigkeit, oder, als eine beschwerliche Arbeit und Last ansehen soll: So haben freylich die Menschen die Götter nicht zu fürchten; sie sind von diesem Joche und von dem Joche des Gehorsams gegen sie frey; aber sie haben auch nichts von ihnen zu erwarten, und weder Wohlthaten noch Sicherheit, noch Schutz und Hülfe von ihnen zu hoffen. Haben sie nichts von ihnen zu erwarten: Warum sollten sie zu ihnen beten? Eins folgt aus dem andern. Giebt es keine Vorsehung, so giebt es auch keine Nothwendigkeit des Gebets. Der Kluge läßt dem Pöbel seine Götter und seine Weise, ihnen zu dienen. Warum sollte er denselben aus einem Traume aufwecken, der seinen Führern und denen so vortheilhaft ist, die sich über die Vorurtheile desselben empor zu schwingen wissen? Er lasse diesem vielköpfigten Thiere den Zaum, womit er dasselbe nach seinem Wunsche lenken kann; von den Göttern fürchte und erwarte er selbst nichts, sondern suche, was er wünscht, genieße, was er hat, und bemächtige sich jeder Ergetzlich=

gezlichkeit und Lust, wo er sie findet. Dieß ist Epikurs Moral und mußte es seyn. Die Verläugnung der Vorsehung mußte die Unterlassung und Geringschätzung des Gebets nach sich ziehen, und diejenigen, welche dieser Philosophie folgten, entweder zu Verächtern desselben, wenn sie der Götter und ihres Dienstes ohne Gefahr spotten konnten, oder, wenn es ihre Sicherheit oder ihr Vortheil forderte, zu öffentlichen Heuchlern machen. Wie nach Gibbons Meinung die Magistrate unter den Römern über alle öffentlichen Religionen dachten: So mußten sie auch über das Gebet denken. Dem Mächtigen und Reichen war diese Philosophie willkommen. Sie fand und verlangte auch keinen größern Cirkel. Der gemeine Haufe blieb bey seinem Glauben. Wurde in den spätern Zeiten der römischen Republik, als sich alles dem Despotismus eines Einzigen über den größten Theil der kultivirten Welt unterwerfen mußte, auch das Volk gleichgültiger gegen jede Art des Gottesdienstes und des Gebetes: So war doch dieß mehr eine Folge, theils von dem Einflusse, den allezeit die Beyspiele der Mächtigen, der Reichen und der Wollüstlinge auf das Volk haben, theils von dem Sporte der dem Theater über alles erlaubt war, wie heilig es auch in

den Augen desselben seyn mußte, als eine Wirkung einer Veränderung, die sich in seiner vormaligen Art zu denken, zugetragen hätte.

Die sokratische und platonische Philosophie stand unter dem aufgeklärtern und bessern Theile der Griechen und der Römer in einer weit höhern Achtung, als die epikurische, und eine von den vornehmsten Ursachen war unstreitig diese, daß sie den Menschen mehr Ehrfurcht gegen die Gottheit einzuflößen suchte, dieselbe als die Urheberin aller Ordnung, als die Urquelle aller Schönheit, und als die Austheilerin alles Guten beschrieb, sie als eine Belohnerin und Freundin den Tugendhaften, und als eine strenge Feindin und Bestraferin allen Bösen abbildete, die Menschen aufforderte, ihr in ihren Gesinnungen und in ihrem Leben ähnlich zu werden, und besonders ihnen auch das Gebet um ihre Gnade und Hülfe empfahl. Die stoische Sekte pries die Tugend dem Menschen aus andern Gründen an. Ihr eigner innerer Werth, und die Würde, welche sie ihren Verehrern giebt, sollten für jedermann, dem nicht alles Gefühl des Guten und Edlen mangelte, Reiz und Antrieb genug seyn, sie zu verehren, und zu lieben. Sie suchte freylich dem Stolze zu schmeicheln, den der Mensch so gern in

seinem Busen ernährt; aber dennoch wagte sie es nicht, das Gebet ganz zu verwerfen, obgleich die Verwerfung desselben eine natürliche Folge ihrer Meinungen zu seyn schien, daß alles, was geschähe, nothwendig geschähe; daß auch selbst die Götter von den Banden eines unvermeidlich alles nun unselig bestimmenden Schiksales gefesselt würden. Maximus Tyrius ist sehr beredt, wenn er nach den Grundsätzen der Stoiker sowohl die Unnöthigkeit, als die Unnützlichkeit des Gebetes zu erweisen sucht. Seine Einwürfe, daß das Gebet weder nothwendig noch wohlthätig sey, waren in den Schulen der Philosophie lange bekannt gewesen; allein der große Haufe wußte entweder nicht, welche Gedanken die Philosophie für Vorurtheile des Aberglaubens erklärte, oder sie hätte keinen Eindruk auf denselben machen können, weil er Götter haben und verehren wollte, um Helfer und Wohlthäter zu haben, die er um Hülfe oder um Wohlthaten anrufen könnte.

Es ist also nicht zu verwundern, daß, sobald die Religion Jesu sich auf dem Erdenkreise verbreitete, die Aufforderungen des Christenthums zum Gebete nicht allein keinen Widerspruch fanden, sondern überall willig angenommen und befolgt wurden. Die reinen und würdigern Begriffe von

der

der Gottheit, die das menschliche Geschlecht durch diese himmlische Lehrerin empfing, gaben der allgemeinen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Gebets eine neue Stärke. Ueberall erscholl nicht allein die frohlockende Stimme der Anbetung und des Lobes Gottes, sondern auch die demüthigere Stimme des Gebets zu ihm. Auch dieses Band zwischen der Gottheit und dem Menschen wurde fester geknüpft. Du erhörest Gebet, das ward ein unterscheidender Charakter des Schöpfers, des Beherrschers und des Vaters aller Menschen. Die Vorstellung Gottes, als eines einigen allgegenwärtigen Wesens, daß die ganze Welt mit allen ihren Veränderungen und Begebenheiten zum allgemeinen und besondern Besten aller seiner Erkenntniß und Verehrung fähigen Geschöpfe anordnet und regieret, das mit unermüdeter Güte vornehmlich für die Menschen sorgt, gaben dem Gebete einen neuen Werth und den Verehrern der Gottheit eine größere Freudigkeit und Zuversicht dazu. Unter der Herrschaft der Abgötterey hatten die Menschen Götter angebetet, die, nach ihren irrigen Begriffen von denenselben, sie entweder nicht allezeit hören konnten, oder nicht vernehmen wollten, oder, wenn auch ihre Bitten zu ihnen drangen, und sie den Willen

hatten sie zu erhören, entweder nicht mächtig genug waren, die Wünsche ihrer Verehrer zu befriedigen, oder von noch mächtigern Gottheiten gehindert wurden, ihnen auf ihr Gebet zu Hülfe zu kommen. Was konnten die Priester Baals dem Propheten Elias auf die bittre Verspottung ihres Götzen antworten: Rufet laut; denn er ist ein Gott; er dichtet oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er aufwache? Die von ihnen verehrten Götter waren weder allgegenwärtig noch allmächtig. Waren sie nicht, nach ihren unwürdigen Vorstellungen von denselben, in ihren Neigungen und Gesinnungen partheyisch, eigensinnig und veränderlich? Geschah es nicht deswegen oft, daß ihre Verehrer sich an ihren Fetischen, wenn ihre Gebete nicht erhört wurden, durch die seltsamsten Beschimpfungen zu rächen suchten, wie man selbst in der Geschichte des christlichrn Aberglaubens ähnliche Beyspiele davon findet? Man denke nur an die homerischen Gottheiten, an die Streitigkeiten derselben mit einander über diejenigen, deren Schutzgottheiten sie waren, an die Listen, welche sie brauchten, einander zum Vortheile oder Schaden derjenigen, die sie begünstigen, oder ihre Abneigung empfinden lassen wollten, und an

alle Hindernisse, die sie einander in den Weg legten, um die Ausführung ihrer Absichten zu vereiteln. Wie sehr mußten nicht solche Vorstellungen den Trieb ihrer Anbeter schwächen, sie um ihre Hülfe anzurufen, wenn sie zu einigem Nachdenken kamen? Und dennoch blieb der Trieb zum Gebete und die Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit zum Glücke des Menschen so allgemein und so lebhaft! Zu welcher Innbrunst mußte denn derselbe nicht durch die höhern und vollkommnern Vorstellungen des Christenthums, von der Gottheit angefachet und entflammt werden! Einen allgegenwärtigen Schöpfer, Erhalter und Herr aller Dinge zu glauben; ein Wesen, das mit einer unbegrenzten Macht, eine eben so uneingeschränkte Erkenntniß und Weisheit vereinigt, das die geheimsten und leisesten Gedanken der Menschen, wo sie auch sind, erkennet, und deutlicher, völliger durchschauet, als der Mensch selbst sich ihrer bewußt ist, und werden kann; ein immer zum Wohlthun, und zum Schutze, zum Erbarmen und zur Hülfe willfähriges Wesen, das sich selbst in der Sprache des Menschen unter einem so schönen und so angenehmen Bilde vorzustellen weiß, als das Bild eines Vaters ist, dessen Herz sich gegen keins seiner

Kinder verläugnen kann, wie unwürdig sie auch seiner Neigung seyn mögen; einen solchen Gott zu bekennen und sein Verlangen nach dem, was uns zu unserer Glükseligkeit unentbehrlich zu seyn scheint, nicht auf ihn richten, alles Gute, alle Beschirmung oder Errettung nicht von ihm begehren zu wollen: Dieß wurde nach der Einführung des Christenthums für unmöglich gehalten, und man kann sich gar nicht darüber verwundern. Sein göttlicher Stifter hatte den Bekennern seiner Lehre, das Gebet, als eine gottgefällige Art, ihn zu verehren, angepriesen und befohlen. Er machte jedem durch die feyerlichsten Versicherungen, daß seine Bitten erhört werden sollten, Muth zu beten. Ihn selbst sollten sie sich, als einen allgemeinen Fürsprecher bey seinem Vater, vorstellen; als ihren eifrigsten Freund, der ihre Gebete mit seiner Fürbitte begleiten wollte, damit sie ihm desto angenehmer seyn, und sie ihrer Erhörung gewisser werden mögten. Vordem war für die Israeliten allein das Allerheiligste in dem Tempel zu Jerusalem die schauervolle Stätte, an welcher sich Gott denenselben, als einen Verschoner und Erbarmer offenbaren wollte, und zu diesem Allerheiligsten war der Zugang nicht allen, sondern bloß ihrem Hohenpriester verstattet, der auch selbst nicht

anders,

anders, als mit Furcht und Zittern, und nicht ohne die sorgfältigste Beobachtung vieler sehr bedeutenden Feyerlichkeiten in demselben erscheinen durfte. Nun sollten sich die Menschen nach Pauli Beschreibungen die ganze Welt als das Allerheiligste Gottes vorstellen, und dieß Allerheiligste war allen seinen Verehrern geöfnet. Alle hatten durch Christum einen freyen Zugang zum Vater; aller Orten durften sie freudige Hände zu ihm aufheben. Sie selbst wurden alle unter dem Charakter der Priester, ihre Gebete aber, als Opfer von einem Gott angenehmen Geruche, abgebildet, wodurch sie in eine gewissermaßen unmittelbare Gemeinschaft mit Gott gesetzt wurden. Alle diese Vorstellungen machten das Gebet nicht allein zu einer dem Menschen sehr nöthigen und heilsamen Pflicht, sondern auch zu einem sehr ehrenvollen Geschäfte für ihn. Solche Vorstellungen mußten auf die ersten Christen sehr große Eindrücke machen, und die Geschichte lehret auch, daß sie sehr große Wirkungen hervorbrachten. Die Christen behielten nicht allein aus der Synagoge gewisse feyerliche Betzeiten bey, sondern bestrebten sich auch, die Ermahnung Pauli, am Gebete anzuhalten und allezeit zu beten, nur zu buchstäblich in Ausübung zu bringen, und die Lehrer nach den

Zeiten der Apostel brauchten alle ihre Beredsamkeit, diese eifrige Lust zu beten nicht allein zu unterhalten, sondern auch zu vermehren.

Wie es nun immer sehr leicht zu geschehen pflegt, daß, sobald die Menschen etwas mit viel Eifer und Lust thun, dieser Eifer in einen übertriebenen leidenschaftlichen Enthusiasmus übergeht, die Grenzen der Wahrheit und Weisheit überschreitet, und alles andre, was sonst auch Wohlgefallen verdient und mit vorzüglicher Neigung und Freude verrichtet werden sollte, wenig achtet oder gar verachtet: So ging es auch mit der so eifrigen Hochachtung des Gebetes bey den Christen. Nach der Lehre Jesu und seiner Apostel war dasselbe ein wichtiges Stük der Verehrung Gottes; aber nicht das erste und vornehmste; noch viel weniger eine Pflicht, welcher die andren Pflichten gegen Gott oder gegen die Menschen ohne Bedenken aufgeopfert werden sollten. Niemals hatten sie dem Gebete vor andern Tugenden eine solche vorzügliche Heiligkeit zugeschrieben, wie sehr sie auch den Menschen, eine fleißige Ausübung dieser Pflicht, besonders wegen ihres natürlichen Einflusses auf ihre innere Ruhe und Freudigkeit, angepriesen und empfohlen hatten. Wenn demnach die Christen das Verhältniß aus den Augen ließen, in welchen

das Gebet mit andern Pflichten stehen muß, wofern es Gott gefällig und den Menschen nützlich seyn soll: So ist das nicht die Schuld der Religion, welche dieses Verhältniß deutlich genug bestimmt, sondern entweder des Misverstandes ihrer Unterweisungen, oder des Aberglaubens, der aus unrichtigen Vorstellungen davon entspringt, oder auch nicht selten der Heucheley, die sich in den Schein der Heiligkeit, als in eine Wolke einhüllet, um ihre geheimen Laster den Augen leicht getäuschter Zuschauer zu entziehen. Den Unterricht, welchen der Stifter des Christenthums über die Pflicht des Gebetes giebt, ist in diesem Punkte so klar, als man ihn fodern kann. Nirgends wird darinnen das Gebet für ein Merkmal erklärt, Matth. 6, 5 – 8 wornach ein Mensch die innre Frömmigkeit und Tugend eines andern erkennen und beurtheilen sollte. Christus verwarf deswegen die scheinheilige Gewohnheit der Pharisäer, welche gern, um vor den Leuten gesehen zu werden, in den Synagogen sich vor andern durch ihre Gebete auszuzeichnen suchten, oder an den Ecken der Straßen stehen blieben, und daselbst beteten. Er foderte vielmehr von den Bekennern seiner Lehre, daß, wenn sie, außerhalb der Theilnehmung an dem öffentlichen Gebete des ge-

meinschaftlichen Gottesdienstes, besonders und für sich beten und die Anliegen ihres Herzens vor Gott bringen wollten, sie die Einsamkeit suchen, und im Verborgnen zu ihrem allgegenwärtigen Vater beten sollten. Aus eben dem Grunde wollte er, daß, wenn sie beteten, sie nicht viel plappern sollten, wie die Heiden, welche meinten, sie würden erhört, wenn sie viele Worte machten. Die Ausleger haben über die Battologie im Gebete, welche Christus den Seinigen so ernstlich untersagte, verschiedne Meinungen vorgetragen, und die meisten stehen in den Gedanken, daß dadurch lange oder weitläuftige Gebete zu verstehen wären, in denen viel überflüssige Worte und Formeln gebraucht würden; in der ungereimten Einbildung, daß das höchste Wesen durch einen gewissen Prunk von Beredtsamkeit leichter zum Mitleiden, oder zur Erhörung unsrer Bitten bewogen werden möchte. Meiner Einsicht nach enthält zwar diese Auslegung eine unstreitige Wahrheit; denn sie verwirft eine Einbildung, die den würdigen Vorstellungen entgegen ist, die wir uns von einer unendlichen Güte und Barmherzigkeit Gottes machen müssen. Daß sie aber den Sinn der Vorschrift Christi richtig darstelle, davon kann ich mich nicht überzeugen. Ich glaube vielmehr, daß

unter

unter der von ihm verbotnen Battologie, die öftern Wiederholungen Einer und Derselben Bitte zu verstehen sind, die besonders in der öffentlichen Supplication der Heiden so gewöhnlich waren, und in der Folge auch unter den Christen in ihren öffentlichen auf gewisse feyerliche Zeiten eingeschränkten größern und kleinern Litanien und Rogationen so gebräuchlich wurden. Daß dieses der eigentliche Sinn der Vorschrift Christi sey, glaube ich aus dem Grunde mit Recht schließen zu können, um dessen willen seine Jünger im Gebete nicht viele Worte machen sollten. Dergleichen Wiederholungen sind unnütz, sobald sie gesucht, und nicht zuverläßige Zeichen eines bloß mit Einem Gegenstande unaufhörlich beschäftigten Herzens sind. Gott bedarf derselben nicht, um entweder dadurch von unsern Bedürfnissen unterrichtet oder zur Aufmerksamkeit darauf gereizt zu werden. Die Heiden meinten, sie wären nöthig; sie würden desto eher gehört und erhört. Die Christen sollten würdiger von Gott denken lernen. Darum sollt ihr euch ihnen nicht gleichen, euch ihnen nicht gleichstellen; euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe ihr darum bittet. Hätten die Christen ihre Vorstellungen von der

Pflicht

Pflicht und von der gottgefälligen Beschaffenheit des Gebetes allezeit nach diesem Unterrichte ihres Heilandes und Herrn eingerichtet: So würde die Geschichte der Kirche nichts von Messalianern und Eucheten, nichts von Betbrüderkonföderationen, nichts von Vermächtnissen und Stiftungen zur Theilnehmung an ihren Gebeten und Fürbitten, nichts von öffentlichen mit feyerlichen Aufzügen und Umgängen begleiteten Litanien zu erzählen haben, ungeachtet dieselben in guter Meinung und Absicht eingeführt wurden. Niemals hätte es ein Verdienst werden können, täglich nach einer gewissen bestimmten größern oder kleinern Zahl das Gebet des Herrn heimlich oder öffentlich zu beten. Auch wäre gewiß von den Psalmen Davids ein ganz andrer Gebrauch gemacht worden, als der ist, der seit dem vierten und fünften Jahrhunderte in der Kirche aufkam. Denn daß besonders das öffentliche Gebet sehr frühzeitig ein bloß äußerliches Werk; daß es dadurch eine neue Art des Aberglaubens, und anstatt eine heilsame und wohlthätige Beschäftigung des Geistes und des Herzens mit Gott zu seyn, so gar ein lästiges Joch für die Christen wurde: Wer könnte oder wollte daran zweifeln? Indeß gründete sich selbst dieser Aberglaube auf die sich

immer fortpflanzende Ueberzeugung von der Verpflichtung der Menschen zum Gebete, wie auch von der Nothwendigkeit, als von der Unentbehrlichkeit desselben zu ihrer Glükseligkeit. Auch muß aus den Misverständnissen und Misbräuchen, die in Ansehung des Gebetes unter den Christen aufkamen, nicht geschlossen werden, daß die wahren, dem ursprünglichen Sinne der Belehrungen Christi und seiner Apostel gemäßen Vorstellungen vom Gebete sich ganz in der Kirche verloren hättten. Sie erhielten sich vielmehr auch in den dunkelsten Jahrhunderten derselben. Man braucht nur die theologischen Summen eines Alexanders von Hales, oder eines Thomas von Aquino; man braucht nur die Schriften eines Gesons gelesen haben, um überzeugt zu werden, daß die Christen zu richtigen Begriffen vom Gebete, von der Verbindlichkeit dazu, von den wahren Gründen, wie auch von der Bestimmung und der Nützlichkeit desselben leicht hätten zurükkehren können, wenn sie zum eignen freyen Nachdenken über die Religion mehr als zu einem blinden Köhlerglauben gewöhnt gewesen wären.

Ein von den traurigsten und schädlichsten Veränderungen in der Lehre vom Gebete war die Meinung, die dem Geiste des Christenthums so gerade-

geradezu widersprach; daß Gott nicht allein anzubeten sey; daß man vielmehr die verstorbenen Heiligen eben sowohl anrufen dürfe, als Gott; daß man sogar durch ihre Fürbitte von ihm das Gute, was man wünsche, leichter und geschwinder erhalten könnte, als wenn man seine Wünsche unmittelbar vor ihn brächte. Die Folge war, daß man mehr zu ihnen, als zu Gott betete; daß man weniger von ihm, als von den Heiligen erwartete, und, weil man die Gebete an sie als eine Art geistlicher Negociationen betrachtete, worauf Versprechungen, Gelübde und Geschenke einen großen Einfluß haben könnten, mehr auszurichten hofte, wenn man sich an diejenigen wendete, denen er nach dem Wahne der Zeit, entweder die Austheilung seiner Wohlthaten übertragen hatte, oder deren kräftigen Fürsprache er nichts versagen könnte, als wenn man sie vorbeyginge, und kühn genug wäre, Gott selbst anzurufen. Niemand dürfte sich wundern, wenn in solchen finstern Zeiten, wo bey aller fortdauernder Ueberzeugung daß nur ein Gott sey, doch das Christenthum mehr ein Polytheismus, als eine Verehrung eines einigen Schöpfers und Herrn aller Dinge zu seyn schien, daß Gebete von denen, welche das drückende Joch des kirchlichen Aberglaubens

bens

bens zu sehr fühlten, als daß sie nicht dasselbe abwerfen zu können, hätten wünschen sollen, weniger geschätzt, oder gar verachtet worden wäre. Denn was ist gewöhnlicher, als daß die Menschen von einem Aeußersten zum andern übergehen? Freylich fanden sich einige, welche kurz vor der allgemeinen Verbesserung des Christenthums im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts oder bald darauf, die Religion, nicht allein der Offenbarung, sondern auch der Natur verwarfen, und, weil sie keine andre Gesetze, als die Gesetze des Staates über sich erkennen wollten, nothwendig auch alle Verpflichtung zum Gebete läugnen und verwerfen mußten. Allein so wenig die Religion selbst durch eine solche Empörung gegen sie erschüttert werden konnte, so wenig nachtheilig konnten sie auch der noch allgemeinern Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit des Gebetes werden. Die Anrufung der Heiligen wurde mit so viel Eifer als Glük bestritten; das Gebet zu Gott allein wurde desto mehr in Ehren gehalten. Man kann Luthers und seiner Zeitgenossen Schriften nicht lesen, ohne von ihren innigen und herzlichen Anpreisungen des Gebetes, seines Nutzens, und seiner Kraft bewegt zu werden, und sich von der Innbrunst, womit sie beteten, entzündet zu fühlen.

len. Der hohe Werth des Gebetes ward in allen Ständen der Gesellschaft, in den höhern sowohl, als in den niedrigen, mit gleicher Ueberzeugung erkannt und empfunden, und der Fürst glaubte, um gut regieren zu können; dasselbe eben so nöthig zu haben, als der Theolog, um ein rechtschaffener Lehrer zu seyn, oder der gemeine Christ, um sich bey seiner Arbeit des göttlichen Segens versichern, oder um sich unter den täglichen Mühseligkeiten des Lebens trösten und beruhigen zu können. In unsern Zeiten ist es ein Glük für den Ruhm eines Herzogs Ernst von Gotha, daß er sich in der Kunst zu regieren und seine Länder zu beglücken, eben so groß bewiesen hat, als er eifrig im Gebete war.

Daß es die Wiederherstellung der reinern Erkenntniß der Lehre Christi und seiner ersten Jünger war, welche den Menschen die Rechte des Gewissens und der eignen freyen Untersuchung ihres Glaubens wieder gab, kann von einem unpartheyischen Beobachter der menschlichen Aufklärung wohl so wenig in Zweifel gezogen werden, als die feinen und meisterhaften Mishandlungen der Geschichte von einem in der Kunst der Darstellung so unnachahmlichen Gibbon beweisen können, daß die innre Befreyung des menschlichen Geschlechts von

dem

dem Aberglauben des Heidenthums, nicht vornehmlich dem mächtigen Einflusse einer richtigen Erkenntniß eben dieser Lehre, sondern ganz andern Ursachen zugeschrieben werden müsse. Aber die Menschen haben immer mehr, als frey seyn wollen. Die Wahrheit gab ihnen das große und unschäzbare Vorrecht, der freyen Untersuchung und Prüfung dessen, was von ihrem Glauben und Gehorsam gefodert wurde, und immer hat es Undankbare gegeben, welche dieses Vorrecht brauchten, diesen Glauben und diesen Gehorsam dem zu verweigern, was doch die unläugbarsten und gerechtesten Ansprüche darauf hat. Mit dem Rechte, nichts ohne Grund als wahr und zuverläßig anzunehmen, überredeten sie sich das Recht, alles zu bestreiten und nichts zu glauben, zugleich erhalten zu haben. Man fing im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte an, den göttlichen Ursprung der Offenbarung und ihre Lehre zu bestreiten, und, um nicht für Feinde aller Religion gehalten zu werden, die natürliche Religion nicht allein für zulänglich für die Ruhe und Glükseligkeit des Menschen zu erklären, sondern sie so gar über die Religion des Christenthums zu erheben. Die ersten Angriffe waren theils wider die Beweise ihrer Göttlichkeit, theils wider ihre mehr spekula-

tiven, als praktischen Lehren gerichtet. Die bescheidnern Widersacher schonten ihrer Moral, und diese Schonung ist begreiflich, wenn man an die Harmonie denkt, welche die geoffenbarten Gesetze mit den Vorschriften einer gesunden natürlichen Moral verknüpft. Viele berühmte Deisten scheinen so gar die christliche Moral noch mehr erhoben und gepriesen zu haben, als manche Vertheidiger ihrer theoretischen Wahrheiten. Ich möchte sogar von einigen glauben, daß diese Lobeserhebungen aufrichtig gewesen sind. Allein auf die Bestreitung derjenigen Lehren, die mehr bestimmt sind, Vorschriften zu begründen, oder zu ihrer Befolgung Muth und Freudigkeit zu gewähren, folgte endlich die Bestreitung auch der praktischen, welche die Einrichtung unsrer Gesinnungen und unsers ganzen Verhaltens zum unmittelbaren Gegenstande haben. Man wollte dem Christenthum nicht einmal mehr den Vorzug einer vernünftigen Anweisung zur Tugend zugestehn, und suchte zu beweisen, daß es den Menschen Pflichten auflegte, welche eine aufgeklärte Vernunft nicht dafür erkennen könnte; Pflichten, welche nicht allein keinen wahren Nutzen für die menschliche Glükseligkeit hätten, noch in unsrer Natur, in unsrer Bestimmung und in unsern Bedürf-

dürfnissen gegründet, sondern auch der höchsten und vollkommensten Gesetzgebung der Gottheit, wofern dieselbe ja für eine Gesetzgeberin gehalten werden sollte, ganz unwürdig wären. Wie dieser Vorwurf beynahe allen Pflichten, welche wir Gott selbst schuldig sind, gemacht worden ist: So ist auch die Pflicht des Gebetes nicht damit verschont worden. Der Lord Herbert hatte, ungeachtet er die Göttlichkeit des Christenthums bestritt, dennoch die Verbindlichkeit zum Gebete nicht allein nicht bestritten, sondern durch sein Beyspiel bestätigt. Allein spätere Deisten glaubten, in der Aufklärung ihres Geistes weiter gekommen zu seyn. Sie läugneten die Verbindlichkeit dazu; sie behaupteten die Unnöthigkeit des Gebetes, und sprachen demselben sogar alle Nützlichkeit ab.

Ein so wichtiger Theil der christlichen Moral, als die Lehre vom Gebete ist, mußte wider solche feindselige Angriffe vertheidigt werden, und es hat nicht an gründlichen Prüfungen der Scheingründe gefehlt, womit die Wahrheit und der Werth diese Lehre bestritten worden ist. Allein was bey der Vertheidigung der Religion überhaupt geschehen ist, daß man sicherer zu gehen geglaubt hat, wenn man lieber zuwenig, als zuviel

vertheidigte, und das, was Meinung zu seyn scheinen konnte, aufopferte, um sich nicht in die Verlegenheit oder Gefahr gesetzt zu sehen, das Wesentliche der Lehre aufopfern zu müssen, wofern auch die Gefahr blos eingebildet war, eben das ist auch, wo ich mich nicht sehr irre, bey der Vertheidigung des Gebetes geschehen. Jeder Lehrer hat ein unstreitiges Recht, die Theorien seiner Vorgänger in diesem oder jenem Stücke der christlichen Lehre zuweilen völlig aufzugeben, zuweilen zu berichtigen und zu verbessern; vieles genauer zu bestimmen, vieles enger einzuschränken, oder den Bedürfnissen und selbst den herrschenden Meinungen anzupassen. Oft übergeht er Gründe, worauf sie gebaut hatten, oft nimmt er sie weg, wenn er sie auch nicht für schwach oder für untauglich hält, die Last des Gebäudes zu tragen, das darauf ruhen soll; weil er entweder festere Gründe für dasselbe zu haben glaubt, oder weil er den Streit abkürzen will, oder weil er gar den Vorwurf fürchtet, daß er der Aufklärung seiner Zeit entgegenarbeite, wofern er diesen oder jenen nun einmal geltenden Meinungen seines Zeitalters nichts nachsehen will. So glaubten in der Lehre vom Gebete viele ältere Theologen, daß die Verbindlichkeit dazu nicht allein in der Natur des

Men=

Menschen, sondern auch in der Natur Gottes gegründet sey. Nun glaubte man zugeben zu können, daß unser höchster Gesetzgeber in der Vorschrift desselben keine Rüksicht auf sich selbst, und auf seine Ehre genommen, sondern sie bloß auf die Nützlichkeit ihrer Befolgung für die Menschen gegründet habe. Wer die Pflicht des Gebetes verwirft, bestreitet jenen Grund, mit der geheimen Absicht, die Nützlichkeit desselben desto leichter zweifelhaft und ungewiß machen zu können. Der Vertheidiger vermuthet vielleicht diese nicht, und läßt, überzeugt, daß man mit einem sichern und festen Grunde der Verbindlichkeit zufrieden seyn könne, die Einwürfe wider den ersten Grund unbeantwort; denn er ist der Meinung, daß die Wahrheit Beyfall verdient, wenn sie auch nur mit Einem unwidersprechlichen Beweise erwiesen wird. Sollte er aber nicht bedenken, daß jeder Widersacher einer Lehre mehr Gewicht auf seine unbeantworteten Einwürfe legt, als auf diejenigen, welche noch so gründlich widerlegt werden? Wird ein solcher sich nicht immer eines Sieges rühmen, wenn es auch bey unbefangenen Richtern für die Wahrheit gleichgültig wäre, ob er ihn gewonnen hätte, oder nicht? Die Offenbarung ermuntert die Menschen zum Gebete mit

der Verheißung, daß es erhöret werden solle, wenn es rechter Art sey. Der Widersacher läugnet die Erhörlichkeit desselben; denn er glaubt erweisen zu können, daß dieselbe sich mit den allgemeinen Gesetzen der göttlichen Regierung der Welt nicht vereinigen lasse. Er meinet überdieß die Erfahrung auf seiner Seite zu haben. Auch beruft er sich auf die Unmöglichkeit unaufhörlicher Wunder, ohne welche keine solche Erhörlichkeit der so mannigfaltigen und einander so zuwiderlaufenden Bitten so unzählbarer Menschen gedacht werden könne. Endlich verwirft er den Unterschied zwischen einer allgemeinen und besondern Vorsehung den nicht allein ältere Theologen, sondern selbst berühmte Weltweise angenommen haben, und daraus zieht er die Folge, das Gebet könne, wenn es keine besondre Vorsehung giebt, auch keinen Einfluß auf die Veränderungen und Abwechslungen der menschlichen Schiksale haben, die seiner Entscheidung nach, in ihren mannichfaltigen Modifikationen bloß den allgemeinen Gesetzen der körperlichen, thierischen und menschlichen Natur unterworfen sind. Und was folgert er nun weiter? das, daß wenn auch mit den Gebeten der Menschen gewisse Veränderungen seines Zustandes zusammenstimmen sollten, darin doch kein sichrer und

zuverläßiger Grund vorhanden sey, diese Zusammenstimmung für eine eigentliche Erhörung ihrer vorhergegangenen an das höchste Wesen gegründeten Wünsche anzunehmen. Nun glaubt er zu dem Schlusse berechtigt zu seyn, daß das Gebet von keinem Nutzen sey. Von diesem Schlusse bis zu der Behauptung, daß es nicht allein unnütz, sondern auch sogar schädlich sey, ist der Uebergang, wie es scheint, eben so kurz, als leicht. Der Mensch kann die Zeit, die er dem Gebete widmet, weit nützlicher für seine Wohlfarth, und für die Glükseligkeit seiner Nebenmenschen anwenden, und dieser Verlust der Zeit ist schon ein nicht geringer Nachtheil; aber weder der einzige noch der größte. Die Gewohnheit, im Gebete eine Hülfe zu suchen, die er nur von seiner Klugheit, oder von seinem Muthe erwarten kann, oder dadurch den Kreis seiner Glükseligkeit zu erweitern, die von einer genauen Beobachtung und schnellen Anwendung vortheilhafter Gelegenheiten und Umstände abhängt, macht ihn träge, bey bedenklichen Vorfällen verlegen und unschlüssig, oder wenn sie günstig zu seyn scheinen, rasch und zufahrend. Oft beraubt sie ihn der Kräfte, von deren angestrengtem Gebrauche die Erhaltung oder die Erweiterung seines Glückes abhing; oft giebt sie

ihm eine Stärke, die der fieberhaften Stärke eines Kranken gleicht, und gemeiniglich weniger heilsam, als zerstörend ist. Je eifriger und brünstiger ein Mensch im Gebete ist, desto näher ist er der Schwärmerey, und jemehr er auf die Wirksamkeit der höchsten Ursache rechnet, desto ungeschikter wird er auch, die Wirksamkeit der Mittelursachen zu seinem Vortheile zu lenken. Wer die gute Sache des Gebets vertheidigen will, kann gute Ursachen zu haben glauben, sich nicht auf alle die Untersuchungen einzulassen, die dergleichen Gründe und Einwürfe wider die Verpflichtung zu demselben veranlassen können. Es kann ihm genug zu seyn scheinen, das Gebet wider den Vorwurf der Schädlichkeit zu vertheidigen, und die Nützlichkeit desselben zu beweisen. Denn verdient es jene nicht, und hat es irgend einen wahren und gewissen Nutzen: Was braucht es weiterer Beweise der Verbindlichkeit dazu? Ist es seiner eignen innern Natur nach schon eine würdige Beschäftigung des Menschen; entspringen aus ihm selbst wichtige moralische Vortheile für den Menschen: So mag die Frage, ob er der Erhörung desselben, wenigstens unter gewisser Bedingung sich versichert halten dürfe, unentschieden bleiben; das Gebet bleibt allezeit Pflicht, weil es allezeit nütz-

nützlich ist, wie jede andre Tugend ihre eigne Belohnung ist. Wer in den Schriften der neuern christlichern Sittenlehrer auch hierüber mehr Aufklärung gesucht hat, der wird auch bemerkt haben, daß dieselben sichs vornehmlich angelegen seyn lassen, den Einfluß, den das Gebet durch sich selbst fast auf alle christliche Tugenden hat, oder haben kann, zu erheben, und die wohlthätigen moralischen Wirkungen, die es, als eine Art des Umganges mit der Gottheit hat, in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Daß es dergleichen Wirkungen haben könne, und haben müsse, zweifle ich nicht. Allein ich kann doch meine Furcht nicht bergen, daß nicht immer, wofern man das Gebet hauptsächlich nur als ein seiner eignen Natur nach tugendbeförderndes Mittel anpreiset, die Widersacher der Verbindlichkeit dazu sich überreden sollten, in der Hauptsache gewonnen zu haben. Auch fürchte ich, daß selbst Freunde des Christenthums auf die Gedanken fallen können, wofern es mehr Mittel, und vielleicht noch kräftigere Mittel giebt, tugendhafte Gesinnungen zu erhalten, sie immer mehr zu veredlen, und zu allen guten und gesezmäßigen Handlungen zu ermuntern, daß es, wofern nur der Zwek erhalten wird, wozu das Gebet auch ein Mittel ist, die Anwendung

desselben nicht so nothwendig sey, als es ist, und ohne Nachtheil der Hauptsache des Christenthums, die auf dem beständigen Fortgang im Guten beruhe, der freyen Wahl eines jeden Christen überlassen werden könne, dieses Mittel zu gebrauchen oder nicht. Und was wird die Folge davon seyn? Der Christ wird beten, nicht wenn er soll, sondern wenn er will; seine Neigung und Lust wird entscheiden, und nicht das Gesetz. Deswegen glaube ich, daß dieserhalb neue Betrachtungen über die Lehre des Gebetes auch in dieser Absicht nicht für unnütz oder überflüßig gehalten werden dürfen.

Zweiter Abschnitt.

Ueber die verschiedenen Bedeutungen, worinnen das Wort Gebet genommen zu werden pflegt.

So verschiedene, von einander so weit abweichende Vorstellungen von der Verpflichtung zum Gebete, von seinem Werthe und von seinem Nutzen, als in den Zeiten vorgetragen werden, in denen jedermann einer weitern Aufklärung nachstrebt,

strebt, können auch die aufrichtigsten Freunde der Wahrheit irre machen, oder doch beunruhigen. Sie können Zweifel erregen, von denen man sich zu befreyen suchen muß, jemehr sie uns an dem wohlthätigen Gebrauche der Wahrheit selbst hindern. Um nun aus dem unruhigen Stande des Zweifels zur völligen befriedigenden Entscheidung und Gewisheit übergehen zu können, ist es nothwendig, die verschiednen Bedeutungen, welche mit den Worten Gebet verknüpft zu werden pflegen, auseinander zu setzen, und zur Sicherheit der Untersuchung die eigentliche Bedeutung genau und richtig zu bestimmen. Nur allzuviele Zweifel entspringen aus Misverständnissen der Ausdrücke, von denen man sich beredet, daß diejenigen, die sie brauchen, in dem Sinne derselben mit einander übereinkommen, und sie allezeit auch *in* Einer und Derselben Bedeutung brauchen. Man hält es deswegen für eine eben so überflüßige als unnöthige Arbeit, in seinen Untersuchungen streitiger Sätze so weit zurük zu gehen. Man fürchtet Langeweile dabey zu empfinden, oder zu verursachen. Man will demnach nicht wieder thun, was bereits gethan zu seyn scheint, und gleichwohl ist oft nichts nöthiger, als eben dieses. Die Folge wird beweisen, daß viele scheinbare Einwen-

wendungen theils wider die Verpflichtung zum Gebete, theils wider den Nutzen desselben, bloß aus dem mannigfaltigen unbestimmten und schwankenden Gebrauche dieses Wortes entsprungen sind.

Nach dem Sprachgebrauch des Systems wird das Wort Gebet bald in weiterer bald in engerer Bedeutung genommen. In jener bezeichnet es alle unmittelbaren Beschäftigungen des Gemüts mit Gott, von was für Art und Beschaffenheit sie seyn mögen; nicht allein alle Aeusserungen eines ernstlichen Verlangens nach dem, was gut ist, von Gott, dem ersten Urheber und Geber alles Guten, sondern auch alle Gedanken, Gesinnungen und Empfindungen, worinnen Er der eigentliche Gegenstand unsrer Seele ist. Jede demuthsvolle Anbetung seiner Größe; jedes frohlockende Erstaunen über seine Herrlichkeit, welches die Betrachtung seiner Werke erwekt; jede dankbare Erhebung seiner Güte und seiner Wohlthaten; jedes Lob seiner unendlichen Vorzüge; jede willige Erniedrigung des Herzens vor ihm bey dem Anblicke unsers unermeßlichen Abstandes von ihm mit jedem freudigen Bekenntnisse seiner Hoheit und unsrer Niedrigkeit, mit jedem Bekenntnisse unsrer Unvollkommenheiten und Mängel,

mit allen mannigfaltigen Empfindungen des Unwillens, der Reue, der Beschämung, der Wehmuth und Traurigkeit darüber, das alles heißt Gebet. In dem so sehr erweiterten Sinn dieses Wortes betet man, wenn man seine eignen Gefühle der Ehrfurcht, worin uns die Betrachtung seiner majestätischen Eigenschaften, seiner Absichten und Werke versezt, Andern mitzutheilen sucht. Man betet wenn man ihn preiset; wenn man seine mannigfaltigen allgemeinen und besondern Wohlthaten nicht allein mit Lebhaftigkeit überdenkt, und sich ihrer erinnert, sondern sie andern erzählt und ihnen mit einem gerührten Herzen bekennet, welche Freude man über ihn empfinde, welche Wünsche, welche Vorsäze man gefaßt habe, ihm zu gefallen. Man betet, wenn der Geist mit der Vorstellung seiner unendlichen Hoheit den Gedanken nicht allein seiner wesentlichen Erniedrigung unter ihm, sondern auch seiner Unwürdigkeit verbindet; wenn man sich seine wirklichen Abweichungen von seinen Gesetzen mit ihrer Unverantwortlichkeit, mit ihrer Strafbarkeit, mit ihren schädlichen Folgen vorstellt, wenn man des Bekenntnisses dieser Vorstellungen und der daraus entspringenden mannigfaltigen Empfindungen sich nicht schämt. In diesem Sinn

ist jede Aeußerung von dem Gefühle unsers unglüklichen und elenden Zustandes, jede Klage darüber, jeder Seufzer, den uns die unangenehme Empfindung desselben abnöthigt, Gebet. Das System geht so weit, daß nicht allein jede einzelne Handlung dieser verschiedenen Arten, mit vorsezlicher Aufmerksamkeit sich mit Gott zu beschäftigen, sondern selbst die aus einer öftern Wiederholung derselben entstandene Fertigkeit, sein Gemüth auf mancherley Weise mit Gott zu unterhalten, solches von andern Gegenständen abzuziehen, und auf ihn, als auf den einzigen mit vorzüglicher Deutlichkeit und Lebhaftigkeit gedachten Gegenstand zu richten, Gebet und zwar das beständige unaufhörliche Gebet genannt zu werden pflegt.

So mancherley sind die Wirkungen unsrer Seele, die ungeachtet ihrer Aehnlichkeit mit einander, doch so von einander verschieden sind! Alle diese sollten mit dem einzigen Worte Gebet bezeichnet und ausgedrükt werden, ohne eben dadurch manchen Anlaß zu Verwirrungen zu geben? Daß dieser Sinn nicht die eigentliche Bedeutung seyn könne; daß er sich weder auf die Ableitung des Wortes, noch auf dem im gemeinen Leben gewöhnlichen Gebrauch desselben gründe;

daß

daß er bloß Sprache des Systems sey; bloß erfunden, um gewisse Materien wegen einer gewissen Aehnlichkeit und Verwandschaft mit einander zusammen zu bringen, um sie alle unter einer gemeinschaftlichen Rubrik bearbeiten zu können: Dieses braucht keines weitläuftigen Beweises. Man wird Mühe haben, ein ebräisches oder griechisches Wort zu finden, das vermittelst der Metonymie oder der Synekdoche so viele Arten von Begriffen, so viele Wirkungen, Verhältnisse und Bewegungen des menschlichen Willens auf einen Haufen zusammen bringe, als die lateinischen Wörter: Oratio, und peto, und das deutsche Gebet bezeichnen müssen. Ueberdieß ist unläugbar, daß dieser weitere Verstand in den neuen Schulen der Gottesgelehrten, beständig mehr erweitert worden ist. Dieß ist nicht allein von denen geschehen, welche einen mehr als bloß moralischen Nutzen des Gebetes mit den ältern Theologen lehren, sondern vornehmlich von denen, welche nur diesen behaupten zu müssen glaubten, um nicht allein dem Angriffe der Freydenker auf die Lehre vom Gebete leichter ausweichen, sondern auch von den mannichfaltigen Vortheilen des Gebetes einnehmender reden zu können. Aus diesem Grunde haben neuere Schriftsteller angefangen, Gebet

und Andacht für synonymische Ausdrücke zu erklären. Denn sind Gebet und Andacht einerley: Wer sieht dann nicht, daß, wofern die Verbindlichkeit des Menschen zur Andacht erwiesen ist, damit auch die Verpflichtung zum Gebete erwiesen sey, und, wofern die großen und herrlichen Vortheile der Andacht nicht verkannt werden können, auch niemand an dem Nutzen und Segen des Gebetes zweifeln dürfe? Eben darum spricht man von dem Gebete, als von einem **Umgange** oder von einer **Unterhaltung** mit Gott. Welcher Spötter der Offenbarung dürfte es wagen, **Umgang** und **Unterhaltung** mit dem höchsten Wesen nicht für Pflicht und Glük zu halten, wofern er seinen freyen und vernünftigen Geschöpfen eine solche Annäherung zu seiner Majestät zulassen will?

Allein hier kommt es nicht darauf an, was man in dem Streite mit den Gegnern der Religion für scheinbare Vortheile gewinnen, oder wie viel man zur Empfehlung des Gebetes sagen kann, wenn man diesem Worte einen so ausgedehnten Sinn giebt. Die Frage ist: Was bedeutet dasselbe nach dem Gebrauche des gemeinen Lebens, oder wie die Schule zu reden pflegt, was bedeutet es im engern **Verstande**? Denn aus

dieser

dieser Bedeutung muß vornehmlich das entschieden werden, was für das Gebet, als eine Pflicht betrachtet, und wider dasselbe gesagt worden ist. Freylich ist das deutsche Gebet so zu sagen, von dem gemeinen Gebrauche abgesondert worden, und scheint nun bestimmt zu seyn, alle an Gott gerichtete Bitten zu bezeichnen. Allein seiner Abstammung nach und in der gemeinen Sprachgewohnheit bedeuten doch Gebet und Bitte einerley, wie die Zeitwörter Beten und Bitten überhaupt Eine und Dieselbe Vorstellung bezeichnen. Der Unterschied zwischen den deutschen Wörtern Gebet und Bitte besteht bloß darinnen, daß jenes nunmehr eigentlich nur jede an Gott gerichtete Bitte; dieses Wort: Bitte, hingegen alle Arten von Bitten ausdrükt, sie mögen nun an Gott oder an Menschen gerichtet seyn. In dieser engern Bedeutung läßt sich freylich kein Gebet, es bestehe nun in Bitten für uns oder in Bitten für andere ohne Richtung des Gemüts auf Gott denken. Da Gott darinnen der unmittelbare Gegenstand unserer Aufmerksamkeit und unsers Bewußtseyns ist, so kann es auch Umgang mit ihm, oder ein Gespräch des Herzens mit ihm genannt werden Allein weder die eine noch die andre Vorstellung enthält das Charakteristische, was das Gebet

im engern Verstande von den übrigen Beschäftigungen der menschlichen Seele unterscheidet, in denen es gleichfalls der unmittelbare Gegenstand innerer Handlungen unsers Verstandes, und unsrer Zuneigung ist. Dieß Charakteristische lernt man eben so wenig aus den synonymischen und metaphorischen Benennungen und Umschreibungen kennen, nach denen es ein Rufen, ein Flehen, ein Schreyen zu Gott, ein Anlaufen Gottes, ein Aufheben der Hände zu ihm, ein Räuchwerk, oder die Frucht der Lippen heißt, welche Gott geopfert wird. Alle diese Ausdrücke sind darstellend, und machen den Begrif des Gebetes sinnlich und lebhaft; sie erklären ihn aber nicht. Um demnach zu einer richtigen und bestimmten Erklärung des Gebetes zu gelangen, müssen wir die Vorstellungen untersuchen, ohne welche wir uns keine Art von Bitten, sie mögen an Gott oder an Menschen gerichtet seyn, denken können. Das Lob Gottes, die Danksagung für seine Wohlthaten, das Bekenntniß seiner Vorzüge, unsre Demüthigung vor ihm, unsre Klage über unsre Mängel, über unsre Unwürdigkeit und über unser Elend, das Geständniß derselben und die Aeußerungen unserer Entschließungen uns ihm völlig zu überlassen, können und müs-

müssen mit dem, was Gebet im eigentlichen Verstande heißt, verbunden seyn; aber das Wesen des Gebetes bestehet nicht darinnen. Den Freund, den man um eine Wohlthat bittet, wird man rühmen; man wird ihm für die bereits von ihm genossenen Wohlthaten danken, man wird geneigt seyn, Andern seine Vorzüge anzupreisen; man wird ihm seinen Mangel oder seine Verlegenheit bekennen: Dieß alles aber ist nicht Bitte, ungeachtet unsre Bitte aus vielen wichtigen Gründen damit verknüpft seyn kann. Diese Anmerkung kann nicht bestritten werden, und dennoch bleiben auch die besten und scharfsinnigsten Lehrer, immer bey der nun verjährten Gewohnheit, zum eigentlichen Begriffe des Gebets Vorstellungen zu rechnen, die zum Wesen desselben nicht gehören. „Um die menschlichen Seelen,„ sagt ein berühmter Gottesgelehrter*) unsrer Zeiten,„der Kraft Gottes desto mehr und sichrer zu eröfnen, befiehlt die christliche Religion noch eine besondre Instrumentalpflicht, nehmlich das beständige Gebet. Sie giebt dem Menschen die Versicherung, daß es ihm verstattet sey, zu jeder Zeit und an jedem Orte, mit kindlicher Zuversicht und

*) Leß über die Geschichte der Religion 2. B. 39. und 40. S.

Freymüthigkeit dem Unendlichen sich zu nahen; bey jeder Angelegenheit sich unmittelbar an seinen Schöpfer zu wenden; allenthalben und in jedem Augenblicke eines vertrauten Gehörs von ihm gewürdiget zu werden. Zugleich ertheilt sie ihm die Vorschrift, wie diese Gebete beschaffen seyn müssen, wenn sie Gott gefallen und Erhörung finden sollen. Die Besserung und eine immer grössere Veredlung unsrer Seele zum Hauptinhalte jenes vertrauten Umganges mit Gott machen; bey jeder Versuchung zur Sünde und jeder Gelegenheit zur Tugend seine Kraft erflehen; täglich die Gelübde eines treuen und frohen Gehorsams an ihn erneuern; bey jeder Freude, die uns und Andern zu Theil wird, unser Herz dankbar zu ihm erheben; bey jedem Leiden, das uns und Andere drükt, wie Trost und Aufmunterung zur gelassenen Duldung, so auch Rath und Hülfe zur edlen und heilsamen Benutzung desselben erbitten, und überhaupt das Gefühl des uns allenthalben gegenwärtigen Gottes uns so vertraut und einheimisch machen, daß es sich an jeden Theil der ganzen Schöpfung knüpft, uns bey jedem Anlaß einfällt, und unsre ganze Seele mit moralischer Kraft und edler Freude anfüllt: Dieß ist das — **beständige** Gebet, welches das Christen-

thum, als eine unerschöpfliche Quelle von Tugend, Trost und Freude empfiehlt!„ Empfiehlt sie uns, möchte man fragen, kein andres Gebet als dieses? Wie viele von einander verschiedne eigentliche und uneigentliche Redensarten sind hier nicht, zur Beschreibung des Gebetes, und zwar desjenigen, welches uns durch die Schrift von so vielen ihrer Aussprüche, als die reichste Quelle der Freude, der Kraft und des Trostes empfohlen wird, an einander gereihet worden! Gleichwohl findet man darunter keine, die ein deutliches und auszeichnendes Merkmal gewährt, wodurch man diese Pflicht von den übrigen Pflichten gegen Gott und ihren Erweisungen unterscheiden kann? Beten, soll heißen, zu jeder Zeit und an jedem Orte sich mit kindlicher Zuversicht und Freymüthigkeit dem Unendlichen nahen, und in jeder Angelegenheit sich an ihn wenden: Wer enthüllet uns die Gedanken, die in diesen Metaphern verhüllet sind? Das Gebet möge so genannt werden können; allein können wir uns nicht auf mehr, als eine Weise, zu Gott nahen? Giebt es denn verschiedne Arten der Näherung zu Gott? Wodurch zeichnet sich denn eine vor der andern aus, welches wir wissen müssen, damit wir keine mit der andern verwechseln? Empfan-

pfangen wir mehr Licht, wenn es weiter heißt, wir **beteten**, weil wir allenthalben und in jedem Augenblicke eines vertrauten Gehörs von Gott gewürdiget werden? Hie ist ein Bild von den Höfen der Fürsten und Könige entlehnt, die Lieblingen, Räthen oder Schmeichlern ein vertrauliches Ohr gönnen, die aber Unterthanen, welche ihnen ihre Noth vorstellen, und sie um ihre Hülfe anflehen, selten hören wollen. Ich vermisse in diesem Bilde immer die Erklärung, was denn das Gebet sey, das die Religion uns als eine Instrumentalpflicht vorschreibt, wenn ich auch einräume, daß es bloß eine Hülfspflicht sey, welcher die Menschen zu ihrer Besserung und Heiligung nicht entbehren können. Beten soll heißen, das Gefühl des uns allenthalben gegenwärtigen Gottes uns so vertraut und einheimisch machen, daß es sich an jeden Theil der Schöpfung anknüpfe, uns bey jedem Anlasse einfalle, und unsre ganze Seele mit moralischer Kraft und edler Freude anfülle. Was für Worte in dieser Tirade sich zusammenstellen! Was soll man bey einem uns einheimischen und vertrauten Gefühle eines allenthalben gegenwärtigen Gottes denken? Was bey einem Gefühle, das sich an jeden Theil der Schöpfung an-

anknüpft? Und dieß soll das beständige Gebet seyn, welches das Christenthum so sehr empfiehlt! Endlich sollte man sich doch entschließen, lieber die Eintheilung des Gebets im weitern und im engern Verstande aufzugeben, als noch länger dergleichen unbestimmte und unstäte Vorstellungen von dem Wesen und Beschaffenheit desselben fortpflanzen.

Dritter Abschnitt.

Ueber die Mosheimischen Erinnerungen wider die gewöhnlichen Erklärungen des Gebets.

Es ist, wie Mosheim *) richtig bemerkt hat, ungemein viel daran gelegen, daß diejenigen, welche von der Pflicht des Gebetes unterrichtet werden sollen, eine solche Erklärung desselben vor Augen haben, die weder dunkel noch unvollständig, weder unrichtig, noch allzuweitläuftig sey. Er sagt mit Recht, daß unter allen Dingen keine genauer, reiner und klärer abgezeichnet zu werden verdienen, als diejenigen, die der Mensch Lust

*) Mosheims Sittenl. V. Th. vom Gebet.

hat, zu verstellen, und die gleichwohl Mittel zu seiner Glükseligkeit sind. Das Gebet ist ein solches Mittel; aber ein Mittel, das, wo wir können, wir eben so gern verderben, als ein zuzärtlicher Kranker die Arzeney, die ihm nicht schmecken will. Aus diesem Grunde tadelt er mit Grund die Sittenlehrer, die entweder gar nicht erklären, was Gebet ist, oder sich mit fehlerhaften Beschreibungen begnügen, wenn sie nur Herkommens und verjährt sind, oder das Vorurtheil des Ansehens für sich haben. Besonders misfallen ihm diejenigen die in uneigentlichen und verblümten Worten abgefaßt sind. Verblümte Beschreibungen belustigen, und rühren die Einbildung; aber sie klären den Verstand nicht auf. Sie zeigen ihm die Sache, von der sie ihm einen reinen und bestimmten Begriff geben sollen, in einem Bilde. Sie versinnlichen sie; aber eben dadurch entziehen oder verbergen sie ihm die Einsicht in die Natur und Beschaffenheit derselben, deren Kenntniß ihm doch zur richtigen Ausübung dieser Pflicht so unentbehrlich ist.

Mosheim führet unterschiedne Erklärungen des Gebetes an, die er in Ansehung der Worte für vieldeutig, und in Ansehung der Sachen für mangelhaft hält. Die Erste, welche dieses

Feh-

Fehlers beschuldigt wird, ist diejenige, worinnen das Gebet für eine Unterredung des Christen mit Gott, oder für ein Gespräch des Herzens mit ihm erklärt wird, weil die Schrift selbst dasselbe unter dem Bilde einer Unterredung mit dem Höchsten vorstellt, wiewohl sie nicht die Absicht hat, durch eine solche Vergleichung die Natur und das eigentliche Wesen dieser wichtigen Handlung der menschlichen Seele zu erklären, weil niemal Bilder und Vergleichungen nichts erklären, sondern bloß die Aehnlichkeit einer Sache mit einer andern vorstellen. Er misbilligt diese Beschreibung; misbilligt sie aber nicht bloß deswegen, sondern auch darum, weil zu einem Gespräche wenigstens zwei Personen gehören, die einander ihre Gedanken mittheilen, indem Unterredungen oder Gespräche sich nicht ohne Antworten denken lassen. Sollte indeß wohl dieß der wahre Grund seyn, warum diese Erklärung des Gebetes verworfen zu werden verdient? Gespräche lassen sich freylich nicht ohne die Gegenwart verschiedner Personen denken. Allein es ist auch nicht durchaus nothwendig, daß auf alle Gespräche geantwortet werde. Ein Vater hält seinen Kindern ihre Pflichten vor und erklärt ihnen seinen Willen. Ist das keine Unterredung, kein

Gespräch mit ihnen, wenn sie gleich ehrerbietig dazu schweigen? Ein andrer Grund, warum diese Beschreibung gemisbilligt wird, ist der, daß sie nicht alle wesentlichen Stücke des Gebetes enthält: denn aus dem Worte: Unterredung oder Gespräch könne nichts weiter geschlossen werden, als daß man mit Furcht und Ehrerbietung vor Gott erscheinen müsse, welches doch nicht einmal daraus geschlossen werden kann; weil ferner sich daraus nicht erweisen lasse, daß ich mit einem aufrichtigen Verlangen, nach der Sache, warum ich bitte, gerüstet sey; daß ich meine Bitte auf den Glauben gründe; daß meine Bitte rechtmäßig und gottgefällig sey. Das sind die Ursachen, warum das Gebet keine Unterredung, kein Gespräch mit Gott, sondern vielmehr eine an Gott gerichtete Rede seyn soll. Sollten aber diese Gedanken die wahren Gründe enthalten, warum man diese Beschreibung nicht für eine gute und regelmäßige Erklärung gelten lassen darf? Wer diese Erklärung annimmt, kann zugestehen, daß aus dem Worte Unterredung sich nicht alles das schließen lasse, was doch nothwendig zum Gebete gehört. Allein er wird sagen, daß eine Beschreibung darum noch nicht fehlerhaft sey, weil sie die Gattung angiebt, wozu eine Sache zu rechnen ist,

ist, sobald man nur auch das Besondre und Eigentliche angiebt, was demjenigen zukommt, was zu einer gewissen Gattung gerechnet wird. Er wird behaupten, das Gebet sey zwar überhaupt eine Unterredung mit Gott, aber eine besondre Art derselben; eine Unterredung, worinnen der Betende Gott sein Verlangen nach seiner Hülfe bekannt macht. Sagt er dieses zur Vertheidigung seiner Erklärung, so sind die Mosheimischen Einwendungen beantwortet. Zugegeben, daß man aus dem Worte Unterredung nicht schliessen könne, daß man ein aufrichtiges Verlangen nach der Sache habe, warum man betet; daß meine Bitten sich auf den Glauben gründen; daß sie rechtmäßig und gottgefällig seyn müssen: Kann man denn dieß alles aus den Worten, eine Rede, die an Gott gerichtet ist, schließen? Sind alle Gebete wirklich und im eigentlichen Verstande, Reden an Gott? Alle Wünsche, womit die Apostel die christlichen Gemeinen segnen, sind unstreitig Gebete, Kann man sie darum als Anreden an Gott, dem Geber alles wahren Guten, beschreiben? Der wahre Grund, warum diese sonst mit Recht gemisbilligte Beschreibung den Namen einer guten und deutlichen Erklärung nicht behaupten kann, ist der, daß die Gattung der

Dinge, wozu das Gebet gerechnet wird, mit einem uneigentlichen Worte bezeichnet ist, das wieder einer Erklärung bedarf, und dem Verstande keinen deutlichen, reinen, bestimmten, unterscheidenden Begriff gewähret, und von einer besondern äußerlichen Form desselben, entlehnt ist.

So sehr Mosheimen diese Beschreibung des Gebetes misfällt: So viel hat er auch bey andern gleichfalls sehr gemeinen Beschreibungen desselben zu erinnern. „Man befriedigt mich nicht, so heißt es, wenn man sagt, und viele wahrhaftig gottselige Männer, die ich liebe und ehre, sagen es: Das Gebet ist der vertraute Umgang eines Christen mit Gott. Diese Erklärung erkläret nichts, und schicket sich zur Natur der Sache nicht.„ Daß diese Erklärung nichts erkläre, hat seine unstreitige Richtigkeit. Denn die Beschreibung ist tropisch, und die Vorstellung des Gebetes, als eines vertrauten Umganges braucht eben deswegen, weil sie eine uneigentliche Vorstellung ist, einer neuen Erklärung. Keine Aehnlichkeit eines Dinges mit einem andern entdekt die innre Beschaffenheit und Natur desselben, und das ist der Grund, warum man diese bildliche Beschreibung des Gebets für keine richtige

und

und deutliche Erklärung halten kann. Sie schikt sich nicht zur Natur der Sache, dieß ist ein Zusatz, der keinen bestimmten Sinn gewährt. Denn wie kann man sagen, daß dieselbe sich nicht zur Natur der Sache schicke, sobald es irgend eine Aehnlichkeit zwischen dem Gebete und dem vertrauten Umgange eines Menschen mit dem andern giebt, womit gewisse Beschäftigungen des Gemüths mit Gott, dem Urheber und Geber alles wahren Guten, verglichen werden können? Nicht weniger unstatthaft ist die Einwendung wider diese nicht ungewöhnliche Beschreibung des Gebetes, daß der Unbekehrte dadurch stolz und hochmüthig werden, und auf den thörichten Gedanken verfallen könne: Muß ich nicht groß, edel und vortreflich seyn, da der Allerhöchste vertraut mit mir umgehen will? Eine so ungereimte Einbildung wäre unstreitig ein sträflicher Misbrauch dieser Erklärung des Gebetes. Allein der Misbrauch könnte doch den Gebrauch selbst nicht verwerflich machen. Mit dem Höchsten vertraut umgehen, ist eine uneigentliche und synonymische Redensart für das eigentliche Wort: Beten, und das ist die Ursache, warum sie keine Erklärung der Natur und Beschaffenheit dieser Handlung seyn kann.

Aus eben diesem Grunde kann man das Gebet, wenn die Natur desselben erklärt werden soll, nicht als eine Erhebung der Seele zu Gott beschreiben. Diese Vorstellung bedarf einer Auslegung. Man hat, wie Mosheim richtig bemerket, auch darinnen eine verblümte Redensart, die eine Vergleichung enthält. Also unterrichtet sie uns nicht von dem Wesen des Gebetes, und ist zu weitläuftig. Denn man muß ja seine Seele auch zu Gott erheben, wenn man die Schrift lesen will; wenn man dem Gottesdienste beywohnt, oder eine andre gottesdienstliche Handlung verrichtet. Alles wahr und richtig, weil bey der Redensart: Seine Seele zu Gott erheben, wenn sie isolirt steht, und nicht durch den Zusammenhang mit andern Gedanken einen bestimmten Sinn erhält, mancherley gedacht werden kann, was vor dem Gebete vorhergehn, oder dasselbe begleiten muß, ohne zum Wesen desselben zu gehören. Was übrigens die Erklärung betrift, die Mosheim von dieser tropischen Formel giebt: So kann ich derselben nicht beypflichten. Sie enthält seiner Meinung nach ein Bild, von einem Menschen hergenommen, der seine Augen von der Erde in die Höhe richten muß, wenn er den Himmel kennen lernen will, die Seele also zu

Gott erheben, soll, eigentlich zu reden, eben so viel seyn, als seine Gedanken von irdischen Dingen abziehen, und auf ihn allein wenden, wofern man so, wie es Gott gefällt, beten will. Allein der Ebräer, dem wir den verblümten Ausdruk der Erhebung der Augen, und auch des Herzens zu danken haben, dachte gewiß an keinen Freund und Kenner der Sternkunde, wenn er durch die Erhebung der Augen oder des Herzens den Begriff des Gebetes ausdrükte. Entweder hatte er das Bild eines Menschen im Sinne, der in eine Grube gefallen war, oder in einer tiefen Wassercisterne lag und nach der Höhe sich um Hülfe umsah, aus der Tiefe herausgezogen zu werden, oder er entlehnte diese Redensart von der Gewohnheit, sein Gesicht wenn man betete, nach dem Berge Zion, oder zum Himmel zu richten. Mit einem Worte, wir haben hier wieder eine uneigentliche Redensart, die zu keiner Erklärung des Gebetes gebraucht werden kann.

Vierter Abschnitt.

Ueber die Erklärungen des Gebetes von Mosheimen, Baumgarten, und Wolfen.

Mosheim wollte in der Lehre vom Gebete nicht bloß niederreißen; er wollte auch bauen. Er verwarf die zu seiner Zeit in den meisten katechetischen und ascetischen Schriften gewöhnlichen Erklärungen desselben, weil man das Wesen und die unterscheidenden Eigenschaften dieser so wichtigen Beschäftigung des menschlichen Gemüts mit Gott nicht daraus erlernen konnte. Daher wollte er eine deutlichere und genauere Erklärung in die Stelle derjenigen setzen, die, dessen ungeachtet, was die Logik dabey erinnern kann, sich dennoch stets erhalten und auf andre fortgepflanzt haben. Das christliche Gebet ist, nach seinem Begriffe davon, das Verlangen einer geheiligten Seele, das Gott entweder durch Gedanken, oder durch Worte im Glauben vorgetragen wird. Von dieser Erklärung glaubt er, daß sie weder undeutlich, noch mangelhaft, weder zu enge, noch zuweitläuftig sey; denn es könne, wo er nicht irre, aus derselben jede Pflicht eines Betenden hergeleitet werden. Ich will dieser Erklärung

klärung die Lobsprüche nicht streitig machen, die sie von ihrem Urheber erhalten hat. Sie sey nicht undeutlich; sie sey weder zuenge noch zuweitläuftig, ungeachtet ich nicht begreife, wie nicht allein alle Arten des eigentlichen Gebetes, sondern auch das Lob Gottes und die Danksagung für seine Wohlthaten unter diese Beschreibung gebracht werden können. Denn wie ist das möglich, wenn Lob und Dank nicht gewisse Arten des Verlangens, sondern andre innre Wirkungen des menschlichen Willens sind, und daher auch zu einer andern Gattung freyer Veränderungen gehören, als zum Verlangen? Kann man aber dieser Erklärung mit gleichem Rechte auch das Lob der Richtigkeit und Genauigkeit geben? Das Gebet ist ein innerliches Verlangen; ist ein Wunsch der Seele. Dieß ist deutlich und wahr, wenn man sich den Gegenstand des Wunsches, das Gute, was der Christ begehrt, und den hinzudenkt, von dem es begehrt wird. Dadurch wird die eigentliche Natur des Gebetes vorgestellt. Wer das, was zu seiner wahren Glükseligkeit gehört, ernstlich verlangt, und dasselbe von Gott verlangt, weil, wie Jacobus spricht, alle guten Gaben von ihm kommen, der betet. Wer mit seinem Verlangen eine zuversichtliche

 und

und wohlgegründete Erwartung alles Guten von ihm verknüpft, der betet auf eine gottgefällige Weise, wie der Christ thut, der seine Erwartung des Guten von ihm, oder die Erfüllung seines Verlangens nach seinen Wohlthaten auf den unendlichen Werth der Versöhnung Jesu Christi gründet.

Allein wenn nun darinnen die Natur des Gebetes besteht, warum werden zu diesem Merkmale welches zureichend ist, jede Art des Gebetes von andern Bitten zu unterscheiden, noch andre Charaktere hinzugesetzt? Warum wird dasselbe als ein Verlangen beschrieben, das Gott entweder durch Gedanken, oder durch Worte im Glauben vorgetragen wird? Diesem Zusatze scheinet das Licht zu fehlen, das zu einer deutlichen und genauen Erklärung erfodert wird, so verständlich auch jedes Wort an sich und außer der Verbindung mit andern seyn mag. Denn was ist der Vortrag eines Verlangens? Was ist der Vortrag desselben im Glauben; was der Vortrag theils durch Gedanken, theils durch Worte? Alles dieses muß mehr aufgeklärt werden, damit man vor der Gefahr, sich mit leeren Worten zu täuschen, gesichert werde.

Der

Der gegebnen Erklärung nach gehört zum Wesen des Gebetes mehr, als der ernstliche Wunsch, das Gute, das uns nöthig ist, von Gott zu erlangen. Der Vortrag dieses Wunsches ist ein eben so wesentliches Stük desselben als das Verlangen selbst. Und warum? Keine Bitte an Menschen läßt sich ohne einen Vortrag dessen denken, was von ihnen begehrt wird. Wir bitten Menschen um eine Wohlthat, wenn wir ihnen durch vernehmliche Worte entdecken und bekannt machen, was wir verlangen und erwarten. Dieses thun wir, weil sie solches auf keine andre Art wissen, und, wenn ihnen unsre Wünsche unbekannt sind, dieselben Wünsche auch auf keine Weise erfüllen können. Eine Bitte von Menschen an Menschen heißt demnach mit Recht ein Vortrag, oder eine Rede, worinnen Einer dem Andern bekannt macht, was er von demselben begehrt. Hier ist folglich der Vortrag des Verlangens etwas Wesentliches, und der Grund ist die natürliche Einschränkung sowohl des Bittenden, als vornehmlich desjenigen, der um eine Wohlthat angesprochen wird. Bey dem höchsten Wesen hat keine solche Einschränkung statt. Er bedarf zur Erkenntniß dessen, was wir von ihm begehren, keiner Entdeckung, und also keines

Vortrages; dieser könne nun, wie Mosheim sagt, durch Gedanken allein, oder durch Worte geschehen. Ohne von uns, oder von Andern benachrichtigt oder belehrt zu werden, weiß er alles, was in dem Menschen ist; folglich kann, wenigstens, in Absicht auf ihn, der Vortrag dessen, was wir von ihm begehren, kein wesentliches Stük des Gebetes seyn. In Ansehung seiner beten wir daher, so oft, als wir mit Ernst etwas Gutes von ihm wünschen oder begehren.

Dagegen kann man vielleicht sagen, daß, obgleich der Vortrag unsrer Wünsche, er geschehe durch Gedanken oder durch Worte, kein wesentliches Stük des Gebetes in Rüksicht auf Gott sey, er dennoch in Ansehung unsrer selbst, und andrer Menschen dazu erfodert werde. Dieß kann seyn und verdient besonders untersucht zu werden. Gesezt also, es wäre in Rüksicht auf uns und Andre zum Gebete auch der Vortrag unsers Verlangens nöthig: So würde er doch nicht als ein Vortrag an Gott, oder als eine Rede an ihn beschrieben werden müssen. Niemand wird sagen, daß Beten so viel heiße, als sich selbst oder auch Andern dasjenige offenbaren, was von Gott begehrt wird. Man kann

frey=

freylich nicht beten, ohne sich dessen bewußt zu seyn. Folglich muß man sich selbst sagen können, was für Gutes man von Gott verlangt. Aber was ist der Grund davon? Kein andrer, als dieser, daß ein Verlangen, dessen sich der Mensch nicht bewußt; ein Verlangen, das ihm selbst verborgen und unbekannt ist, auch kein bestimmtes Verlangen nach einem von ihm deutlich gedachten Gute sey. So kann gleichfalls in Ansehung Andrer, ein Vortrag, eine Aeußerung, ein Bekenntniß dessen nöthig seyn, was wir für uns oder für Andre begehren; aber nöthig, nicht darum, weil sonst unser auf Gott gerichtetes Verlangen, in Rüksicht auf ihn, kein Gebet seyn würde, sondern entweder, weil wir wünschen, daß Andre eben das von Gott verlangen sollen, was wir von ihm begehren, oder daß sie aus dem Bekenntnisse unsrer Wünsche des eigentlichen Zustandes unsers Gemüths kundig werden, und dadurch von unsern Gesinnungen insgemein, oder besonders von unsern Gesinnungen gegen sie belehrt und benachrichtigt werden sollen. Alsdann ist es, dieser Ursache wegen und in dieser Rüksicht, nicht als Gebet, sondern als eine Erwekkung unsrer Nebenmenschen zu gleichen Begierden und Wünschen, oder als ein Unterricht zu

betrachten, der ihnen in mancher Absicht nöthig oder nützlich seyn kann.

Zum Gebete wird in der Mosheimischen Erklärung noch mehr erfodert. Das Verlangen nach den Wohlthaten Gottes soll demselben im Glauben vorgetragen werden. Dieß scheint deutlich zu seyn, und ist es nicht. Denn was ist ein Vortrag im Glauben? Soll der Glaube, oder das Vertrauen, in dem wir beten sollen, nur Eigenschaft, oder Bestimmung des Vortrages seyn? Dieß ist unmöglich. Glaube oder Zuversicht ist, eigentlich zu reden, in der Seele; ist entweder eine Wirkung, oder ein Zustand unsers Gemüths, und besteht theils in gewissen Vorstellungen des Verstandes, theils in gewissen damit übereinstimmigen Empfindungen oder Neigungen des Willens. Das Verlangen ist gläubig und zuversichtlich, wenn es aus Vertrauen und Zuversicht entspringt, oder damit vereinigt ist. Der Vortrag, die Rede, kann dieß Vertrauen ausdrücken, und zu erkennen geben; aber wenn man eigentlich und bestimmt redet, so kann doch die Eigenschaft des Glaubens dem Vortrage selbst nicht beygelegt werden; und könnte oder sollte ja das Gebet als ein Vortrag beschrieben werden, so müßte solches nicht als

ein

ein gläubiger Vortrag unsers Verlangens, sondern als ein Vortrag unsers gläubigen und zuversichtlichen Verlangens nöthiger Güter und Wohlthaten von Gott erklärt werden.

Das Gebet wird endlich in der Mosheimischen Erklärung, von andern Bitten, durch die Art und Weise dasselbe zu verrichten, unterschieden. Wir können, wie Mosheim *) sich ausdrükt, Gott die Wünsche unsrer Seelen eben sowohl durch Gedanken, als durch Worte vortragen. Wie man ihm ein Verlangen des Herzens durch Gedanken vortragen könne, würde schwerlich zu begreifen seyn, wenn er in der ausführlichern Entwiklung seiner Erklärung nicht mit deutlichen Worten gesagt hätte, was man eigentlich unter einem Vortrage durch Gedanken verstehen soll. Er verstehet darunter nicht Gedanken, die ein Mensch ohne die Vorstellung von Worten, die ihnen Zeichen sind, haben könnte; denn dergleichen giebt es in der Seele nicht; sondern solche Gedanken, die sich nicht äußerlich durch vernehmliche Worte, als durch ihre Zeichen offenbaren und gleichsam hören lassen, ob sie gleich in der Seele selbst und in ihrem Bewußtseyn derselben nicht davon getrennet werden können. In

*) Mosheims Sittenl. V. Th. S. 185.

dieser Meinung hält er die Eintheilung des Gebetes in das Gebet des Herzens und in das Gebet mit dem Munde, für eine richtige und nüzliche Eintheilung. Sie ist es auch, wenn nur Gedanken und Worte einander nicht so entgegengesetzt werden, als ob jemand ohne Worte Gedanken, oder Worte ohne Gedanken haben, und dennoch sowohl auf die eine als auf die andre Weise wahrhaftig beten könne. Theilt man Worte, als Zeichen der Gedanken, in Worte, durch die man sich Gedanken vorstellt, ohne sie mit dem Munde vernehmlich auszusprechen, und in Worte, die man sich nicht bloß vorstellt, sondern auch mit den Lippen ausspricht: So kann man den Unterschied zwischen dem Gebete des Herzens, und zwischen dem mündlichen Gebete zulassen, wiewohl die Benennungen selbst misverstanden werden, und zu irrigen Vorstellungen Gelegenheit geben können, welches in den Schulen der Mystiker wirklich geschehen ist. Im Begriffe vom Gebete selbst wird dadurch nichts geändert. Ohne Worte kann man von einem bestimmten einzelnen Verlangen unsrer Seele nach dieser oder jener Wohlthat Gottes, oder nach mehrern Gütern, die wir von ihm erhalten können, keine Vorstellung in der Seele haben, wir mögen

uns

uns die Worte, als Zeichen unserer Wünsche in uns selbst bloß vorstellen, oder wir mögen dieselben nicht allein denken, sondern auch vernehmlich aussprechen. Daß die Worte mit dem, was sie bezeichnen, bloß gedacht, und nicht auch ausgesprochen werden, oder daß man sie nicht allein denkt, sondern auch ausspricht, solches ist, in Rüksicht auf das Wesen des Gebetes, ganz gleichgültig; denn es wird durch das eine weder mehr, noch weniger Gebet, als durch das andre. Der Mensch betet; er mag die Worte, welche sein Verlangen bezeichnen, äußerlich und vernehmlich aussprechen, oder nicht, nur muß er mit der Vorstellung der Zeichen auch die Vorstellung des Bezeichneten verbinden. Alle Arten des Gebetes sind Säze, durch welche gewisse Urtheile unsers Verstandes über diese und jene bestimmte Verhältnisse unsers Willens und seiner Wirkungen theils gegen Wohlthaten, deren Besiz und Genuß wir zu unsrer Glükseligkeit rechnen, theils gegen den Urheber und Geber derselben ausdrücken. In so fern diese Urtheile und die darinnen mit einander verbundne Vorstellungen durch Säze, als durch Zeichen vorgestellt werden; alle Säze aber aus Worten, als den Zeichen einzelner Begriffe bestehen, in so fern kann man freylich jedes Gebet

als eine Art von Vortrag, als eine Rede, als eine Erklärung und Aeußerung betrachten. Seinem Wesen nach ist und bleibt es Verlangen; dessen wir uns durch Urtheile über das bewußt sind, was in uns selbst vorgeht. Es unterscheidet sich von andern Arten des Verlangens hauptsächlich theils durch die Art des Guten, welches wir begehren, theils durch die Vorstellung dessen, von dem wirs begehren. Die neuen Mystiker der römischen Kirche reden von einem Gebete des Armen, und von einem Gebete des Anschauens. Beydes rechnen sie zum Gebete des Herzens. Es verdient aber, weder das eine noch das andre den Nahmen des Gebetes. Jenes wird als eine Darstellung unserer Wunden und Bedürfnisse vor Gott beschrieben, womit kein ausdrükliches Verlangen nach der Befreyung davon, sondern nur die Absicht verbunden seyn soll, daß es Gott gefallen möge, bloß auf diese Wunden und Bedürfnisse zu sehen. Das Gebet des Anschauens schließt gar alle Gedanken, und alle damit übereinstimmigen Regungen des Herzens aus. Das Gemüth, das sich bis zu dieser erhabnen Art zu beten erhoben hat, befindet sich in einer Lage, worinnen der Verstand einer leeren Tafel, und der Wille

einer stillstehenden See gleichet. Wie sollte die Richtung der Seele auf Gott, worinnen weder der Verstand noch das Herz einen bestimmten Gegenstand haben, worinnen es weder auf einander folgende noch mit einander verbundene Vorstellungen des Guten, noch Zuneigungen giebt, die damit harmoniren, worinnen auch ein leiser Seufzer schon ein Fehler ist, weil er anzeigt, daß der Wille noch etwas begehre: Wie sollte eine solche Unthätigkeit, die mit dem Wesen des menschlichen Geistes auf keine Weise bestehen kann, ein Gebet, und ein Gebet des Herzens heißen können, da sich kein Gebet ohne Begierden, keine Begierden, und besonders keine vernünftige Begierden ohne Gedanken und ohne deutliche Erkenntniß, deutliche Erkenntniß aber nicht ohne Worte denken läßt; diese mögen nun vernehmlich ausgesprochen, oder bloß durch die Kräfte der Imagination und des Gedächtnisses mit den dazu gehörigen Begriffen verbunden und zugleich vorgestellt werden.

Mit Mosheims Erklärung, vom Gebete stimmet diejenige überein, welche Baumgarten sowohl in seiner großen Einleitung in die Lehre des christlichen Glaubens, als in seiner Sittenlehre davon gegeben hat. Bloß die Wahl der

Wor-

Worte und Ausdrücke ist es, wodurch er sich von diesem unvergeßlichen Lehrer unsrer Kirche unterscheidet, und die seinige wissenschaftlicher einzurichten scheint. Dieser Theolog, der die Lehren der Religion mit so vieler philosophischen Scharfsinnigkeit vortrug, erkläret das Gebet für die Richtung unsers Verlangens nach der möglichsten Besserung unsers Zustandes auf Gott. Dem ersten Anblicke nach scheint die Formel, sein Verlangen nach etwas auf Gott richten, einen ganz andern Sinn zu haben, als die Formel, Gott das Verlangen seiner Seele durch Gedanken oder durch Worte vortragen. Fragt man indeß diesen scharfsinnigen Lehrer, was man sich unter der Richtung seiner Begierden auf Gott vorstellen soll, weil doch auch dieser Ausdruk ein uneigentlicher und sinnlicher Ausdruk ist, der von den Bewegungen der Körper entlehnt wird, welche zu einem gewissen und bestimmten Ziele gelenket werden: so sieht man bald, daß diese Redensart eben die Begriffe ausdrücke, welche Mosheim mit den seinigen verbunden haben will *), denn Baumgarten sagt ausdrüklich, daß seine Begierden auf Gott richten, eben so viel heiße, als Gott

*) Baumgartens gr. Sittenlehre, 2. Th. S. 605.

Gott seine Begierden entdecken, welches innerlich und äußerlich geschehen könne. Noch deutlicher erhellet dieses aus seiner ausführlichen Entwickelung der Verrichtungen, welche die Richtung unsers Verlangens nach Verschaffung des Guten und Wegschaffung des Bösen auf Gott ausmachen. *) Dazu gehört erstlich das Anbringen der Bitte selbst, welches eine Erzählung, eine Anzeige, eine Vorstellung des Guten, was der Betende begehrt, die Klage über den Mangel desselben und über die daraus entstehende Noth, oder da bevorstehende Gefahr, eine Eröffnung ihrer Größe und der Empfindung derselben an Gott und zugleich das eigentliche Verlangen selbst, oder eine gelassene und mit Unterwerfung unter seinen Willen verbundene Anfoderung an ihn in sich fassen solle. Zweytens soll dazu die Ueberredung Gottes gehören, oder die Vorstellung der Bewegungsgründe zur Ertheilung dessen, was gebeten wird, aus der Größe der Noth und dem göttlichen Mitleiden mit dem Elende seiner Geschöpfe, aus den Vollkommenheiten Gottes, und aus ihrer Verherrlichung durch die Erfüllung unsrer Bitten, aus seinen Verheißungen und Zusagen,

aus

*) Baumgartens gr. Dogm. III. B. S. 543.

aus seiner eignen vormaligen Erfahrung, und vornehmlich aus dem Verdienste und der Fürbitte Jesu, weil beydes bey ihm von dem stärksten Nachdrucke und Gewichte sey. Sind denn hier die wesentlichen Stücke des Gebetes angegeben: was ist dasselbe anders als ein Vortrag unsers Verlangens an Gott? Enthält nicht jeder Vortrag, den wir einem andern thun, eine Erzählung, eine Anzeige, eine Vorstellung dessen, was wir ihm entdecken, oder offenbaren, wie sich Canz ausdrükt. Enthält er nicht, wenn wir den, an welchen wir denselben richten, zur Erfüllung dessen, was wir wünschen, bringen wollen, Gründe der Ueberredung? Ist dieses unstreitig, so ist auch erwiesen, daß Mosheim und Baumgarten nebst allen neuern christlichen Sittenlehrern in ihren Erklärungen des Gebetes einerley Begriffe mit verschiednen Worten ausdrücken. Sie fodern alle zum Wesen des Gebetes nicht allein ein wirkliches deutlich gedachtes Verlangen des Guten von Gott, aus einer gewissen Erkenntniß, daß er dasselbe geben könne, und auch geben wolle, sondern auch die Offenbarung, Anzeige und Erzählung desselben an ihn, und zugleich die Ueberredung Gottes dazu durch Gründe, die ihm vorgehalten werden sollen.

Ehe

Ehe noch Mosheim, Baumgarten und Canz ihre Theorien über das Gebet und die wesentliche Beschaffenheit desselben vortrugen, hatte bereits Wolf in seiner philosophischen Moral die Anrufung Gottes als ein inniges Verlangen beschrieben, daß Gott das Gute, was wir an Leib und Seele haben, erhalten, uns noch mehr in der Welt erzeigen, unser Thun und Lassen segnen, und alle Unglüksfälle und wohlverdiente Strafen zu unserm Besten wenden möge. Hätte dieser Weltweise, dessen Name immer mit Ehrfurcht genannt zu werden verdient, wie undankbar er auch von vielen vergessen zu werden scheint, die dieß Schicksal noch weit mehr erfahren möchten, zwischen der Anrufung Gottes und zwischen dem Gebete zu ihm keinen Unterschied gemacht, weil doch Gott anrufen, oder zu Gott beten einerley bedeutende Redensarten sind, die Eine und dieselbe Sache bezeichnen: So hätten wir einen reinen und bestimmten Begriff vom Gebete erhalten, der uns fast aller Antworten auf die Frage, ob es auch nöthig sey, zu beten oder nicht, überhoben hätte. Auch würde das Recht Gottes, uns zum Gebete zu verbinden, schwerlich mit einem scheinbaren Grunde haben zweifelhaft gemacht werden können. Aber auch Wolf wollte mit

dem

dem Gebete noch einen andern Begriff verknüpft haben, als mit der Anrufung Gottes, oder er wollte vielmehr den gemeinen Begriff vom Gebete rechtfertigen und die Richtigkeit desselben aus der Natur des Menschen begreiflich machen. „Wenn der Mensch,„ sagt er, „in Worte aus„bricht, und anzeigt, was er gedenket, indem er „Gott in innerem Grunde seiner Seele anrufet: „So nennet man es ein Gebet, und also bestehet „es in einer Rede mit Gott, dadurch wir ihm „den Zustand unsers Gemütes wegen seiner Wohl„thaten zu erkennen geben.„*) Hier wird aus dem, was geschieht, und geschehen kann, oder, wie der Philosoph in der Folge aus der vorherbestimmten Harmonie zwischen dem Leibe und zwischen der Seele des Menschen zu erweisen sucht, wenigstens bis auf einen gewissen Grad geschehen muß, meiner Einsicht nach, mehr geschlossen, als mit Recht daraus geschlossen werden kann. Gesetzt, der Mensch bricht, wenn er im Affekte ist, in Worte aus; er saget heraus, was er gedenket, oder verlanget: So ist das freylich eine Rede, wodurch er den Zustand seines Gemüthes wegen der göttlichen Wohlthaten zu erkennen giebt. Aber folget

*) Wolfs Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, 3. Th. 5. Kap.

folget denn daraus schon, daß eine solche Rede eine Rede **mit Gott** sey; daß der Betende dadurch **Gott** den Zustand seines Gemüts entdecke? Der Betende kann aus einer Rede, welche den Zustand seiner Seele ausdrükt, denselben wieder erkennen, wenn er sich denselben erinnert. Andre Menschen können ihn daraus kennen lernen; er selbst kann dabey auch die Absicht haben, daß sie ihn daraus kennen lernen sollen. Kann man aber darum sagen, daß er Gott den Zustand seines Gemüths dadurch zu erkennen giebt, oder daß Gott denselben daraus erkenne? Oder soll er; darf er sagen, was er denket oder verlanget, damit, oder in der Absicht, daß ihn Gott daraus erkennen solle? Wenn dieß kein Grund ist, oder seyn darf, warum er sagt, oder sagen muß, was er denket und verlangt; wenn vielmehr der Mensch nur darum in Worte ausbricht und sagt, was er denket und begehrt, weil, sobald er sich Worte gedenket, ohne die er gewisse Vorstellungen nicht haben kann, in seinem Gehirne eine gewisse Bewegung entstehet, die mit ihnen zusammenstimmet, aus dieser Bewegung aber in den Gliedmaßen der Sprache solche Bewegungen entstehen, daß wir reden was wir denken, oder doch diejenige Bemühung zu reden haben,

welche wir eine stille Rede nennen: So mag das Gebet zwar eine Rede heißen können; aber es ist keine Rede mit Gott, keine Rede, wodurch wir ihm den Zustand unsers Gemüths zu erkennen geben, entdecken und offenbaren. Sie kann es nicht seyn; sie soll es nicht seyn; denn eine Belehrung oder eine Ueberredung Gottes ist in der eigentlichen Bedeutung dieser Worte eben so unmöglich, als vernunftwidrig.

Nach allen diesen Beobachtungen glaube ich, daß, wofern man die wesentliche Beschaffenheit des Gebetes erklären will, man dasselbe nicht als einen Vortrag dessen, was man verlanget, an Gott, nicht als eine Entdeckung oder Offenbarung desselben, noch als eine Rede mit ihm, oder an ihn wodurch man ihm den Zustand seines Gemüths zu erkennen giebt, beschreiben müsse. Dieß alles gehört nicht zum Wesen des Gebets. Was dasselbe mit andern Dingen gemein hat, ist der Begriff des Verlangens. Was dasselbe von andern Arten der Verlangens unterscheidet, bestehet darinnen, daß es theils ein Verlangen des Guten von Gott, theils ein Verlangen ist, welches aus der gewissen Erkenntniß entspringt, daß Gott das Gute, was wir wünschen, allein geben könne, und geben wolle. Wenn

ich

ich bete, so begehre ich etwas Gutes; ich begehre es von Gott, und begehre es darum von Gott, weil ich mit Ueberzeugung einsehe, daß Er das Vermögen und den Willen hat, das zu geben, was meiner Einsicht nach, zu meiner Wohlfarth nöthig oder nützlich ist.

Fünfter Abschnitt.

Worinnen der wahre Begriff des Gebetes genauer entwickelt und erklärt wird.

Wenn wir um etwas bitten, unsre Bitte sey an Menschen oder an Gott gerichtet, so begehren oder verlangen wir etwas, das uns angenehm und gut ist, oder doch gut zu seyn scheint. Darinnen besteht das Wesen jeder Bitte. Bey Bitten an Menschen ist die Entdeckung unsers Verlangens, die nicht anders, als durch eine Anrede an sie geschehen kann, ein unzertrennlicher Umstand davon; allein ihrer eigentlichen Natur nach, sind und bleiben sie Verlangen. Denn keine andre Rede kann eine Bitte heißen, als blos diejenige, die ein Verlangen der Seele ausdrükt und offenbaret. Freylich ist nicht jedes

Verlangen eine Bitte, oder ein Gebet. Will man die Erklärung vollkommner haben, so muß die Art desselben näher bestimmet und angegeben werden. Allein was von Begierde und Verlangen wahr ist, das muß auch allen Bitten und besonders dem Gebete zu Gott zukommen. Nun ist jede Begierde, kein gewisser mit Beständigkeit fortdauernder Zustand, keine Fertigkeit, keine in der Seele immer gegenwärtige, obgleich nicht innre gleich wirksame Kraft und Thätigkeit, sondern eine Handlung innerhalb der Seele; eine in ihre vorhergehende Veränderung durch ihre eigne freye Macht und Gewalt über sich selbst. Jede Begierde ist ein Wille in sich, oder außer sich etwas zur Wirklichkeit zu bringen oder dazu gebracht zu sehn, um von einem ihr misfälligen Zustande befreyet oder dafür bewahret, in dem ihr gefallenden Zustande, worinnen ihr wohl ist, erhalten, und darinnen vollkommen und glükselig zu werden. Der Mensch will nie Mangel leiden. Die Vorstellung und Empfindung desselben ist ihm unerträglich. Er will sich davon loswinden; denn die Unlust, die er darüber fühlt, drükt ihn nieder, umwölket alles vor ihm, und tödtet das Leben jeder Freude, die er hat, oder erlangen kann. Darinnen besteht das Wesen der

Ver-

Verabscheuung und des Verlangens nach der Befreyung vom Bösen. Eben so will der Mensch auch stets genießen; will immer mehr genießen, will sich nicht auf das Vergangne oder Gegenwärtige einschränken lassen, und strebt mit seinen Wünschen immer vorwärts; denn durch Unterricht oder Schlüsse lernt er stets mehr Gutes kennen was er genießen kann, und doch nicht besitzet; sieht auch vieles vorher, was in der Zukunft möglich ist. Hieraus ist klar, daß alle Bitten mit jedem Gebete keine einfache, sondern sehr zusammengesetzte Wirkungen der Seele sind, an denen Verstand und Wille Antheil haben. Damit muß denn eine genaue Zergliederung vorgenommen werden, wenn man zu einer gewissen Einsicht kommen will, wie angemessen das Gebet unsrer eignen Natur; wie nothwendig folglich die Verpflichtung dazu sey.

Bitten und Gebete gehören, in so fern sie eine Art von Begierde und Verlangen sind, zu den moralischen Veränderungen unsers innern Zustandes. Sie sind von den natürlichen Trieben und Begierden unterschieden, die aus einem lebhaften Gefühle dieser oder jener körperlichen Reize entspringen; sie sind allezeit Wirkungen von dem Gebrauche unsrer Freyheit, weil dieselben

ben nach allgemeinen, wo nicht immer deutlichen, aber doch stets lebhaften Vorstellungen und Urtheilen des Verstandes vorgehen, welche wir nicht ohne Worte haben können; denn wir denken, urtheilen und schließen niemals ohne Worte. Ich rede von Gebeten, deren wir uns bewußt sind. Ob es nicht auch Wünsche und Begierden gebe, die von diesen und von den natürlichen unterschieden, und, wenn sie Gott, als den Geber alles Guten zum persönlichen Gegenstande haben, Gebete vor ihm, oder nach seinem Urtheile sind, das ist eine Frage, die immer besonders untersucht werden könnte. Aber iezt ist die vornehmste Frage diese: Was können wir in dem Zustande, worinnen unsre Seele sich befindet; wenn wir wissen daß wir bitten, oder beten, und folglich etwas begehren oder verlangen, bemerken und genau von einander unterscheiden? Zuförderst verschiedne **Vorstellungen und Urtheile des Verstandes.** Wir haben in diesem Zustande **Vorstellungen** von gewissen Gegenständen und ihrer Beziehung auf unser Vergnügen, oder Misvergnügen, auf die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit unsers Zustandes, auf unsre Glükseligkeit oder auf unser Elend. Dasjenige, was wir uns als **gut** denken, stellen wir uns, wenn wir es

begeh-

begehren, in seiner Beziehung auf uns als eine Sache vor, die für uns keine Wirklichkeit hat; die wir in gewisser Absicht nicht in unserer Gewalt haben, und also nicht genießen können. Lebe ich in einem gewissen Ueberflusse, so begehre und verlange ich, in so fern ich reich bin, den Reichthum nicht. Ich habe, ich besitze, ich genieße ihn. Ich betrachte ihn dann als etwas das schon mein ist; ich strebe nicht darnach; ich begehre ihn nicht. Begehre ich ihn gleichwohl, so denke ich denselben, als etwas, das für mich noch keine Wirklichkeit hat, das aber, mein Urtheil mag nun wahr oder falsch seyn, zur Wirklichkeit kommen kann. Ich habe, wenn ich mich richtig beobachte, die Vorstellung theils von einem größern Ueberflusse, den ich nicht besitze, und den ich darum auch nicht genießen kann, theils von einem künftigen, aber izt noch bloß möglichen Besitze und Genusse desselben. Eben so verhält es sich mit der Vorstellung des Bösen, dessen Aufhebung oder Entfernung begehrt wird. Die Befreyung davon und die Bewahrung dafür wird als etwas gedacht, das noch nicht vorhanden ist; dessen Wirklichkeit aber doch möglich ist. Denn wer begehret die Befreyung von einem Uebel, das er

nicht leidet, oder wer wünschet die Entfernung des Bösen, das er nicht fürchtet?

Solche Vorstellungen und Urtheile vom Guten und vom Bösen gehen vor dem Verlangen jenes zu besitzen und zu genießen, dieses aber hingegen zu entfernen, voraus, wofern man nicht annehmen kann, oder annehmen will, daß in dem innern Zustande unsers Gemüthes Veränderungen von verschiedener Art, die aber einander nicht aufheben, zugleich und neben einander vorgehen können, welches eine psychologische Aufgabe ist, über deren Entscheidung die Beobachter dessen, was in einem vernünftigen und freyen Geiste zugleich möglich oder nicht möglich ist, noch nicht einig sind, und auch schwerlich einig werden möchten. Entstehen diese Gedanken mit denen noch die Vorstellung verbunden ist, daß das, was nicht wirklich ist, das aber gleichwohl durch irgend eine Kraft zur Wirklichkeit gebracht werden kann, wenn sie nur dazu angewendet wird: So entspringt entweder aus eben der Kraft, welche diese Gedanken hervorbringt, oder aus einer andern allezeit unzertrennlich damit vereinigten Kraft unserer Seele, der Wille, uns diese als gut gedachten, aber für uns noch nicht vorhandenen Gegenstände, um ihres künftigen Besitzes und Genusses willen,

willen, zu versichern. Hierinnen bestehet dasjenige was wir überhaupt Begierde, als eine Handlung betrachtet, oder Verlangen nennen, wenn sie eine gewisse Stärke und Lebhaftigkeit hat. Dieß gehört denn auch zur Natur der Bitte und Gebet, in so fern sie ein Verlangen sind. Man denkt an etwas Gutes, das man nicht hat, das man aber doch durch irgend eine Kraft haben kann, und aus diesen Gedanken entstehet die Begierde, daß diese Kraft dazu angewendet werden möge.

Allein Bitten und Gebete sind eine gewisse und besondere Art von Begierde. Folglich muß weiter untersucht werden, wodurch dieselben sich von andern Arten des Verlangens unterscheiden. Nothwendig müssen die bey einem Bittenden gegenwärtigen Vorstellungen etwas enthalten, wodurch die Begierde nach der Wirklichkeit des Vorgestellten, und das Bestreben den Genuß desselben zu erlangen, eine Bestimmung erhält, die dieselbe zu einer besondern Art des Verlangens macht. Hier ist denn leicht zu bemerken, daß wir mit der Vorstellung eines für unsern Genuß möglichen Gutes verschiedene andere Gedanken vereinigen, und zwar theils die Vorstellung der unmöglichen Bewirkung desselben

selben durch unsere eigene Kraft, theils das Urtheil, es könne dasselbe durch die Kraft eines Andern zur Wirklichkeit gebracht werden, theils auch den Entschluß das zu thun, wodurch derselbe bewogen werden kann, seine Kraft zur Befriedigung unsers Verlangens anzuwenden. Der Arme bittet einen Reichen um ein Allmosen zur Erhaltung seines Lebens; wer in Gefahr ist, bittet einen Mächtigen um seinen Beystand, um aus der ihn umgebenden Gefahr errettet zu werden. Was denket jeder bey diesen Wünschen seiner Seele? Jener stellt sich das Allmosen als etwas vor, das zur Erhaltung seines Lebens nothwendig ist; dieser betrachtet den Beystand des Mächtigen, als das einzige Mittel seiner Errettung aus seiner Noth und Gefahr. Er denkt an sein eigenes Unvermögen und zugleich an die Macht und an das Vermögen eines andern; er denkt auch an die Möglichkeit; daß der andere zur Anwendung seiner Kraft für ihn bewogen werden könne, und aus dieser Vorstellung entspringet die Bestrebung, das zu thun, was den andern dazu bewegen kann. Weil nun Menschen von Menschen nach der Erfahrung, bewogen zu werden pflegen, Dürftigen wohlzuthun und Nothleidenden zu helfen, wenn sie theils

das Bedürfniß und die Noth der Bedrängten, theils die Ursachen kennen und beherzigen, warum sie ihnen wohlthun und helfen müssen; Ursachen, die sehr verschiedner Art seyn können: So muß nothwendig durch jene Vorstellungen bey ihnen die Bemühung entstehen, ihre Bedürfnisse und Bedrängnisse, und die Ursachen, warum sie ihre Kraft ihnen abzuhelfen, brauchen sollen, zu ihrer Kenntniß und zwar zu einer lebhaften und wirksamen Erkenntniß zu bringen, welches nicht anders als durch die Entdeckung ihrer Umstände und durch die Vorhaltung der Ursachen und Gründe welche auf ihren Willen wirken, geschehen kann. Aber eben hier ist die Grenze, wo die Bitten an Menschen und die Gebete zu Gott von einander abgehen, und sich nun wesentlich von einander unterscheiden, ein Unterschied, den wir genau und sorgfältig bemerken müssen.

Mit Bitten an Menschen haben Gebete zu Gott das gemein, daß wer zu Gott betet, auch sein Unvermögen erkennt, das zur Wirklichkeit zu bringen, was er für gut hält. Auch hat er zugleich die Vorstellung, daß, was er nicht durch seine Kraft zur Wirklichkeit bringen kann, der Allmächtige durch sein unendliches

Ver=

Vermögen dazu bringen könne. Ueberdieß muß er denken, daß der Höchste seine Kraft nicht für ihn brauchen werde, ohne gewisse seiner selbst würdige Gründe und Ursachen dazu zu haben, und in sofern sind Gebete zu Gott, Bitten an Menschen ähnlich, und gewissermaaßen von einerley Art und Beschaffenheit. Allein in so fern ein Mensch einen andern um etwas bittet, eben durch die Entdeckung seiner Bedürfnisse und seiner Noth, und zugleich durch die Vorhaltung bewegender Ursachen auf ihn wirket, kein Geschöpf aber auf den Schöpfer wirken kann, weil dieser in seinem ganzen Wesen und in dessen allezeit sich gleichen unendlicher Thätigkeit keiner Veränderung fähig ist, in so fern können auch Gebete zu Gott keine Aehnlichkeit und Gleichheit mit den Bitten haben, welche Menschen an Menschen thun. Folgt auf Bitten an Menschen das, was Bittende sich vorstellen: So sind zwar diejenigen, die die Bitte gewähren, mit der Kraft, welche sie vor jenen zur Bewerkstelligung des Gebetenen voraus haben, die vornehmste Ursache derselben, aber doch nicht so ausschliessender Weise, daß der Bittende keinen Antheil an der Anwendung ihrer Kraft dazu haben sollte. Hier ist immer ein gegenseitiger Einfluß des einen

auf

auf den andern; eben dasselbe Verhältniß zwischen dem Beter und zwischen Gott, der sein Gebet erhört, ist unmöglich. Gott kennet, was der Mensch von ihm bittet und bitten wird, aus sich selbst und von Ewigkeit her; folglich kann der Mensch ihm nichts entdecken. Gott hat, nach dieser seiner ewigen und unsichtbaren Erkenntniß aller Dinge, auch von Ewigkeit her den Willen, ihm wohlzuthun und zu helfen; also kann auch der Mensch, als ein gegen ihn thätiges Subject betrachtet, seinen Willen nicht bewegen. Die Bestrebungen der Menschen nach der Wirklichkeit dessen, was deren Verstande in der Gestalt des Guten und Angenehmen erscheinet, haben weder auf die Erkenntniß Gottes noch auf seinen Willen einen solchen Einfluß, daß er dadurch so zu sagen, eine Mittelursache zur Erhaltung seiner Endzwecke werden könnte oder werden müßte.

Aber wird man fragen, ist denn der Geist dessen, der zu Gott betet, bloß mit gewissen Vorstellungen beschäftigt, deren Gegenstände nur das Gute, das er nicht hat, sein eigenes Unvermögen dasselbe zur Wirklichkeit zu bringen, und Gott, der es ihm durch seine Kraft gewähren kann? Bestehet folglich das Gebet

bloß

bloß in einer gewissen Art von Vorstellungen, mit denen keine andere innerliche oder äusserliche Handlungen verbunden sind, und verbunden seyn können, wenn der Mensch durch seine Kraft weder das Gute, das er sich vorstellt hervorbringen, noch auf Gott der allein die Macht dazu besitzt, wirken kann? Hat er bey diesem moralischen Geschäfte weiter nichts zu thun, als gewisse Vorstellungen in seinem Gemüthe hervorzubringen, und durch diese andere Ideen zu verdunkeln, oder diese jenen zu subordiniren? Diejenigen, welche sich die Seele bloß als eine vorstellende Kraft zu denken gewöhnt haben, müssen geneigt seyn zu behaupten, daß jedes Gebet bloß in einer gewissen Art deutlicher und lebhafter Vorstellungen bestehe. Hat aber auch die Seele nur Eine Kraft, so muß man doch in dieser Kraft eine zwiefache Bemühung sich zu äußern annehmen, die Bemühung gewisse Vorstellungen in sich selbst hervorzubringen, und die Bemühung, nach diesen Vorstellungen zu handeln. Ruhet diese Bemühung im Gebete, weil kein Vermögen da ist, das, was er sich als gut vorstellt, zur Wirklichkeit zu bringen, oder Gott in eigentlichem Verstande zu bewegen, daß er es durch seine Kraft bewirke? Wird dieses angenommen: Wo ist das

Verlangen nach dem Guten vor Gott, worinnen doch das Wesen des Gebetes besteht? Können bloße Vorstellungen sich dieses Namens anmaßen? Meiner Einsicht nach, läßt sich dieß unmöglich annehmen, man wollte denn verschiedene Begriffe mit einander verwechseln oder vertauschen. Mit Vorstellungen dessen, was man in Beziehung auf sich selbst für gut hält, ist, der wesentlichen Einrichtung unsers Geistes nach, die Bemühung nach diesen Vorstellungen zu handeln unzertrennlich verbunden. Eins ist die Folge des Andern. Freylich kann diese Bemühung weder ein Bestreben seyn, das wir uns als möglich denken selbst zur Wirklichkeit zu bringen, sobald man sich bewußt ist, daß uns das Vermögen dazu mangle, noch ein Bestreben, Gott zur Anwendung seiner Kraft dazu zu bestimmen, weil man weiß, daß das Endliche nicht auf das Unendliche wirken könne. Aber daraus kann noch keine gänzliche Unthätigkeit des Willens bey diesem moralischen Geschäfte geschlossen werden. Man muß zu seiner Ueberzeugung davon nur bemerken, daß freylich die Wirklichkeit dessen, was wir für gut erkennen und deswegen genießen wollen, als Wirkung betrachtet, nicht durch unsere Kraft, sondern allein durch die Kraft Gottes hervorgebracht, und

also, unsere Bemühung nach unseren Vorstellungen zu handeln, nicht darauf gerichtet werden könne. Allein kann gleich die unendliche Kraft Gottes nur die einzige wirkende Ursache seyn, so kann die Anwendung derselben bey dem Menschen, der in den Besitz und Genuß eines Gutes gesetzt werden soll, einen gewissen Zustand haben, dessen Daseyn bey ihm zwar als keine wirkende oder mitwirkende Ursache, aber doch eine Bedingung ist, ohne welche die Anwendung der göttlichen Kraft, als der einzigen wirkenden Ursache nicht geschehen kann, noch geschehen soll. Wie deutlich erhellet dieses nicht aus der Vorschrift, welche Jacobus demjenigen giebt, der weise werden will, und solches nicht durch sich selbst, sondern, allein durch die alles vermögende Gnade Gottes werden kann! Jac. 1. v. 5-7. So jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, so wird sie ihm gegeben werden; er bitte aber im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleich, wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas vom Herrn empfangen werde. Daß ein Mensch das Vertrauen hat, daß ihn Gott weise machen könne und machen wolle; daß er daran

nicht

nicht zweifelt, das ist nicht die Ursache der Weisheit, die ihm gegeben wird. Denn verhielte dieser Zustand des Vertrauens, das keinem Zweifel Raum läßt, sich wie Ursache und Wirkung gegen einander: So würde ihm die Weisheit nicht gegeben. Gott wäre dann nicht derselben einzige wirkende Ursache. Aber eben dieser Zustand ist die Bedingung, an welche die Anwendung der göttlichen Kraft den Menschen weise zu machen, so zu sagen, gebunden ist. Folglich muß derjenige, der von Gott die ihm nöthige Weisheit erlangen will, weil er sie nicht durch sich selbst haben kann, nach den Vorstellungen handeln, daß die Weisheit gut sey, daß er sie nicht durch sein Vermögen erhalten; daß er aber durch Gott derselben theilhaftig werden könne, wofern er sich in dem Zustande befindet, worinnen er dieser herrlichen Gabe empfänglich wird, und dieß Bestreben gehört zum **Verlangen der Weisheit**, die ihm mangelt, von Gott, oder der Wille, daß Gott thun wolle, was wir nicht thun können. Der Kranke denkt sich die Gesundheit als ein großes unschäzbares Gut; er weiß, die Kraft ihn gesund zu machen, ist nicht bey ihm, sondern in der Arzeney, die ein Anderer ihm geben kann und geben will. Nun setzet diese Arzeney, wenn sie ihre

Kraft äußern soll, einen gewissen Zustand des Kranken voraus, zu dem er sich bequemen muß. Folglich muß er nach allen diesen Vorstellungen handeln. Er muß sich bestreben, sich darin zu sezen, und dieß Bestreben gehöret zum wahren Verlangen, seine Gesundheit durch die Arzeney herzustellen, die allein die wirkende Ursache ist. Denn er würde, wenn ihm keine solche Arzeney gegeben würde, doch krank und siech bleiben, wofern er sich auch durch sein Bestreben, in den Zustand gesezt hätte, worin sie ihre heilsame Kraft beweisen kann.

Es besteht demnach das Wesentliche des Gebetes, um dasjenige was zeither umständlich ausgeführt worden ist, kurz zusammen zu fassen, damit es mit Einem Blicke übersehen werden könne, zuförderst darinnen, daß, wer betet, wisse und urtheile, es mangle ihm etwas, dessen Besitz und Genuß ihn vollkommner und glüklicher machen würde; daß er sein Unvermögen dazu erkenne und fühle; daß er mit Gewißheit und Ueberzeugung einsehe, das Vermögen, ihm den Genuß desselben zu verschaffen, habe Gott allein; Gott sey auch zur Anwendung seiner Kraft dazu geneigt und bereit, wofern er sich in dem Zustande befindet, in welchem er ihm, was ihm mangelt,

gelt, gewähren könne. Weiter gehört dazu, daß er nach allen diesen Vorstellungen auch zu handeln und in diesen Zustand zu kommen, sich wirklich und ernstlich bestrebe, ob er gleich weiß, daß derselbe nicht die wirkende Ursache des Guten ist, nach dessen Genuß er strebt; daß er auch desselben dadurch nicht würdig, sondern bloß empfänglich und fähig zu dem Genusse werde, den Gott allein gewähren und bewirken kann. Diese innern moralischen Handlungen, wozu der Mensch durch die vorher von Gott dazu empfangene Kraft, sich selbst bestimmt, machen das Wesen des Gebets aus, ungeachtet noch vieles nach der Vernunft und Offenbarung darinnen zu bestimmen ist, damit dasselbe ein Gott gefälliges und christliches Gebet seyn könne. Man sieht aus dieser Beschreibung, wodurch Bitten an Menschen und Gebete zu Gott sich von einander unterscheiden. Man kann auch daraus dorher erkennen, daß, wofern eben darinnen das Gebet bestehet, viele Einwendungen wider die Nothwendigkeit und die Wirkungen, die ihm zugeschrieben werden, kaum einer Untersuchung und Beantwortung werth sind, weil dieselben sich bloß auf die zum Wesen des Gebetes nicht gehörigen Vorstellungen gründet, daß, wer zu Gott betet, ihm sein Anliegen of-

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

fenbare; daß er ihm die Ursachen vorhalte, wodurch er sich bewegen lassen müsse, ihm zu helfen, und wohl zu thun; daß folglich dasselbe ein Gespräch mit Gott, oder eine Rede an ihn seyn müsse, welches, wie ich bereits erinnert habe, schon darum falsch ist, weil so viele Wünsche der Apostel, womit sie ihre Gemeinen segnen, ohne Gott oder den Erlöser darinnen anzureden, keine Gebete seyn würden, welches sie doch nach eines jeden Geständniß sind.

Sechster Abschnitt.

Ueber die Wahrheit und Gewißheit der zum Gebete gehörigen Gedanken vom Guten und vom Bösen.

Sobald wir überhaupt vom Wesen des Gebetes richtige Begriffe haben, so ist es zur Vollständigkeit der Theorie von dieser Lehre nöthig, sich auf eine nähere Betrachtung seiner wesentlichen Theile einzulassen. Zuförderst muß erwogen werden, wie die zum Gebete gehörigen Vorstellungen von dem, was gut und böse ist, mit unserm Urtheil darüber beschaffen seyn müssen,

sey, wenn wir beten, und auf eine Gott gefällige und seiner unmittelbaren Unterweisung gemäße Weise beten wollen. Nun giebt es fast unzählbare Begriffe davon, die, wenn wir auf die Anzahl und Menge der Gegenstände, welche sie umfassen sehen, beynahe ins Unendliche gehen, und kaum übersehen werden können. Denn sie sind in Ansehung ihres Ursprunges, ihrer Beziehung auf ihre Objekte und ihrer Uebereinstimmung mit der Beschaffenheit derselben, in Absicht auf den Grad ihrer Lebhaftigkeit und ihrer Dauer, wie auch ihrer Wirksamkeit und deren Folgen eben so zahlreich, als verschieden von einander.

Ueberhaupt sind die Menschen darinnen einig, daß alles gut sey, was entweder eine Ursache unserer Vollkommenheit und ihres Wachsthums, oder als ein Mittel dazu angesehen werden kann. Soll aber bloß die Frage beantwortet werden, was die Glükseligkeit, oder wie man sich vordem auszudrücken pflegte, was das höchste Gut des Menschen sey? Wie weit gehen da die Meinungen auch der größten Weisen in allen Zeiten von einander ab, obgleich einiger Meinung darüber von Anderer Meinungen mehr den Worten, als dem Sinne nach unterschieden seyn mögen. Diese Uneinigkeit in den Gedanken des Volkes und der

Philosophen darüber entspringet daher, daß, wenn die Menschen noch durch keine Belehrungen der natürlichen oder der geoffenbarten Religion über ihre wahre, innere, fortgehende und auf ewig zunehmende Glükseligkeit aufgeklärt sind, ihre Begriffe vom Guten und vom Bösen bloß nach den Empfindungen des Angenehmen und Nüzlichen, die sie gehabt haben, nach den fortdauernden Begierden und Neigungen, die daraus entsprungen sind, nach ihren verschiednen Temperamenten, wodurch Einer von dem Andern sich unterscheidet, nach fremden Meinungen, wegen des so allgemeinen und mächtigen Triebes der Nachahmung, und vornehmlich nach den Vorurtheilen des Ansehens, eingerichtet und gebildet zu werden pflegen. Solche Begriffe vom Guten und vom Bösen müssen sehr abwechselnd, sehr unstät und mangelhaft, und oft sehr betrüglich und irrig seyn. Indeß kommt jeder mit dem Andern darinnen überein, daß nichts gut sey, was nicht ein Bestandtheil unsrer menschlichen Glükseligkeit, worinnen sie auch bestehen mag, oder ein gewisses und sichres Mittel dazu ist, und entweder durch seinen Besitz und Genuß Vergnügen giebt, oder zum Genusse desselben führt.

Hier=

Hieraus folget, daß, wer betet, und, mit der Erwartung, erhört zu werden, beten will, nothwendig und zuförderst richtige und wahre Vorstellungen von dem Guten, dessen Erhaltung, oder Mittheilung er von Gott begehret, haben müsse, woferne sein Gebet gottgefällig seyn, und, weil die Religion der Christen eine göttliche Religion ist, christlich genannt zu werden, verdienen soll. Eben so richtig müssen auch seine Vorstellungen von dem Bösen seyn, dessen Abwendung er von Gott begehrt. Nun können wir uns in beyden Arten von Vorstellungen nur allzuleicht täuschen. Wir halten viele Dinge, von ihrem Schein, oder von ihrem ersten Eindruck auf unsre Sinne und auf unsre Einbildung getäuscht, oder wegen des Widerspruchs, worinnen sie mit unsern vorgefaßten, ungeprüften, und doch fest geglaubten Meinungen stehn, für unentbehrliche Theile unsrer Glükseligkeit, oder doch für zuverläßige Mittel dazu. Je heftiger Sinne, Einbildungen, Vorurtheile und Leidenschaften zu wirken pflegen, desto unruhiger, heftiger und gewaltsamer werden auch die Begierden nach dem Besitze, Gebrauche oder Genusse dessen, was uns dadurch als gut vorgestellt wird. Begierden hingegen, die aus einer wahren und richtigen Erkenntniß davon entstehen,

stehen, sind, weil alsdann kein Tumult und Aufruhr in der Seele möglich ist, bey allem Ernste und Eifer, den sie haben, viel sanfter, viel ruhiger und gelassener, als jene.

Wie harmonisch in dem Gebete desjenigen, dessen Erkenntniß des Guten und Bösen richtig und gegründet ist, Ernst und Ruhe sich vereinigen können; welche Heftigkeit hingegen die Bitten derjenigen haben, deren Erkenntniß davon irrig ist, das bestätigt die Geschichte von dem Gebete der Priester Baals, und von dem Gebete des Elias, dieses Propheten des wahren Gottes, auf eine merkwürdige Weise. In dieser ältern Zeit der Welt, wo zur moralischen Ausbildung und Besserung der Menschen außerordentliche Anstalten und Wirkungen der Gottheit noch so nöthig und unentbehrlich waren, sollte nach dem Vorschlage des Elias vor den Augen der israelitischen Nation durch ein Wunder entschieden werden, daß Jehova allein angebetet zu werden verdiente, der Dienst des Baals aber Abgötterey wäre. Rufet ihr, sagt er zu den Priestern Baals, den Namen eures Gottes an, und ich will den Namen des Herrn anrufen. Welcher Gott mit Feuer antworten wird, der sey Gott. Das ganze Volk antwortete: Das ist recht!

recht! 1 König. 18, v. 24. u. s. w. Ohne Zweifel unterwarfen sich die Priester des Baals dieser Probe sehr ungern. Allein die Furcht vor dem Volke nöthigte sie dazu. Sie riefen also den Namen Baal an vom Morgen bis zum Abend. Unaufhörlich riefen sie: Baal erhöre uns! Aber auf alle ihre Battologie erfolgte keine Stimme noch Antwort. Ihr Opfer wurde durch kein Feuer vom Himmel entzündet. Sie glaubten, oder suchten doch das Volk zu überreden, daß mehr Demüthigungen vor ihrem Götzen nöthig seyn möchten. Sie hinkten um den Altar und auf die bestrafende Verhöhnung des wahren Prophen: Rufet laut; denn er ist ein Gott; er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld; oder schläft vielleicht, daß er aufwache. Auf diese so verdiente Verspottung ihrer Vorstellung von ihren Göttern, denen sie alle Schwachheiten der Menschen beyzumessen gewohnt waren, riefen sie laut, rizten sich mit Messern und Pfriemen nach ihrer Weise, bis daß das Blut darnach ging. Mit welchen Verzuckungen, und Verdrehungen ihres Leibes und aller seiner Gliedmaßen mögen sie nicht den Ernst und Eifer ihres Gebetes zu beweisen gesucht haben! Nun richte man seinen Blik auf

den

den Proheten des wahren Gottes! Welch eine Würde in seinem Verhalten! Welche Ruhe in seinem Gebete, wegen der wichtigen Erkenntniß, die er von Gott und von dem hatte, was in diesem außerordentlichen Falle gut und nöthig war. Was für Gewißheit und Zuversicht, daß er würde erhört werden, wenn man sieht, welche feyerliche Zubereitungen er zu seinem Gebete mache. Erst rief er alles Volk zu sich, erneuerte darauf den Gott gewidmeten, von den Priestern Baals aber zerbrochenen Altar desselben, nahm nach der Vorschrift des Mosaischen Gesetzes zwölf Steine nach der Anzahl der zwölf Stämme Jacobs und erbaute daraus Jehova einen Altar, machte um denselben her eine Grube, von einer ansehnlichen Weite, richtete das Holz zu, zerstükte den Farren, legte ihn auf das Holz, befahl Opfer und Holz mit einer großen Menge Wassers zu verschiednen malen zu begießen, bis die Grube um den Altar damit angefüllt war. Dann trat er hinzu und sprach: Herr, Gott Abrahams Isaacs und Jacobs, laß heute kund werden in Israel, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht bin, und daß ich solches alles nach deinem Namen gethan habe. Erhöre mich, Herr, erhöre mich Herr, daß dieß Volk

wisse,

wisse, daß du, Herr, Gott bist, damit du ihr Herz darnach bekehrest. Welch ein Gebet! Wie wahr ist die Erkenntniß, auf welche sich dasselbe gründet! wie gewiß die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und von der Erhörung seines Gebetes; wie groß auch die Wirkung seiner Erhörung! Da fiel das Feuer des Herrn herab und verzehrte Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und lekte das Wasser auf in der Grube. Als das ganze Volk das sahe, fiel er auf sein Antlitz und rief: der Herr ist Gott! der Herr ist Gott!

Also müssen in einem gottgefälligen und christlichen Gebete alle Vorstellungen und Urtheile von dem, was gut und böse ist, wahr seyn, damit daraus ein gottgefälliges Verlangen werde, den Genuß des Guten und die Abwendung des Bösen von Gott zu erlangen. Täuschungen darüber, irrige oder an den Irrthum gränzende Einbildungen davon machen das Gebet nicht allezeit sträflich, aber immer verwerflich und unnütze. Der Grund davon ist leicht einzusehn. Dergleichen Begriffe und Urtheile widersprechen den Vorstellungen Gottes selbst. Er kann nach keinen Täuschungen, kann nach keinen irrigen oder mangelhaften Meinungen von dem Guten und dem Bö-

sen

sen handeln. Die Anwendung seiner unendlichen Macht stehet mit seiner vollkommensten Erkenntniß und Beurtheilung der Dinge in der innigsten Uebereinstimmung. Was kann er seinen freyen Geschöpfen, deren Glükseligkeit der höchste Endzwek aller seiner Werke ist, anders geben, als was wirklich gut ist? Ist das so unläugbar, als seine Weisheit und Güte: So muß er ihnen das, was sie für gut halten, weil es gut zu seyn scheint, ohne es zu seyn, allezeit verweigern. Sehen sie scheinbare Uebel als wahre Uebel an; so kann er sie nicht aus einem Zustande heraussetzen, der wirklich dem vorzuziehn ist, in welchen sie sich gesetzt zu sehen wünschen.

Das Gebet ist also schon deswegen ein sehr wichtiges Geschäfte, weil es, seiner Natur nach, wahre und richtige Erkenntnisse nicht allein des Guten überhaupt, sondern besonders auch desjenigen voraussetzt, dessen ein jeder nach seinen individuellen Umständen und in seiner Verbindung mit andern für die Zeit und für die Ewigkeit bedarf. Erkenntnisse also, die jeder täglich zu erlangen, täglich zu vermehren, und ohne Aufhören vollkommner zu machen, und von allem Irrthum und von aller Verblendung eines jeden angenehmen Selbstbetruges immer mehr zu reinigen sich

bestre=

bestreben muß, damit er von dem Gebete die Vortheile erndten könne, welche sich nach den Versicherungen einer aufgeklärten Vernunft, und nach den Zusagen einer höhern göttlichen Unterweisung davon erwarten lassen.

Der Umfang des Guten ist, nach der Mannigfaltigkeit und Menge der Gegenstände, welche uns Vergnügen gewähren können, nach den verschiednen Graden der Güte und Vollkommenheit, die sie haben, nach der Art, Beschaffenheit und Dauer ihrer Wirkungen und Folgen berechnet, ein Meer, worinnen sich unzählbare Quellen, Bäche, und Flüsse vereinigen. Wer kann sie zählen? Unsre blöden Augen können alles das Gute, zu dessen Genusse wir fähig sind, nicht auf einmal überschauen, können es nur nach und nach kennen lernen, können es nie zugleich und auf einmal geniessen. Dieß gestatten die Grenzen unsers Wesens nicht, für die es nie ein völlig bestimmtes Maas des Guten giebt und geben kann, über welches wir nichts mehr begehren, erwarten und hoffen könnten. Wir sind eines beständigen Wachsthums fähig, und sollen, wenn wir nicht durch unsre eigne Schuld zurükbleiben, immer mehr veredelt und auf immer höhere Stufen der Glükseligkeit erhoben werden,

den. Denn die Glükseligkeit, wozu unser gütiger Schöpfer uns bestimmt hat, ist ein sehr zusammengesezter Zustand, der im Ganzen keine bestimmten Grenzen hat; der sich fast in jedem Momente des menschlichen Daseyns verändert; nach der Absicht Gottes aber sich immer zu einer grössern Vollkommenheit verändern und entwickeln soll; einer großen herrlichen ausgebreiteten Landschaft gleich, die aus unzählbaren schönen reichen Gegenden besteht, sich, wie der Wanderer darinnen fortwandelt, mit jedem Anblicke erweitert, immer neue Aussichten öffnet, überall Sättigung verspricht, und überall zu einer unerwarteten Theilnehmung an neuen unvermutheten Annehmlichkeiten und Reichthümern lokt und anreizt. Hier in der Wahl des vorzüglichen Guten zu jedem einzelnen Genusse nicht zu irren, weil wir doch, unsrer Einschränkung wegen, nicht alles auf einmal umfassen und genießen können; hier zu unserm Verdrusse nicht so gefährlich zu irren, daß man den Geringern das Beßre aufopfert: ¡wie schwer ist das nicht! dazu gehören sehr richtige Kenntnisse des mannigfaltigen Guten, das uns zum Vergnügen einladet. Was ist zu thun, um solche Kenntnisse zu erlangen? Woran kann man die Wahrheit und Zu-

ver-

verläßigkeit derselben erkennen, oder zu seiner Beruhigung prüfen, um zu einem gottgefälligen, uns selbst allezeit heilsamen und wohlthätigen Gebete geschikt zu werden?

Wie ich zu wahrer und richtiger Erkenntniß des Guten überhaupt, und besonders desjenigen gelangen könne, das mir in meinem jedesmaligen Zustande zur Erweiterung meiner Vollkommenheit und Glükseligkeit mangelt? Erfahrung und Vernunft sind unstreitig Lehrerinnen, aus deren Unterweisungen ich viel lernen kann. Ich muß auf ihre Nachrichten und Belehrungen aufmerksam seyn. Beyde Lehrerinnen können mir von meinem Schöpfer und Herrn, von mir selbst, und von meinem Wesen, das aus so verschiednen Naturen besteht, als Leib und Seele sind, von meiner Bestimmung, von dem, was zu der auf eine gewisse Zeit eingeschränkten Fortdauer und Erhaltung meines Leibes gehört, von seinen Kräften, und von den Kräften meines Geistes, von meinen natürlichen Trieben, von der Ordnung, in welcher ich ihnen folgen kann, von den Mitteln zu ihrer unschädlichen und erfreuenden Befriedigung, von meinen mannichfaltigen Verbindungen mit so vielen Gegenständen, die meinem Gebrauche unterworfen sind, und mit andern

Men-

Menschen, viel Wahres und Richtiges sagen. Aber alles, was mir nöthig oder nützlich seyn kann? Sie können mich vor vielen Aeußerungen und Irrthümern sichern, und warnen. Aber auch vor einem jeden? Die Erfahrung macht weise; doch zu oft nur durch den empfindlichsten Verlust, den ich aus Unwissenheit nicht verhindern und meines Unvermögens wegen nicht ersetzen kann. Soll ich das Böse erst aus seinen schmerzlichen und zerstörenden Folgen kennen lernen, wofern vielleicht die erste Empfindung desselben so angenehm ist, daß ich mich der Versuchung, diese giftige Frucht zu genießen, nicht enthalten kann? Ich muß vorher prüfen und dazu meine Vernunft brauchen? Diese soll mich alle Wege zum Guten und alle Abwege davon, kennen lehren. Aber wo ist die Vernunft, deren Einsicht in den Zusammenhang aller Dinge so weit reicht, alle Resultate freyer Handlungen in der Ferne so genau von einander unterscheiden, und zur Bestimmung ihres wahren Werthes so richtig mit einander vergleichen kann; die auch Stärke genug hat, in ihren Untersuchungen durch den Anblick großer Schwierigkeiten nicht erschrekt, und durch die Anstrengung ihrer Kraft, sie zu überwinden, so wenig ermüdet zu werden, daß ich

durch

durch ihren Rath und Beystand allein vor sehr gefährlichen Meinungen gesichert zu seyn hoffen darf? Wer könnte in die Seinige so viel Vertrauen setzen, oder, wenn er auch Andern mehr Stärke des Geistes und mehr Weisheit zugestehn will, daß er den Ihrigen allezeit ohne Bedenken, und ohne Furcht zu straucheln, folgen wollte? O ich müßte aus der Geschichte des menschlichen Geistes nicht wissen, wie wenig in den aufgeklärtesten Jahrhunderten die scharfsinnigsten Weisen in ihren Gedanken über das höchste Gut der Menschen, und über die Fragen worinnen es bestehe, einig gewesen sind; wie wenig sie sich über die Wege zum Besitze und Genusse desselben vergleichen konnten; wie wenig diejenigen, die von keiner andern Erleuchtung, als von der Erleuchtung der Vernunft, wissen wollen, sich noch darüber vereinigen können! Und was haben mich denn endlich die Nachforschungen und Entdeckungen derselben von der Glükseligkeit gelehrt? daß sie für uns, wenigstens unter der Sonne, die uns leuchtet, in keinem beständig anhaltenden, vollkommnen und alle unsre Wünsche auf einmal sättigenden Vergnügen bestehe; daß sie vielleicht, weil die Endlichkeit ein unauslöschlicher Charakter unsers Wesens ist,

niemals darinnen bestehen werde; daß, wenn wir die uns treffenden Uebel, und die Freuden, welche wir genießen, gegen einander berechnen, wir zufrieden seyn müssen, wofern in unserm Zustande das Gute das Uebergewicht über das Böse hat; daß obgleich dieser Zustand hier das höchste Ziel ist, das wir zu erreichen hoffen dürfen, es dennoch geschehen könne, daß wir, weil wir leben, nicht in diesen Zustand kommen; daß nichts ein Bestandtheil unsrer Glükseligkeit oder ein Mittel dazu sey, was Andre, was die ganze Gesellschaft der mit uns verbundnen vernünftigen Geschöpfe, ohne ihr Verschulden, hindert, vollkommner und glükseliger zu werden; daß wir also nur in dem Grade mehr eigne Vollkommenheit und Glükseligkeit zu erwarten haben, in welchem wir das Wohl des großen moralischen Reiches Gottes und seiner einzelnen Mitglieder zu befördern suchen. Das sind große und unschätzbare Wahrheiten, welche die Vernunft einsehen kann, und ihres Beyfalls würdig achten muß, gesetzt auch daß dieselben weniger ihr Eigenthum, als ein entlehntes Gut sind, das sie nur für ihr Eigenthum erklärt; das ihr auch die rechtmäßige Eigenthümerin gern überläßt, wofern sie es nur treu bewahren und zu ihrem eignen Besten gnug-

sam

sam damit wuchern will. Und dennoch reichen diese herrlichen und so fruchtbaren Grundsätze nicht zu, um von allem dem Guten, dessen wir zu unsrer Glükseligkeit bedürfen, wahre und richtige Erkenntnisse zu erlangen. Denn könnte ich auch dadurch alles übersehen, was in Absicht auf dieses Leben für mich und für Andere gut ist; das also meinen Wunsch und mein Bestreben nach seinem Besitze verdient: Weiß ich darum auch, was so wohl in dem, was ich thue oder thun kann, in Beziehung auf meinen Zustand nach diesem Leben, in einer neuen Periode meines Daseyns, wie auch in dem, was mir hier begegnet, mir oft so unbegreiflich ist und so wenig mit der Fürsorge eines unendlich weisen und eben so gütigen Wesens zusammenzustimmen scheint, gut ist, und mir mangelt, dessen Mangel also, wenn er weder durch mich noch durch andre Menschen ersezt werden kann, von Gott abgeholfen werden muß? Denn wer wollte auch den größten Ueberfluß aller Arten irdischer Vergnügungen seines Genusses werth achten, wofern er nicht die Hoffnung eines künftig noch herrlichern und seligern ewig fortdauernden Zustandes damit verbinden könnte? Die Vernunft kann mir gewiß hierüber keinen ganz befriedigenden Unterricht erthei-

sen. Dann ist doch bey ihrer Unterweisung so viel Gefahr zu irren und zu ungegründeten thörichten Meinungen von dem, was gut und böse ist, verleitet zu werden. Die Vernunft ist kein übermenschliches, außer uns befindliches Wesen, das uns seiner Einsprache würdigte, obgleich diejenigen, welche sie preisen, oft von ihr mit einem solchen Enthusiasmus sprechen, als wenn sie ein höheres Wesen wäre, von welchem man wegen seiner Einsicht in den äußern und innern Zusammenhang aller Dinge, und ihre darinnen gegründete Beschaffenheit unfehlbare Orakelsprüche erwarten könnte. Sie ist der Geist eines jeden Menschen selbst, der freylich, wenn er den Regeln eines richtigen Nachdenkens folgt, viel Wahres erkennen wird, was ihm wichtig ist; der aber doch, seines engen Gesichtskreises nicht zu gedenken, diese Regeln leicht vergessen, oder nicht richtig genug anwenden, oder davon abweichen kann. Wenn er sie denn vergißt, oder der Leitung dieser Regeln entzogen wird: Wohin kann er nicht gerathen?

Wer sollte denn nicht wünschen, höhere, vollständigere und zuverläßigere Belehrungen über das Gute und das Böse zu haben, und eine solche Unterweisung mit der Erfahrung und Ver-

nunft verbinden zu können? der Christ hat diesen höhern und vollständigern, diesen zuverlässigern, und was noch mehr ist, diesen deutlichern und leichtern Unterricht in der göttlichen Offenbarung. Hier leuchtet ihm das Licht, bey welchem auch die Thoren und die Schwachen nicht irren können. Hier haben wir Belehrungen, welche nicht allein alles was eine richtig denkende Vernunft einsehn kann, bestätigen, sondern auch ihre Mängel ersetzen und uns weiter führen, wofern wir nur ihre Sprache verstehen lernen und zufrieden, daß sie von dem komme, der lauter Wahrheit ist und nicht irren kann, sie für wahr annehmen wollen, sollten wir auch nicht immer die Gründe dessen einsehen, was nach ihren Aussprüchen zu unserm Besten dient, oder unsre Glückseligkeit hindert und aufhält, oder vermindert und zerstört.

Nun ist die Frage leicht beantwortet, woher ich die wahren und richtigen Erkenntnisse des Guten und des Bösen, welche jedes gottgefällige und christliche Gebet voraussetzet, erhalten könne. Laß die Vernunft; laß die Offenbarung diese wichtige Frage zugleich entscheiden! Das ist gut, dessen Werth aus zuverläßigen Erfahrungen oder aus unwidersprechlichen Einsichten in die Na-

tur und Beschaffenheit deiner selbst und anderer mit dir verbundenen Wesen erwiesen werden kann. Das ist gut, was die göttliche Offenbarung, richtig ausgelegt und verstanden, für gut erklärt. Das, wofür dich beyde warnen, das ist böse, wie schön auch der Schein, und wie angenehm und gefällig dir die Gestalt seyn mag, worinnen es erscheinet. Besondes unterrichtet dich die Offenbarung, was zu deiner wahren Glückseligkeit nothwendig, was für dich entbehrlich ist, und höherer göttlicher Absichten wegen, auch gern entbehret werden muß. Von ihr kannst du lernen, was allezeit, was in allen Umständen und in allen Verbindungen deine Wohlfarth vermehren und die Summen deines Genusses ohne Nachtheil für die Ewigkeit vergrößern kann; was niemals schädliche Folgen für dich hat; was hingegen, wenn es durch seinen ersten Eindruk dir auch Empfindungen des lebhaftesten Vergnügens gäbe, durch seine vielleicht nicht nahen, sondern auch wohl sehr entfernten Folgen dennoch schädlich wird, und deswegen nur gut scheint, ohne es zu seyn. Frage über ihre Belehrungen zugleich deine Erfahrung; noch lieber, wenn du kannst, die Erfahrung andrer Menschen, und die Vernunft. Stimmen ihre Aussprüche mit den

Leh-

Lehren der Offenbarung überein: so sind deine Erkenntnisse von dem Guten, das dir mangelt, und von dem Bösen was von dir entfernt werden muß; wahr und richtig. Stehen hingegen beyde im Widerspruche gegen einander: so sey dir die Offenbahrung nicht verdächtig; denn die kann nicht trügen, wenn du sie richtig verstanden hast. Deine Erfahrung kann trügen und deine Vernunft ist getäuscht, oder will dich täuschen. Jene darf nur mangelhaft seyn und dann kann zu viel daraus geschlossen werden. Diese, die Vernunft kann den Gesichtspunkt, woraus ein Gegenstand betrachtet werden muß, wenn man die eigentliche Beschaffenheit desselben erforschen will, nicht richtig genug gefaßt haben. Oft sieht sie ihn von einer falschen Seite; oft ist sie übersichtig. Sie bemerket einige Verbindungen verschiedner Dinge mit einander und die Resultate daraus, durchschauet aber nicht den Zusammenhang des Ganzen. Endlich wird sie, was noch schlimmer ist und nur allzuoft und allzuleicht geschieht, von den Leidenschaften bestochen und verführt, Licht für Finsterniß und Finsterniß für Licht zu erklären, und das Gute böse, und das Böse gut zu heissen. Freylich kannst du auch im Gebrauche der Offenbarung zur Erkenntniß des

Guten und des Bösen irren. Aber geriethest du auch in einen solchen Irrthum: So würde dich die Untersuchung des Sprachgebrauches und die Anwendung deutlicher und bestimmter Regeln einer guten Auslegung leicht davon befreyen, wofern du nicht, wiewohl gewiß zu deinem Schaden, schon Parthey für deine eigne Meinung darüber genommen hättest. Indeß ist auch hier selten ein Misverstand der Offenbarung zu befürchten, weil sie über alles, was zur moralischen Einrichtung der menschlichen Natur gehört, so deutlich, so bestimmt spricht, und eine so allgemein verständliche Sprache redet, daß der gemeinste Verstand sie ohne Hülfe von Gelehrsamkeit, sowohl, als der gelehrteste und tiefsinnigste Geist fassen und verstehen kann.

Wer denn die wahren Quellen kennt, woraus die zum Gebete nöthige richtige Erkenntniß des Guten und des Bösen zu schöpfen ist, der weiß zugleich, was er zu thun hat, wenn er untersuchen will, ob seine Gedanken darüber wahr und richtig sind. In der Uebereinstimmung seiner Begriffe davon theils mit den Belehrungen der Offenbarung, theils mit den unwidersprechlichen Grundsätzen der Erfahrung und Vernunft, hat er das untrüglichste Merkmal, woran er die

die Wahrheit seiner Vorstellungen erkennen kann. Findet er sie mit diesem Charakter bezeichnet: so habe er über ihre Wahrheit keinen Zweifel; denn diese bestehet in der Erweislichkeit derselben aus unläugbaren Grundsätzen der Vernunft und aus deutlichen Erklärungen der Offenbarung darüber. Er kann nicht irren, wo er denkt, wie diese denkt, und seine Urtheile und Schlüsse auf jene zurükführt und sich selbst überzeugt, daß sie nothwendige Folgen daraus sind. Ich stelle mir etwas, als gut vor, als unentbehrlich zu meiner Glükseligkeit, als ein sichres Mittel zur Erhaltung, zur Beförderung oder zur Erweiterung derselben. Habe ich dasselbe, oder mangelt mir es noch? Irre ich mich, oder ist mein Urtheil wahr? Die Offenbarung entscheide; die Vernunft bestätige ihre Entscheidung! Ich vergleiche meine Urtheile davon mit den ihrigen. Ich habe sie gefunden, kann ich ausrufen; ich habe die Wahrheit gefunden, sobald ich aus dieser Vergleichung sehe, daß meine Urtheile denen gleich sind, welche Offenbarung und Vernunft darüber fällen.

Dieß ist denn auch der Weg, auf welchem allein der Mensch zu einer festen Gewißheit von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Erkenntniß gelangen kann, und diese Gewißheit ist zum Gebete

eben so nothwendig, als die Wahrheit und Richtigkeit der Erkenntniß selbst. Diese Gewißheit bestehet in der Veränderlichkeit seines Urtheiles davon. Die Gedanken, die ein Mensch hat, können an sich betrachtet, wahr seyn. Was in seinem Urtheile das Predicat bejahet, oder verneinet, kann dem Objecte eigentlich zukommen, oder muß ihm wirklich abgesprochen werden. Die darinnen mit einander verbundnen oder von einander getrennten Begriffe stehen in dem Verhältnisse gegen einander, welches durch sein Urtheil bezeichnet wird. Dieses Urtheil ist nicht allein wahr, sondern auch gewiß, wenn es unveränderlich ist; unveränderlich aber ist es so lange, als man sich der eigentlichen Quellen seiner wahren Erkenntniß, und der rechten Art, wie man dazu gelangte, bewußt bleibt, oder leicht bewußt werden kann. Ich bin von der Wahrheit einer Begebenheit gewiß, wenn ich sie auch nicht selbst gesehen habe, solange ich sie aus zuverläßigen und glaubwürdigen Nachrichten weiß, denn das ist die rechte Art, zur Erkenntniß dieser Wahrheit zu gelangen. Meine Gewißheit von der Wahrheit dieser oder jenen allgemeinen Sätze beruhet auf der Demonstration durch richtige Erklärung und Schlüsse. Sobald ich mir nicht sagen kann, wie ich zur Erkennt-

kennt-

kenntniß dessen gekommen bin, was ich für wahr erkläre: So hört mein Urtheil noch nicht auf, wahr zu seyn; denn dieser Mangel meiner Einsicht bringt in der Verknüpfung meiner Begriffe keinen Widerspruch. Aber ich habe nur keine Gewißheit davon. Mein Urtheil ist der Gefahr der Veränderlichkeit unterworfen, sobald sich irgend ein Reiz zeigt, dasjenige für falsch zu halten, was mir zeither wahr gewesen war. Der Zweifel tritt in die Stelle der Gewißheit. Die Seele fängt an zwischen der Bejahung und Verneinung eines und desselben Begriffes von einem andern hin und her zu schwanken. Sie ist, um das schöne und treffende Bild des Apostels Jacobus davon wieder aufzustellen, wie eine Meereswoge, die vom Winde hin und her gewebet und geworfen wird. Dann ist der Nutzen einer noch so wahren und richtigen Erkenntniß des Guten und des Bösen, so lange für uns verloren, als der unglükliche Zustand des Schwankens fortdauert. Hieraus ist leicht zu begreifen, warum das Gebet eines Menschen, der voll Zweifel über dasjenige ist, was er bittet, nicht erhört werden kann. Wer über die Wahrheit seiner Vorstellungen vom Guten und Bösen noch kein festes Urtheil gefällt hat, das, was ihm in diesem Augenblicke gut zu seyn

scheint, im folgenden für unnütz oder böse erklärt, der muß, wie das aus der Natur alles Zweifels folgt, einen und denselben Gegenstand bald begehren, bald verabscheuen. Wie kann ein Mensch in einer solchen Lage seiner Seele das genießen, was ihm gegeben wird, oder Freude daran haben, wenn er das Geschenke gleichsam mit der einen Hand annimmt, mit der andern aber sogleich wieder wegwirft, und das mit einer solchen Geschwindigkeit auf einander, daß er selbst zu keinem deutlichen und bestimmten Bewußtseyn seines Zustandes kommen kann? Wie könnte ein solches Betragen, um mit der Schule zu sprechen, ein objectivischer Grund für den Entschluß Gottes seyn, ihm zu geben, was er zugleich begehrt und verabscheuet, und darnach seine Regierung der Welt einzurichten? Warum sollte er ein Geschenk erhalten, dessen Werth er nicht zu schätzen weiß? Warum sollte er das empfangen, das er nicht genießen kann? Ein solcher, sagt der Apostel mit Recht, denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde. Der Grund ist: Denn ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen. Er hat keine bestimmten Absichten; er weiß nicht, was er will und bittet. Unwissenheit, Verwirrung des Gemüths, Eigensinn,

sinn, oft auch Bosheit des Herzens sind die gewöhnlichsten Ursachen einer solchen unglüklichen Gemüthsart. Wer kann sich in der Austheilung seiner Wohlthaten darnach richten. Ein Vater unter den Menschen würde getadelt werden, wenn er jedem veränderlichen Wunsche seines thörichten Kindes nachgeben, und jede seiner Begierden befriedigen wollte, die eben so schnell verlöschen als sie auflodern, und der beste, weiseste seiner vernünftigen Geschöpfe sollte stets bereit seyn, das zu thun, was Menschen in diesem Augenblicke begehren, und im folgenden verwerfen. Nein, ein solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde.

Wer demnach auf eine Gott gefällige und christliche Weise beten will, der müsse dafür gesorgt haben, daß er sich vom Guten und vom Bösen wahre, und richtige Begriffe mache, und darüber keinen Zweifel in seinem Herzen nähre. Er muß von der Wahrheit desselben gewiß seyn, jede seiner Vorstellungen davon mit der Natur der Dinge, so weit er sie aus der Erfahrung und durch ein regelmäßiges Nachdenken darüber erkennen und einsehen kann, gemäß seyn; jede mit den Grundsätzen der höhern göttlichen Unterweisung übereinstimmen. Bemerket und empfindet

det er, daß ihm etwas mangelt, das nach seinem Urtheile gut, so müsse er sich die Fragen beantworten können: Ist mein Urtheil in wirklichen Erfahrungen seines Nutzens und seines Einflusses in meine Glükseligkeit gegründet? Woher weiß ich, daß es den Werth habe, den ich ihm itzt beylege. Bin ich dessen durch den rechten Gebrauch meiner Vernunft, und durch richtig verstandne, in ihrem Sinne unzweifelhafte Ausspruche der Offenbarung versichert? Dieß und Jenes, was mich trift, oder was ich fürchte, kommt mir als ein Uebel vor. Wornach beurtheile ichs? Nach der ersten Empfindung meiner Sinne? Nach den Meinungen und Vorurtheilen andrer Menschen? Nach meinen geliebten Neigungen? Nach der Leidenschaft, die itzt meine Seele beunruhigt? Bin ich auch berechtigt, es für so böse zu halten, als es mir vorkömmt? Gründet sich mein Urtheil auf richtige Erfahrungen, auf zuverläßige Aussprüche der Vernunft, auf deutliche Erklärungen der Religion, die ich für göttlich erkenne? Dieß ist nothwendig, da alle Bewegungen des Willens sich in ihrer Beschaffenheit nach der Art und Natur der Vorstellungen richtet, welche sich der Verstand vom Guten und vom Bösen macht.

Ich kann diese Betrachtung nicht schließen, ohne zu bemerken, daß sich schon aus demselben beurtheilen lasse, ob Gott das Gebet den Menschen befehlen und zur Pflicht machen könne. Wahre, gegründete und gewisse Vorstellungen vom Guten und vom Bösen, besonders von demjenigen, dessen Mangel wir durch uns selbst, oder durch Gott abgeholfen zu sehn wünschen, machen zwar allein das Gebet nicht aus; aber sie gehören doch zu den wesentlichen Bestandtheilen desselben. Denn wie kann ich das begehren, oder verabscheuen, was ich nicht für gut oder für böse erkenne? Hat nun Gott kein Recht zu fodern, daß wir unsre Vorstellungen und Urtheile davon nach den Seinigen einrichten, oder eingerichtet haben sollen, ehe wir seine Wohlthaten oder seine Hülfe begehren, und können wir sie, ohne sie darnach bestimmt zu haben, begehren? Was sagt also sein Befehl: **Rufe mich an in der Zeit der Noth?** **Noth** ist allezeit vorhanden, wenigstens nach unsrer Meinung vorhanden, wenn wir glauben, daß uns zu unsrer Glükseligkeit etwas mangle, oder ein Uebel den Genuß desselben vermindre oder zu vermindern drohe. Ist es also, wenn er uns zu beten befiehlt, wenigstens in Ansehung einiger wesentlichen Bestandtheile des Gebetes eben so viel,

als wenn er sagte: Mache dir wahre, und gewisse Vorstellungen von dem, was du für gut hältst, Denke nach, erwäge, ob es wirklich gut, ob es zu deiner Wohlfarth unentbehrlich sey. Traue weder deinem eignen Urtheile, noch viel weniger deinem ersten Gefühle! Vergleiche deine Gedanken mit dem Unterrichte, den ich davon gegeben habe. Untersuche, ob dein Urtheil sich auf deine eigne gewisse Erfahrung, oder auf andre zuverläßige Erfahrungen davon gründen. Bist du von dem eigentlichen Werthe desselben durch einen regelmäßigen Gebrauch deiner Vernunft überzeuget? Sind die Gründe deiner Ueberzeugung sicher und unwandelbar? Dieß erwäge; denn du möchtest sonst begehren und zu erhalten suchen, was du verabscheuen und fliehen solltest. Ist dein Urtheil dem Meinigen gleich, so kannst du begehren und hoffen: Rufe mich an, und ich will dich erhören. Wenn dieß alles zum Inhalte des göttlichen Befehls zu beten gehört: Wer kann dann zweifeln, daß es Gott von uns fodern und uns zur Pflicht machen könne?

So unwidersprechlich diese Folge der zeither angestellten Betrachtung über die zu einem jeden Gebete erforderliche Wahrheit, Richtigkeit und Gewißheit unsrer Vorstellungen, wie überhaupt

von dem Guten und dem Bösen, also insbesondre von demjenigen, dessen Mangel wir bey uns wahrzunehmen glauben, ist: Eben so deutlich folget daraus, daß, wenigstens in Hinsicht auf diese Vorstellungen, kein Gebet sich ohne Worte denken lasse. Ohne Worte, welche die Gegenstände unserer Gedanken bezeichnen, können wir uns weder deutliche und bestimmte Begriffe davon machen, noch diese oder jene Urtheile darüber fällen. Das lehret einem jeden die Aufmerksamkeit auf das, was in seinem Gemüthe vorgeht, wenn er über irgend etwas denkt. Unter einem stillen Gebete kann also nichts verstanden werden, als ein Gebet, dessen Worte blos gedacht, nicht aber für uns oder für andre vernehmlich und laut ausgesprochen werden. Die laute und vernehmliche Aussprache derselben, ist und kann kein nothwendiger Bestandtheil des Gebetes seyn. Mehr braucht es auch nicht, um sich zu überzeugen, daß was der Mystiker das Gebet des Armen, oder das Gebet der Beschauung nennt, wenn es auch einen solchen Zustand des Gemüths gäbe, oder geben könnte, als durch diese Benennungen bezeichnet werden soll, doch den Namen des Gebetes nicht im eigentlichen Verstande dieses Wortes führen könne.

Siebenter Abschnitt.

Worinnen die zum Gebete gehörigen Vorstellungen von den verschiednen Arten des Guten, welches wir von Gott begehren sollen, nebst den denselben entgegengesetzten Arten des Bösen, weiter entwickelt und aus einander gesetzt werden.

Beten sagt Luther, ist keine geringe Arbeit, wie Unerfahrne meinen, sondern heilige Leute, die geistlicher Dinge erfahren sind, haben gesagt, und mit Wahrheit gesagt, daß keine Arbeit mit dem Beten zu vergleichen sey. Es ist keine Arbeit der Zunge sondern des Nachdenkens; das rechte Nachdenken aber über alles, was dem Menschen groß und wichtig zu seyn verdient, damit er dasselbe ernstlich verlange, eifrig suche, und auch fähig und vermögend werde, desselben theilhaftig zu werden, gehört zu den schwersten Untersuchungen, woran jemand sich wagen kann. Unaufhörlich entstehen in uns, auch ohne unser Zuthun und wider unsern Willen, wie die Scenen unsrer Empfindungen und Wahrnehmungen mit einander abwechseln, unzählige Begierden, von mächtigen Trieben und Reizungen begleitet, sie zu befriedigen. Diese in Ordnung zu bringen und darin-

darinnen zu erhalten, einige fortdauern zu lassen, und seine Kräfte zur Erfüllung derselben anzustrengen; andre hingegen zu unterdrücken, und sie alle der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen, das fodert Muth und Mühe, und diese Arbeit ist eben so schwer, als sie edel, und nothwendig ist. Wer nun beten will und soll, der muß gewisse Begierden haben, oder, wenn er sie noch nicht hat, sie in seiner Seele zu erwecken suchen. Aber was für Begierden? Vernünftige; Begierden, die einen höhern Ursprung haben, als unsre Sinne, oder unsre Einbildungen, oder die dadurch erzeugten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften sind; Begierden von einer deutlichen, richtigen und gewissen Erkenntniß des Guten erzeugt; denn was man, wie das Sprichwort sagt, nicht versteht, das erregt auch kein Verlangen. Was ist aber mühsamer zu erwerben, als eine solche Erkenntniß, die nicht bloße Spekulation des Verstandes sey, die Kraft und Leben habe, auf das Herz zu wirken und Begierden darinnen zu erwecken, die der hohen Natur des Menschen würdig sind, und über diejenigen herrschen, deren ausschließende Befriedigung ihn nicht veredeln, noch seine wahre Glükseligkeit vermehren, sondern ihn zu den Thieren herabsetzen, welche keine andre, als bloß

sinnliche Triebe haben, und auch keine andern in sich erwecken können? So schwer es ist, weise, und täglich weiser zu werden, so schwer ist es auch, auf eine gottgefällige und uns heilsame Weise beten zu lernen, und es zu einem vorzüglichen Grade der Fertigkeit darinnen zu bringen.

Zum Gebete gehören, wie im Vorhergehenden erwiesen worden ist, richtige und gewisse Vorstellungen des Guten. Allein das Gute ist ein viel umfassender allgemeiner Begrif, der so mancherley Arten von Gütern, Vorzügen und Wohlthaten unter sich begreift, als es Bedürfnisse eines Wesens geben kann, das, wie der Mensch, aus so verschiednen Naturen besteht. Um das Nachdenken darüber zu lenken; um diese so mannichfaltigen Güter richtig kennen, sie ihrem Gehalte und Werthe nach gehörig gegen einander abwägen, und unter denselben sicher wählen zu lernen, damit wir wissen, welche wir von Gott begehren sollen, ist es nöthig, dieselben unter gewisse Klassen zu ordnen. Wir sind Geschöpfe, die, wie ausgedehnt auch unser Vermögen zu genießen seyn mag, dennoch, wegen unserer wesentlichen Einschränkungen, nicht alles, was gut ist, oder sich uns in der Gestalt des Guten zum Genusse anbietet, auf einmal, zugleich, und auf im-

mer genießen können. Auswahl ist nothwendig und es kömmt nur darauf an, stets die uns möglich beste Wahl zu treffen, welches das eigentliche Geschäfte und Werk der Vernunft, und zugleich der beste und vortreflichste Gebrauch derselben ist.

Die gemeine Eintheilung aller Güter und Wohlthaten, die wir sowohl zur Erhaltung als zum beständigen Wachsthum unsrer Vollkommenheit und Wohlfarth bedürfen, oder brauchen können, in Geistliche und Leibliche, bleibt immer ein nüzlicher und bequemer Leitfaden zur genauern und bestimmtern Erkenntniß derselben. Wir bestehen aus zwo weit von einander verschiednen Naturen; aus einem unsichtbaren und vernünftigen, zu einer immerwährenden Fortdauer bestimmten Geiste, welches als unstreitig angenommen wird, und aus einem von ihm belebten, innigst mit ihm vereinigten Leibe, der zum Dienste unsrer Seele und zu seiner eignen Erhaltung aus mannigfaltigen Gliedmaßen und vielerley kunstvollen Werkzeugen der Empfindung erbauet ist. So viel besser nun die Seele ist, als der Leib; sie ist aber unendlich besser, als er: So viel edler und vortreflicher müssen auch die Güter und Wohlthaten seyn, die allein und vorzüglich das Eigenthum

der Seele sind und durch sie allein genossen werden können; was sie sonst auch für wohlthätige Einflüsse auf das Beste des Leibes haben mögen, als diejenigen, deren keiner zu seiner Erhaltung und Wohlfarth entbehren kann. Der Leib kann nicht genießen. Er ist bloß ein Werkzeug des Genusses, der aus der Wahrnehmung und Empfindung dessen, was ihm gut ist, entspringt. Der zu einer ewigen Fortdauer und Glükseligkeit bestimmte Geist lebet nicht um des Leibes willen, der Leib ist vielmehr um des Geistes willen da. Also kommen hier hauptsächlich die geistlichen Güter und **Wohlthaten**, ohne deren Besitz und Genuß keine Seele vollkommen selig werden kann, in Betrachtung, denn die leiblichen Güter Gottes, die zur Erhaltung unsers Körpers, zu seiner Gesundheit und zur Fortdauer und Munterkeit seiner Kräfte nöthig sind, oder sonst unser irdisches Wohl und Vergnügen zu vermehren dienen, haben ihren Werth. Das Verlangen darnach ist, wenn es in seinen Grenzen bleibt, nicht zu tadeln, und diejenigen verdienen nicht gehört zu werden, welche die Bemühungen im Zeitlichen, und nach dem Zeitlichen, mit dem Genusse irdischer Güter und sinnlicher Annehmlichkeiten verwerfen; in der grundlosen Einbildung, daß sie mit der Sorge

für die Seeligkeit und dem Dienst Gottes nicht bestehen könnten. Denn die irdischen Güter sind sowohl von Gott, als die geistlichen, durch welche vornehmlich die Seele beglücket und erfreuet wird. Sie sind für die Menschen bereitet, und man soll sie mit Danksagung empfangen und genießen, weil sie Gottes Geschöpf und Anstalt sind. Selbst der Ueberfluß des irdischen Guten und ein reichlicher Genuß desselben hat nichts Verwerfliches an sich, sobald dadurch das geistliche Wohl des Menschen weder gehindert noch verringert wird. Aber weil doch dieselben nicht zureichen, uns wahrhaftig glükselig zu machen; weil wir vielmehr im größten Ueberflusse derselben doch elend sind, wofern wir bey ihrem Genusse der geistlichen Güter entbehren, oder vor allzuunmäßiger Lust an jenen, keinen Geschmak an diesen gewinnen können: So muß man jene nicht allein suchen, noch sich auf den Genuß derselben mit seinen Wünschen und Bestrebungen einschränken. Man muß die irdischen Güter den geistlichen weder vorziehen noch gleichschätzen; denn sie sind weit geringer. Sie gewähren uns keine sättigende Zufriedenheit. Von dem Körperlichen und Sinnlichen kann und muß man nicht so viel erwarten. Es ist vielmehr Thorheit, wenn man

sie da suchet; auch wird keine Erwartung mehr geräuscht, als diese. Denn alle irdischen Güter sind in ihrer Art, was die Speisen für den Leib sind. Sie sättigen bald, aber nur auf kurze Zeit, und, so lange der Leib dauert, mit der unausbleiblichen Wirkung eines neuen und oft noch stärkern Hungers nach denselben. Was uns wirklich ruhig; was uns zufrieden und freudig machen soll, das muß geistlich seyn; denn dieß allein ist gewiß, beständig und unveränderlich. Wie die Seele nicht um des Leibes willen erschaffen ist, sondern der Leib um der Seele willen, damit sie eine bequeme Wohnung und für ihre Geschäfte ein zwekmäßiges Werkzeug habe: So ist auch die sichtbare Welt mit allem irdischen Guten um des Unsichtbaren und Geistlichen willen da, und jene können nur dann ein unschuldiges und heilsames Vergnügen geben, wenn sie durch dieses geheiliget und veredelt werden.

Da nun alle geistlichen Güter, die nicht durch den Leib oder durch die Werkzeuge seiner Empfindung, sondern allein durch den Verstand und mit dem Herzen genossen werden können, den leiblichen immer vorgezogen werden müssen; da es sogar Pflicht ist, diese willig aufzugeben, und den Bestrebungen nach dem Besitze und Genusse derselben

selben zu entsagen, wenn sie den geistlichen Eintrag thun sollten, welches aber ein äußerst seltner Fall seyn wird: Wer kann denn zweifeln, daß man, um zu wissen, was man hauptsächlich von Gott verlangen und bitten solle, die geistlichen Güter recht kennen lernen müsse, damit man durch die Kenntniß ihres Werthes gereizt werden möge, sie von Gott vor allen seinen übrigen Gaben und Wohlthaten zu begehren und zu hoffen?

Wie nun alles wahre Gute theils in geistlichen theils in leiblichen und irdischen Gütern und Wohlthaten besteht: So giebt es auch so wohl geistliche, als leibliche Uebel und Gefahren, welche unsre Glükseligkeit hindern, verringern, zerstören oder bedrohen. Die meisten leiblichen Uebel entdecken wir bald, weil sie unsrer Empfindung so nahe liegen. Es gehöret wenig Aufmerksamkeit und Verstand dazu, die gegenwärtigen zu entdecken. Wir sehen und fühlen sie durch ihre schmerzhaften oder unangenehmen Eindrücke auf unsre Sinne, durch die Verletzung einzelner Theile, durch die Zerrüttung oder Zerstörung, die sie in unserm Körper anrichten, wie wohl es auch viele leibliche Uebel giebt, deren schädliche Wirkungen selbst auf unsern Leib oder auf die Wohlfarth die-

ses Leibes nicht eben leicht und schnell wahrgenommen werden, weil sie einem schleichenden, langsamwirkenden Gifte gleichen, dessen Tödtlichkeit nicht gleich empfunden wird, das aber in seinen spätern Folgen desto gewisser tödtet. Indeß sind doch alle leiblichen Uebel geschwinder zu entdecken, als die geistlichen. Daher kömmt es, daß die Menschen die Kunst, Wunden und Kranke zu heilen, und sogar die moralischen Regeln, den Zerrüttungen unsrer irdischen und leiblichen Wohlfarth vorzubauen, oder uns wieder in angenehmere Umstände zu versetzen, weit eher erfunden haben, als die Wissenschaft, sich vor geistlicher Noth und Gefahr zu verwahren, oder sich daraus zu befreyen. Die größten und gefährlichsten geistlichen Uebel, mit denen die wahre Vollkommenheit, Würde und Glükseligkeit nicht bestehen kann; welche sie, wenn dieselben gleich nicht empfunden noch geachtet werden, nicht allein in diesem Leben, sondern auch noch in der Ewigkeit unglüklich und elend machen, sind am schwersten zu entdecken; denn sie können nicht durch die Sinne gefühlt werden. Die Einbildung kann sie auch nicht so fürchterlich und verderbend malen und ausbilden, als sie sind. Nur die Vernunft kann sie sehn und empfinden, wenn sie nicht geblendet, oder so sehr verfinstert ist, daß

ihre Kraft durch die Schatten und Finsternisse, welche sie umwölken, nicht durchdringen kann. Dieser höhere edlere Sinn des Menschen ist, nach der Lehre der Offenbarung, mehr als geschwächt, ist blind und zu seinem bestimmten Gebrauche ganz unfähig. Muß also nicht, wenn auch alles um ihn her erleuchtet, und ihm alles in seiner wahren Beschaffenheit und Gestalt gezeigt wird, dieses Sinnes Kraft zu sehn hergestellt und seine Blindheit geheilt werden, ehe er des Lichts genießen kann, das ihm leuchtet? Hat nicht Cicero schon, zur Beschämung vieler christlicher Lehrer und Weisen, die von einer solchen natürlichen Blindheit nichts wissen wollen, ein offenherziges Bekenntniß davon in der Frage abgelegt, wie es doch zugehe, daß die Menschen, welche doch alle leibliche Uebel und Schmerzen so leicht wahrnehmen und sobald auf Mittel, ihm abzuhelfen, gedacht haben, dennoch die viel größern und gefährlichern Krankheiten der Seele nicht wahrgenommen haben, noch darauf bedacht gewesen sind, wie sie davon geheilet werden möchten, daß sie vielmehr dieselben gemeiniglich dann erst gewahr werden, wenn sie keine Befreyung davon mehr hoffen und bewirken können? Worinnen liegt der Grund davon? Größtentheils, wie er richtig bemerkt,

merkt, in der frühen nur allzu mächtigen Gewalt, welche die Sinnlichkeit über uns erlangt, ehe die Vernunft sich entwickelt; in dem unwiderstehlichen Eindrucke, den von unsrer ersten Kindheit so viele böse Beyspiele auf unser Gemüth machen; vornehmlich aber darinnen, daß wir so bald verführt und gewöhnt werden, in diesen Uebeln selbst unsre Glückseligkeit und Ehre zu suchen; dasjenige hingegen was unsre eifrigsten Wünsche und unsere ernstlichsten Bestrebungen verdient, mit Widerwillen anzusehen, weil es unsern durch Sinnlichkeit und Leidenschaften verderbten Herzen zuwider ist, und weder ohne eine ungewöhnliche Anstrengung unsrer Kräfte, die jedermann scheut, noch ohne große Opfer der Selbstverläugnung, wozu sich niemand gern entschließt, erlangt werden kann. Noth die man nicht fühlt, und Gefahr, die man nicht kennt, wird auch nicht dafür angesehen. Man will nicht dafür gewarnt seyn, und zürnet leicht auf die, welche uns auf dieselbe aufmerksam machen wollen. Man wendet den Blick von dem hinweg, was unangenehm oder schreklich anzusehen ist. Man liegt in einem behaglichen Schlummer; in einem süßen Traum, woraus man nicht gewekt seyn will, wie gefährlich er auch seyn mag. Wer nun solche Noth oder Gefahr nicht

fühlt,

fühlt, noch fühlen will, der kann auch die Abwendung derselben nicht mit Ernst und Eifer von Gott erlangen, die Lust darum zu beten fehlt, und scheint es doch der Mensch zu thun: So ist doch sein Gebet kalt und sein Herz meint nichts damit. Im wirklichen Gefühle der Noth, sie sey leiblich oder geistlich, ist ohnedieß jedermann geneigter zum Gebete: als wenn er frohen Muthes ist, und, wie es ihm scheint, nur Gutes zu genießen, und keinen Unfall zu befahren hat. Hier gilt, sagte Luther, was die Aerzte sagen, daß gewürzte scharfe Speise Lust zu essen macht; und deswegen giebt es keinen bessern Meister, der uns beten lehren kann, als die Noth; allein man muß sie kennen und fühlen, und zwar in ihrer ganzen Größe. Sind wir sicher und guter Dinge; kennen und empfinden wir unser Elend nicht: So ist es kein Wunder, daß unser Gebet kalt und nichts werth ist. Jedem wird das seine eigne Erfahrung sagen, daß einer nimmer so eifrig betet, als wenn Trübsale über ihn kommen. Diese sind das scharfe Gewürz, welches selbst in einem David den Hunger und die Begierde zu beten erweckt hat: So ich in Trübsal bin, sagt er, so rufe ich. Ps. 18. v. 7. Außerhalb der Trübsale wird kaum der Mund mit Gebet erfüllt;

füllt; bis zur Seele kömmt es nicht und das Herz bleibt leer. Gleichwohl ist kein Gebet wichtiger; keins dem Menschen nöthiger und zuträglicher, als ein ernstliches Gebet um die Befreyung von aller geistlichen Noth oder Gefahr. Sie wird nicht leiblich gefühlt, oder geringe geachtet, und das ist der allergefährlichste Zustand, worinnen man sich in Ansehung seiner wahren Wohlfahrt befinden kann.

Hier darf nur die gemeine Erfahrung vernommen werden. Wie viele trachten wohl nach den geistlichen Gütern, ohne deren Besiz und Genuß niemand eine wahre und gegründete Zufriedenheit des Herzens haben, noch in der künftigen Welt selig seyn kann? Leben die Menschen in Reichthum, Herrlichkeit und Ehre; besitzen sie, was ein eitles, ehrsüchtiges, zur Ueppigkeit und Wollust geneigtes und verwöhntes Herz wünschen kann; finden sie überall dienstfertige Sclaven ihrer irdischen Leidenschaften; strömen ihnen von allen Seiten her tausend sinnliche Freuden und Ergözlichkeiten zu: Was achten sie das Geistliche? Wissen diese den hohen Werth des Unsichtbaren und des Ewigen zu schäzen? Sind sie es, die sich gern mit göttlichen Dingen beschäftigen; die im Wohlgefallen daran, in der

Erkenntniß ihres Schöpfers und Wohlthäters, in der Freude über ihn, in der Bewunderung und dem Lobe seiner Werke, im Gehorsame gegen ihn, in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten ihre größte Glükseligkeit suchen und finden? Sind sie es, die Gottseligkeit und jede wahre Tugend mit der Weisheit, die zum Himmel gelehrt macht, über alles schäzen, und lieber alles Irdische missen, als an diesen Vorzügen und Gütern Mangel leiden wollten? Mögen sie doch im Geistlichen noch so arm und bloß seyn; wie zufrieden sind sie nicht mit sich selbst, wofern sie zumal sich keine groben Unordnungen und Ausschweifungen vorzuwerfen haben, welche sie bey einer gewissen Welt verächtlich machen, oder sie einem allgemeinen Abscheue preis geben würden! Sind aber indeß solche Menschen nicht für die Elendesten unter allen Sterblichen zu achten, ob sie es gleich nicht glauben, weil sie es nicht fühlen? Wie nothwendig ist es denn nicht, daß jeder richtige Begriffe, besonders von allen Arten geistlicher Uebel zu erlangen suche, damit er zu einer richtigen Kenntniß seines eigenen wahren Zustandes kommen und einsehen möge, von was für Gefahr und Noth er vornehmlich befreyt zu werden wünschen; wider welch ein Elend er vornehmlich Hülfe bey Gott su-

suchen und von ihm erbitten müsse, weil seine eignen Bestrebungen nicht zureichen können, ihn von einer solchen Noth und Plage zu erretten, oder, wenn er davon errettet ist, ihn ferner dafür zu bewahren! Wie nothwendig ist ihm diese Erkenntniß nicht, damit er sich auch von den leiblichen Uebeln und Plagen, die er leiden, oder fürchten muß, keine falschen Vorstellungen mache; damit er sie nicht für größer und gefährlicher halte, als sie sind! Wie nothwendig, damit er, was unserm Herzen zu lernen und zu glauben so schwer wird, begreifen lerne, daß sie ihm oft nüzlicher und wohlthätiger sind, als die leiblichen Güter und Vortheile, über deren Verlust oder Mangel er die bittersten Klagen führt, ungeachtet, wenn nur seine Seele im Geistlichen reich wäre, er in den größten leiblichen und irdischen Widerwärtigkeiten bey dem freyen Gebrauch seines erleuchteten Verstandes wie ein Paulus würde sagen können: Ich bin erfüllet mit Trost; ich bin überschwenglich in Freuden in aller meiner Trübsal, weil ich gelernt habe, mir mit allen gnügen zu lassen, weil ich niedrig seyn, und hoch seyn, weil ich satt seyn, und hungern, viel übrig haben und Mangel leiden kann!

2 Cor.

2 Cor. 7, 4. Philipp. 4, 11. 12. Was kann ein Mensch, der sich dessen mit Wahrheit rühmen kann, noch von Gott verlangen, als daß er ihn in einem so seligen Zustande bis zu seinem vollendenden Uebergange in die Ewigkeit bewahren möge?

Damit man aber von der geistlichen Gefahr und Noth, die so sehr mit unsrer wahren Vollkommenheit und Glükseligkeit streitet; die auch um so viel mehr zu fürchten ist, je gleichgültiger und unempfindlicher wir von Natur gegen dieselbe zu seyn pflegen, wahre, gewisse und wirksame Begriffe erhalten mögen: So müssen wir zuvörderst die geistlichen Güter und Wohlthaten, die niemand entbehren kann, der nach einer überwiegenden und über das Grab hinaus fortdaurenden Glükseligkeit strebt, kennen und nach ihrem wahren Werthe zu schätzen suchen. Diese bestehen in solchen Vollkommenheiten des Verstandes und des Willens, die nicht mit uns gebohren werden; die vielmehr theils Gaben und Geschenke der unendlichen Güte sind, deren höchster Endzwek in allen ihren Werken die Glükseligkeit ihrer vernünftigen Geschöpfe ist, theils auch Früchte unsrer eignen ernstlichen Bestrebungen Weisheit und Tugend seyn sollen.

Hierzu gehören nun in Ansehung unsers Verstandes, durch dessen wahre Erleuchtung allein das Herz zu der Güte und Vollkommenheit gebildet wird, ohne welche keine wahre und dauerhafte Glükseligkeit möglich ist, alle richtigen gewissen und wirksamen Erkenntnisse von Gott, von seinen Eigenschaften, von seinen Werken, und von seinen Absichten mit uns; von seinen Gesetzen, nach denen wir alle unsre geistlichen und leiblichen Kräfte gebrauchen sollen; von uns selbst, von unsrer ewigen Abhängigkeit von ihm, von den Mängeln und Gebrechen, die der erste Verfall der menschlichen Natur auf alle Nachkommen Adams gebracht und von dem Heile, das uns Gott durch seinen Sohn, unserm Erlöser bereitet hat; von den Mitteln und Anstalten, die Gott beschloß und traf, uns weise und gut für dieses Leben und die Ewigkeit zu machen; von den festen Gründen unsrer Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit, und von allen Lehren der Religion, in denen niemand ohne den gewissesten und unausbleiblichsten Schaden unwissend bleiben könne! Dieser Güter müssen wir kundig seyn, wenn es gleich nach den verschiednen Umständen, worinnen wir uns befinden, verschiedne niedrigere und höhere Stufen der Erkenntniß giebt. Welche große

und unschäzbare Güter, die unser Eigenthum seyn können, wenn wir sie mit einer ernstlichen Sehnsucht von ihm begehren, und die Wege gehen, auf denen er uns zum Besitze und Genusse derselben leiten will! Sie sind seine Gaben; ein geistlicher Segen, in himmlischen Gütern, wie Paulus sich auszudrücken pflegt; denn die Mittel und Anstalten, wodurch wir derselben empfänglich und auch theilhaftig werden können, sind sein Werk und Geschenke seiner Gnade. Seine Offenbarung, seine Unterweisungen, seine Ermahnungen und seine Warnungen darinnen, die heilsamen Veränderungen, die dadurch auch ohne unser Zuthun und ungeachtet unsers natürlichen Widerstandes dagegen in uns gewirkt werden, die wohlthätigen Einsichten, die wir dadurch von uns selbst, von unserm Zustande, von unsrer Bestimmung und von der Natur unsrer wahren Glükseligkeit, wie von allen dem erlangen, was uns warhaftig elend macht, die so sehr verkannte und doch so unschäzbare Wohlthat des öffentlichen Lehramtes mit allen Gelegenheiten und günstigen Umständen, welche veranstaltet sind, daß seine Wahrheiten nicht allein in unsern Verstand, sondern auch zu unserm Herzen kommen, das sind geistliche Güter, und seine Gaben. Es ist nicht

genug, daß er das Licht seiner Belehrung in seinem Worte unserm Verstande angezündet hat; denn es müssen demselben auch die Augen geöffnet werden, daß ers sehe. Gott muß für jeden Menschen von seiner Kindheit an den Lauf seiner Begebenheiten und Schiksale also lenken, daß er auf sein wahres Wohl aufmerksam, seines geistlichen Elendes kundig, und zugleich begierig werde, sich davon befreyen zu lassen. Wo leben Christen, die nicht ihren Theil von diesen Gütern zu ihrer wahren gegenwärtigen und künftigen Glükseligkeit empfangen; die also, wenn sie gegen den unschäzbaren Werth derselben nicht fühllos geblieben sind, nicht auch Ursache hätten, Gott nicht allein um die Erhaltung, sondern auch um die Vermehrung derselben ernstlich anzurufen?

Für den Willen des Menschen giebt es eben so vortrefliche geistliche Güter und Wohlthaten. In so fern diese das Herz selbst vollkommen, und den ganzen Menschen sowohl seiner Herkunft von Gott, als seiner einigen Bestimmung würdiger machen, alle Gesinnungen und Neigungen, alle Begierden, Bewegungen und Kräfte des Willens erhöhen und veredlen, und sie alle zu Einem großen Ziele, zur Verähnlichung mit Gott hinstreben lassen, können sie alle unter der großen Veränderung

begrif=

begriffen werden, welche in der Offenbarung die Heiligung und Erneuerung des Menschen heißt, und in einer immer fortgehenden Besserung des ganzen Herzens besteht, wodurch die edelste unter allen menschlichen Fertigkeiten gebildet wird, die Tugend, diese frohe beglückende und erhebende Leichtigkeit eines Geistes, der zu seinem Ursprunge hineilt, sein ganzes Verhalten nach dem Willen Gottes einzurichten. Von Natur sind wir verderbte Menschen. Alle Triebe unsers Herzens sind in Unordnung; alle unsre Begierden und Verabscheuungen haben sich von ihrer wahren Bestimmung entfernt. Wir bewundern, was wir verachten, wir begehren, was wir fliehen, und fliehen, was wir mit der eifrigsten Aemsigkeit suchen sollten. Wir lieben, was unsern Haß, und hassen, was unsre Liebe verdient, und beydes allezeit unter dem Schein des Guten, oder des Bösen, welches deutlich beweist, daß es unsre ursprüngliche Bestimmung sey, bloß das wahre Gute zu suchen und zu genießen. Wenn denn durch den Besitz und Gebrauch der Güter und Gaben, die wir durch die Erleuchtung des Verstandes empfangen, wenn durch alle die herrlichen Einsichten, die der Geist dadurch erhält, unser ganzer Wille verändert; wenn da-

durch alle Triebe, alle Begierden, alle Vorzüge nach und nach in Ordnung gebracht werden; wenn alles harmonisch wird, und harmonisch mit Gott, mit seinen Absichten, und mit seinen Gesetzen; wenn die Weisheit darinnen herrscht, und die Sinnlichkeit gehorchen muß: wie groß und segenvoll sind denn nicht die Vortheile, in deren Besiz und Genuß der Mensch dadurch gesetzt wird? Eine regelmäßige feste Richtung der begehrenden und verabscheuenden Kraft der Seele auf das, was wirklich verlangt und verworfen zu werden verdient; ein der ursprünglichen Würde unserer Natur gemäßer Abscheu an der Sünde, ein eifriges Bestreben sich von ihrer entehrenden Sclaverey loszureissen, ein richtiges Gefühl seines Unvermögens zum Guten, das Stärke dazu sucht und findet, eine beruhigende Zuversicht zur Erlösung Jesu und zu dem väterlichen Herzen Gottes, der so bereit ist denen, die gebessert und durch ihn beglükt zu werden verlangen, die Gewißheit von der verheißnen Vergebung der Sünde, die liebreiche Nachsicht Gottes gegen Schwachheiten und Fehler, die nicht auf einmal ausgerottet und überwunden werden können: Wer sollte diese Wohlthaten nicht begehren? Eine herzliche Zuneigung und Liebe gegen das liebenswürdigste Wesen aller

Wesen; jede daraus keimende und täglich freudiger aufwachsende Tugend; der Beystand, den Gott ernstlichen Bestrebungen ihm zu gefallen verheissen hat; die günstigen Gelegenheiten, welche seine über Gottseligkeit und Tugend waltende Vorsehung dem Geheiligten zur Uebung derselben zuführt; die Eindrücke, welche der Anblik guter und löblicher Beyspiele auf ihn wirkt; die Ermunterungen zur Gottseligkeit und Rechtschaffenheit; die der Umgang mit weisen und tugendhaften Freunden gewähren kann; alle Erleichterungen der Siege, die ihn Gott über unordentliche Begierden und Leidenschaften erkämpfen läßt: Wer kann diese Vorzüge und Güter kennen, ohne sich nach ihrem Besitze und Genusse zu sehnen? Die Freuden eines guten Gewissens, welche sie belohnen, die Vergeltungen, die er in einer beseligenden Ewigkeit vor sich sieht; die feste Hoffnung derselben; die überfliessenden Quellen des Trostes, die den Tugendhaften in allen Widerwärtigkeiten und unter den härtesten Prüfungen seines Vertrauens zu seinem höchsten Wohlthäter, seine Ergebung in seinen Willen, und seine Zufriedenheit mit seinen Führungen offen stehen: was für herrliche Güter, ob sie gleich unsichtbar sind? Sind diese es nicht werth,

von Gott verlanget und erbeten zu werden? der Mensch vergleiche sie nur mit allem dem was den Sinnen angenehm seyn mag, mit den besten und schäzbarsten leiblichen Wohlthaten Gottes; er werde nur mit ihrer Vortreflichkeit und Schönheit; er werde mit den edlen Vergnügungen, die sie gewähren, bekannt genug und sehe, ob er ohne den lautesten Widerspruch seines Gewissens und seiner Vernunft jenen vor diesen den Vorzug einräumen könne? der Mensch kömmt freilich nicht anders als durch die Erkenntniß der Wahrheit zum Genusse dieser Gaben; ihre Wirkungen sind langsam und setzen eine anhaltende und eifrige Beschäftigung mit derselben voraus. Sie sind unsichtbar und haben keinen Glanz für die Sinne, und die leiblichen Begierden. Die irdischen Güter ergötzen ohne Aufschub, ohne Arbeit und Mühe. Die geistlichen und unsichtbaren lassen meistentheils den Menschen eine Zeit lang warten, ehe sie ihn ihre ganze Anmuth und Herrlichkeit empfinden lassen. Aber sie ersetzen diesen Verzug durch ihre Größe, durch ihre Dauer und Beständigkeit. Ist es denn zuviel gefodert, sich von solchen Gütern, die einen so unschäzbaren Werth haben, wahre, helle, vollkommne, sichre, lebhafte und tief eindringende Begriffe

zu

zu machen, um sie mit einer desto lebhaftern und eifrigern Inbrunst von Gott zu begehren, auf eine ihm gefällige Weise darum beten und der Erhörung seiner Bitten desto mehr versichert seyn zu können?

Je richtiger und gewisser, je lebhafter und wirksamer unsre Vorstellungen von allen diesen geistlichen Gütern werden, die Wohlthaten und Geschenke Gottes sind, ob wir gleich um sie zu erlangen, nicht dabey müßig bleiben können noch dürfen: Desto mehr werden es auch unsere Begriffe von den geistlichen Uebeln werden, deren Abwendung von uns das beständige Ziel eigener Bestrebungen uns davon zu befreyen, und davor zu bewahren, und zugleich wegen des natürlichen Mangels einer hinlänglichen Kraft dazu, ein wichtiger Theil von dem Innhalte unsers Gebetes seyn müssen. Dieser geistlichen Uebel, ohne deren Entfernung der Mensch nicht so vollkommen werden kann, als er seyn muß, um zu einer wahren und dauerhaften Glükseligkeit zu gelangen, sind so viele, als sich außer den nothwendigen und von uns unzertrennlichen Einschränkungen unsrer Natur, die keine Ursachen des wirklichen Bösen sind, noch seyn können, Gebrechen, Krankheiten und Verderbnisse des

menschlichen Verstandes und des Willens entdecken lassen, mit allen außer uns befindlichen, aber so mächtig auf uns wirkenden Schwierigkeiten und Hindernissen der uns nöthigen Weisheit, und Tugend sowohl in ihrem Ursprunge, als in ihrem Wachsthum. Richten wir unsre Aufmerksamkeit auf unsern Verstand mit dem Ernste, der sich über die Beschaffenheit desselben nicht täuschen lassen will: So entdecken wir hier eine nur allzugefährliche Trägheit, anhaltend über das nachzudenken, was nicht bloß sinnlich, was bloß unsichtbar und geistlich ist; eine schädliche Neigung, in der Erkenntniß des Guten und des Bösen bey dunkeln und verworrenen Begriffen stehen zu bleiben, die den Grund zu tausend unglüklichen Irrthümern und Meinungen legt; eine diese Neigung immer begleitende, nicht weniger schädliche Kühnheit, uns ungeachtet unsrer mangelhaften Begriffe von den wichtigsten Dingen dennoch, auf unsre eignen Urtheile, besonders über moralische Gegenstände ohne weitere Prüfung derselben zu verlassen. Dabey haben wir eine der Wahrheit gehässige Anhänglichkeit an Vorurtheilen, und solchen unerwiesenen Meinungen, die uns so zur Gewohnheit geworden sind, daß wir nach denselben, ohne uns des-

sen

sen bewußt zu werden, denken und richten; eine unbesonnene Leichtigkeit, alles anzunehmen, und für wahr und richtig, für nützlich und gut zu halten, was sich durch das Ansehen, das Beyspiel und die Art andrer Menschen zu denken und zu handeln, durch den ehrwürdigen Schein des Alterthums, oder durch das Blendende des Neuen empfiehlt, sobald nur die Neigungen und Leidenschaften unsers Willens dadurch begünstigt werden. Wir bemerken bald in uns eine unbedachtsame Eilfertigkeit, aus Sätzen, deren Richtigkeit noch zweifelhaft ist, Schlüsse zu ziehen, die wir ihrer Form wegen, für unwidersprechlich halten, womit sich eine eigensinnige Hartnäckigkeit verbindet, auf unsern Gedanken zu beharren, weil es unsre Gedanken sind, und ein argwöhnisches Mistrauen in jede Belehrung, die den uns einmal geläufigen Vorstellungen und den Trieben widerspricht, nach denen wir unsere Handlungen zu bestimmen pflegen. Aus allen diesen Gebrechen entspringt die Unwissenheit in den nöthigsten Wahrheiten, die uns keinen Kummer macht, mit unzählbaren Irrthümern, die uns gefallen; der Glaube an geheimnißvolle Kräfte, durch welche die Welt und unsre Begebenheiten regiert werden sollen, in solchen Dingen, welche derselben nicht

fähig

fähig sind; der Hang zur Schwärmerey, der die ordentlichen Wege zur Erkenntniß der Wahrheit vernachläßigt oder verwirft, und eine höhere Erkenntniß aus einer unmittelbaren Erleuchtung der Gottheit zu haben sich einbildet, die keinen andern Grund hat, als eine hohe Meinung von sich selbst, oder auch die Widersezlichkeit gegen alles Wahre, was nicht sinnlich gemacht oder vollkommen begriffen werden kann, ob es gleich so viele Beweise für sich hat, als zur Ueberzeugung davon nöthig sind, oder als es gar in seiner Art haben kann.

Zu diesen so großen geistlichen Gebrechen des Verstandes gesellen sich so viele Gebrechen und Verderbnisse des Wissens, die, so lange sie mit jenen in unserer Seele fortdauern, alle wahre Glükseligkeit unmöglich machen. Welche gefährliche Uebel sind nicht der Widerwille gegen alles, was Ernst und Anstrengung fodert; die Gewohnheit, alle Handlungen zu unterlassen, die uns sauer werden, weil sie uns beschwerlich fallen; das in uns so mächtige Misfallen an allen körperlichen Unannehmlichkeiten, welches so viel Schwäche der edlern und so viel Stärke und Heftigkeit der unedlern Begierden anzeigt; die so ausschweifende Sinnlichkeit, die in der Schrift den Namen des irdischen

schen Sinnes hat und nirgends Vergnügen sucht, als allein in dem, was die Sinne, oder die daraus entsprungene Einbildungen auf eine angenehme Art rührt; die daraus entspringende Ungeduld in allen auch wohlthätigen Beschwerden und Leiden; die Verabscheuung aller Verbindlichkeit zu zwekmäßigen und nach Gesetzen eingerichteten Handlungen, woraus die Widerspenstigkeit gegen Zucht und Ordnung, ein heimlicher Haß gegen die Religion, und so oft der Wunsch erzeugt wird, daß kein Gott seyn möchte! Welche Uebel sind nicht die verderbte Eigenliebe, die sich nur an sich selbst und an ihren eignen wahren oder eingebildeten Vorzügen belustigt, und ihre Ehre und ihren Nutzen zu ihrem einzigen und lezten Zwecke macht; die Veränderlichkeit, die kein gewisses Ziel hat und immer von Gegenständen zu Gegenständen hin und her irrt, weil sie immer in der Erwartung, durch ihren Besitz und Genuß glükselig zu werden, betrogen wird; die Heftigkeit und Gewaltsamkeit der Affekten und die so große Leichtigkeit, bald und stark dazu gereizt zu werden! Was entstehen nicht aus ihnen für Sünden und Abweichungen von den göttlichen Gesetzen, und aus ihrer Wiederholung, welche Laster, wie viele Fertigkeiten im Bösen.

Diese

Diese geistlichen Uebel sind es, welche die wahre Gefahr und Noth des Menschen ausmachen. Diese muß man in ihrer Größe und in ihren fürchterlichen Folgen recht erkennen lernen, wobey gleichwohl so viele äußerliche Hindernisse und Gefahren für unsere wahre Vollkommenheit und Glükseligkeit nicht aus der Acht zu lassen sind. Dazu gehören denn vornehmlich alle böse Beyspiele, die nicht allein den allen Menschen natürlichen Trieb zur Nachahmung in Bewegung setzen, sondern auch mit der Möglichkeit das Böse zu thun, was für gut gehalten wird, die Art und Weise es zu thun, und es so zu thun, daß es Vortheil und Ehre zu bringen scheine; alle schädlichen Eindrücke böser und zum Guten unfruchtbarer Gespräche; alle lasterhaften Gesellschaften, mit den Thorheiten und Irrthümern, welche wir von denenselben anzunehmen uns überreden und verführen lassen; ein mangelhafter Unterricht und die Fehler, die in der ersten Bildung des Menschen und in der Erziehung desselben begangen werden; die geringe Achtung, die die Tugend in der Welt findet, und das Gepränge der eitlen Ehre, welche das Laster so lange begleitet, als es glüklich zu seyn scheint. Die mannigfaltigen Erleichterungen der Sünde, die dem Menschen über-

all

all entgegen kommen, und der große Widerstand, der einer noch ungeübten Rechtschaffenheit überall entgegengesezt wird.

In diesem Verzeichnisse der geistlichen Uebel und Gefahren, mit denen unsre wahre Vollkommenheit und Glükseligkeit nicht bestehen kann, hätten noch weit mehr Arten des Bösen, was allein elend macht, aufgeführt werden können. Aber wer die Vornehmsten und Gefährlichsten dieser Uebel kennt, der kann, wofern es ihm ein Ernst ist weise zu werden, leicht daraus die Uebrigen mit ihrer verabscheuungswürdigen und schädlichen Beschaffenheit einsehn lernen. Diese Uebel sinds, welche wir mit allen unsern Kräften, so weit sie reichen, zu vermeiden und von uns zu entfernen suchen, um deren Abwendung wir eben so eifrig beten müssen, als um die Mittheilung aller zu unsrer wahren Vollkommenheit und Seligkeit nöthigen geistlichen Güter und Wohlthaten.

Aus der Menge und der Mannigfaltigkeit sowohl dieser Güter, als jener Uebel erhellt, wie mannigfaltige Arten von Kenntnissen und Gedanken der Mensch haben müsse, der zum Gebete um die Befreyung von diesen, und um die Mittheilung von jenen geschikt seyn soll; wie deutlich, wie gewiß, wie leicht erwekt und gegenwärtig, wie

wirk=

wirksam und lebendig sie seyn müssen, ehe in der Seele ein wahres, ernstliches und brünstiges Verlangen darnach von Gott, entstehen kann, welches das Wesen alles Gebetes ausmacht. Wer dieß erwägt, wird sich nicht über diejenigen wundern, welche behauptet haben, daß das Gebet keine leichte und geringe Arbeit sey. Auch kann man sich leicht vorstellen, daß die Fertigkeit zum Gebete, und folglich mit dem Gefühle von dessen Unentbehrlichkeit auch der innre Trieb dazu, nebst der Lust daran in der Maaße zunehmen, in welcher die richtige Erkenntniß des wahren Guten und des wahren Bösen erweitert wird, und an Gewißheit, Fortdauer und Wirksamkeit gewinnt. Daß wir aber diese Erkenntniß auch dazu und nicht bloß zum rechten Gebrauche unsrer eignen Kraft nöthig haben, das ist darum unwidersprechlich, weil die Befreyung von allen Arten geistlicher Uebel und Gefahren, und die Verwahrung vor denselben nur ein Werk Gottes bleibt. Freylich dürfen wir uns nicht auf ein müßiges und unthätiges Verlangen, derselben von Gott einschränken; denn der Mensch ist, seiner Art und Einrichtung nach ein reges, immer geschäftiges, immer fortwirkendes Wesen. Seine Kräfte sind in unaufhörlicher Bewegung und können nicht ruhen. Er muß sie

nun zwekmäßig lenken oder lenken lassen. Allein wie sehr würde er nicht irren, wenn er thöricht oder stolz genug würde, sich zu überreden, daß er durch sich so weise, so gut und göttlich gesinnt werden könnte, ohne Gottes und seines Einflusses zu bedürfen, als er werden muß, um zu einer wahren und ewig dauernden Glükseligkeit zu gelangen! Kann er solches nun nicht ohne Gott werden und bleiben, so muß ers auch von Gott begehren; das heißt, er muß darum beten.

Unter den Heiden gab es Weltweise; welche das Gebet um Weisheit und Tugend, für unnöthig hielten, weil sie meinten, daß der Mensch selbst Vermögen genug habe, weise zu werden, und sich zur Tugend zu gewöhnen, welches besonders einer von den vornehmsten Irrthümern der stoischen Sekte war. Allein sogar die weisern und erleuchtetern Philosophen unter den Heiden haben, vom Pythagoras an bis auf den Jamblichius, das Gebet um das geistliche Gute nicht allein für das Beste, sondern auch für das Nöthigste gehalten. Sokrates und Plato sind unter diesen bescheidnern und demüthigern Weisen des Alterthums, und wem sind die vortreflichen Verse eines Juvenals unbekannt, worinnen es

heißt: „Bitte die Gottheit, daß eine weise „Seele in einem gesunden Leibe wohnen möge. „Bitte um ein Gemüth, das tapfer sey, und sich „vor dem Tode nicht entsetze; um ein Gemüth, „das im Schmerz geduldig sey, das sich nicht er„zürne, das alles Ungemach, welches Herkules „litte, allen Ergötzungen, allen Freuden und Wol„lüsten eines Sandanapals vorziehe.„ Juv. S. 10. v. 354. et seqq. Konnten Heiden so denken: Wie könnten Christen anders denken, die von dem Zustande des Menschen und von seinem Vermögen zur Weisheit und Tugend weit vollkommnere Einsichten erhalten haben, als jene haben und erlangen konnten?

So nöthig nun wahre, gewisse und wirksame Erkenntnisse von den vorhergehenden Arten geistlicher Güter und Uebel sind, so sehr bedürfen wir auch solcher Vorstellungen von den mancherley Arten des leiblichen Guten, und von leiblichen und irdischen Uebeln; denn wir sollen die Befreyung von diesen und die Mittheilung von jenem auch von Gott begehren. Haben wir jene Erkenntniß, so werden wir in der Bestimmung, was dazu gerechnet werden dürfe, nicht irren. Wir werden leicht entscheiden können, was ein wahres leibliches und irdisches Gut ist, oder

es

es seiner Annehmlichkeit wegen blos zu seyn scheint. Wir werden nichts dafür achten, was, wie angenehm es auch den Sinnen und den daraus erzeugten Begierden seyn mag, doch weder erworben oder genossen werden kann, ohne daß man diesem Genusse geistliche zu unser wahren Vollkommenheit und Glükseligkeit unentbehrliche Güter aufopfre, oder uns solche geistliche Uebel zuziehe, welche ein unsterbliches Geschöpf seiner wahren Würde und Seeligkeit berauben, oder sie in Gefahr bringen. Also werden wir auch den Mangel, oder den Verlust dessen, was an sich gut und angenehm seyn mag, aber nicht in allen Umständen und Verhältnissen des Menschen zu unsrer irdischen Wohlfarth gehören kann, nicht als ein wahres Elend betrachten. Wir werden beydes gern ertragen, und so gar in leiblichen Trübsalen und Schmerzen, wenn uns nur das geistliche Gute nicht fehlet, ruhig und zufrieden seyn können. Solche Vorstellungen davon mögen unsrer Sinnlichkeit, ihren Begierden und Leidenschaften, mögen den gemeinen Vorurtheilen vom Guten und Bösen widersprechen; sie sind dennoch wahr und richtig, und es kömmt nur darauf an, daß wir bekannt und vertraut genug mit ihnen werden, um durch sie unser Verlangen nach dem Irdischen

einschränken und mäßigen zu können. Dieses wird geschehen, wenn wir die geistlichen und leiblichen Güter oft mit einander vergleichen und den Vorzug der Vergnügungen, die jene gewähren, vor denen, welche aus diesen entspringen, recht zu Herzen nehmen.

Aus allen diesen Erkenntnissen entstehet denn auch die Erkenntniß der Ordnung, worinnen man alles geistliche und leibliche Gute suchen und von Gott unserm höchstgütigen Geber begehren müssen. Wir lernen daraus, daß wir zuförderst um das Geistliche und hernach um das Leibliche und Irdische bitten müssen. Denn bey dem Mangel oder nach den Verluste von diesem können wir dennoch weise, tugendhaft und selig seyn, ja sogar in den unangenehmsten irdischen Umständen weiser und seliger werden, als wir außer denselben geworden wären, woferne wir nur das Geistliche haben, dessen wir nicht entbehren können. Daraus folget denn, was keinem Christen unbekannt seyn kann, daß wir um das Geistliche ohne Bedingung beten müssen; ohne hinzuzusetzen, wenn es uns gut sey. Denn das ist sein Charakter, daß es uns allezeit nöthig und gut ist. Nur um das Leibliche müssen wir mit dieser Bedingung oder vielmehr mit dem Zusatze beten, wenn es

Gott

Gott gefällig ist; denn dieß ist uns weder allezeit nöthig noch allezeit nützlich; vielmehr kann der Mangel desselben oder sein Verlust uns oft so nöthig seyn, als dem Starken zur Erhaltung seiner Stärke Arbeit und Mühe, dem Kranken Arzeney, oder den noch unerzognen Knaben Zucht und Ruthe. Wie gewiß können wir nicht seyn, daß uns nichts zu unsrer zeitlichen Wohlfarth ermangeln werde, wenn wir im Leiblichen nur das begehren, was Gott gefällt. Denn das hat er einem jeden versprochen, und er wird seine Zusage erfüllen, weil er niemals seiner Weisheit und Güte zuwider handeln kann. Ich werde demnach vom Irdischen nicht mehr begehren, als was ich zu meiner wahren Glükseligkeit nicht entbehren kann. Was ich aber dazu entbehren, oder nicht entbehren kann: Wer erkennet dieß vollkommner und untrüglicher, als der Allwissende? Ihm will ich also meine irdischen Schiksale ohne Vorbehalt überlassen. Ich will nicht, gleich den Heiden, bloß das Irdische begehren. Ich will nicht um Reichthum und Ehre, nicht um langes Leben, oder um andre solche Güter bitten, deren Genuß bloß auf dieses Leben eingeschränkt ist. Beten will ich, daß mich Gott so weise mache, so gehorsam gegen seinen Willen, so rechtschaffen und eifrig alle meine Pflichten zu

erfüllen, daß, wenn er mir Reichthum und Ehre, Ansehn, Beyfall, Hoheit und langes Leben giebt, ich das alles zu seiner Ehre und zum Besten meiner Nebenmenschen brauchen, mich niemals meines Glückes überheben, und allezeit das Unsichtbare und Ewige dem Sichtbaren und Vergänglichen vorziehen möge.

Diese Betrachtung kann ich nicht beschließen, ohne vorher die Frage zu beantworten, ob nicht ein zu großer Vorrath und Reichthum wahrer, gewisser und lebendiger Vorstellungen des Guten und des Bösen, das beydes so mannigfaltig ist, zum Gebete und der Uebung desselben gefodert werde. Sollen wir nicht eher beten, als bis wir diesen Reichthum eingesammelt haben? Das sey ferne! Der Mensch wird niemals, was er werden kann und werden soll, auf einmal. Die Erkenntniß des zu seiner Wohlfarth nöthigen Guten ist anfänglich klein, wächst aber, kann und soll beständig wachsen, und darnach muß sich auch das Gebet und dessen Uebung richten. Er der Christ muß immer mehr Gutes kennen lernen, um immer mehr von Gott begehren zu können. Freylich kann er nicht alles, was sein Eigenthum seyn, was ihn immer vollkommen und immer glükseliger machen soll, zugleich und auf einmal begehren;

denn er kann es nicht zugleich und auf einmal erkennen. Aber er soll eine immer größere und weitere Erkenntniß davon zu erlangen streben, um stets mehr von Gott begehren, empfangen und genießen zu können. Jede neue Erkenntniß soll er brauchen, um dadurch neue damit übereinstimmende Begierden in sich zu erwecken, weil der Genuß des Guten das Verlangen darnach voraussezt. Hierzu kömmt die beständige Abwechslung unsrer Vorstellungen und Gedanken, von denen bald diese bald jene klärer, deutlicher und lebhafter sind. Auch darnach muß die Pflicht des Gebetes sich richten. Wer demnach sie üben will, der muß, er werde nun durch besondre Gelegenheiten und Umstände dazu veranlasset, oder er bestimme sich aus freyer Wahl dazu, weil die Zeit dieser gottgefälligen und uns so wohlthätigen Beschäftigung unsrer freyen Wahl überlassen ist, der erinnre sich, was er schon für Gutes im Geistlichen und Leiblichen hat, um von Gott die Fortdauer und Erhaltung desselben zu verlangen. Je länger er sich bey der Betrachtung desselben verweilt; je mehr er dessen Werth und Vortreflichkeit überdenkt; je deutlicher und lebhafter seine Vorstellungen davon werden: Desto ernstlicher und brünstiger wird auch dieses Gebet werden. Er denke nach, was

ihm noch für Gutes im Geistlichen und Zeitlichen mangelt! Er überlege, wie unentbehrlich ihm jenes, wie nützlich ihm dieses sey, um die Mittheilung desselben von dem Geber alles Guten zu begehren! Er vergleiche seinen Zustand, die Beschaffenheit seines Gemüthes, und sein jedesmaliges Verhalten mit seinen Pflichten! Er bestrebe sich immer ein wachsames und zärtliches Gewissen zu haben, und er wird manchen Mangel, den er vielleicht noch nie wahrgenommen hat, und sein Unvermögen, ihn zu ersetzen, wahrnehmen! Wird er sich dann enthalten können, Gott um das Gute, das ihm fehlt, demüthig zu bitten? Er untersuche, was seine Güte für Böses von ihm abgewandt, aus welchen Nöthen oder Gefahren er ihn errettet hat, um die fernere Abwendung von ihm zu begehren! Sind es vielleicht äußerliche Trübsalen, die ihn zum Gebete trieben: So denke er den Ursachen nach, aus denen sie entspringen. Denn oft sind sie Folgen seiner geistlichen Gebrechen und Unordnungen, damit ihn das Gefühl leiblicher und irdischer Uebel zur Entdeckung seiner geistlichen Uebel und Gefahren bringe, die er nicht fühlt; die aber weit gefährlicher für ihn sind, als jene, damit er mit dem Gebete um die Befreyung von jenen das viel nöthigere Gebet um die Befreyung

von

von diesen verbinde, und auch seine eignen Kräfte vornehmlich hierzu anzuwenden angetrieben werde. Sind dieselben aber keine bittern Früchte der Sünde, so denke er nach, ob sie nicht vielmehr Wohlthaten, als Uebel für ihn sind! Er forsche nach den weisen und gütigen Absichten, um welcher Willen sie Gott über ihn kommen läßt; warum er mit seiner Hülfe, ihn davon zu befreyen verzieht, damit er nichts von ihm begehre, was ihm seine Weisheit und Güte verweigern muß, auf daß er sich in der Betrachtung der großen Wahrheit beruhigen könne, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen!

Achter Abschnitt.

Wie das Verlangen des Guten überhaupt zum Verlangen desselben von Gott werde.

Das Gebet ist keine einfache, sondern eine sehr zusammengesezte Handlung des Menschen, und besteht in mannigfaltigen Beschäftigungen sowohl des Geistes als des Herzens. Verstand und Wille bringen in seinem Zustande vielerley

Veränderungen hervor, welche ihn zu einem neuen Zustande machen, der sich von dem vorhergehenden in seinem Bewußtseyn davon unterscheidet. Im Verstande werden Gedanken erweckt, die von den vorhergehenden verschieden sind, diese verdunkeln, und durch eine größre Klarheit und Lebhaftigkeit sich vor denselben auszeichnen. Er hat Vorstellungen von geistlichen und leiblichen Gütern oder von Uebeln, die er vorher nicht hatte. Aus diesen entspringen, wenn sie wahr, wenn sie gewiß und lebhaft sind; wenn sie mit einiger Beständigkeit anhalten und, so zu reden, die Seele erfüllen und durchdringen, Bewegungen im Willen, die mit ihnen übereinstimmen; Verlangen nach den Gütern, die wir uns vorstellen, Wohlgefallen daran, und Wünsche, sie zu seinem Eigenthume zu haben, damit man sie immer genießen, immer Wohlgefallen und Freude daran haben könne. Alles dieß gehöret zum Wesen des Gebetes; aber alle diese Gedanken und Bewegungen des Geistes und des Herzens machen allein das Wesen desselben nicht aus. Mit jenen müssen wir gewisse Vorstellungen von Gott verknüpfen, damit im Herzen aus dem Verlangen nach dem in uns vorgestellten Gute, der Wille, dasselbe von Gott zu haben, oder das Verlangen

gen desselben von Gott werden könne. Alles dieß mit einander vereinigt, macht das Gebet aus.

Weil nun alle freyen Veränderungen des Willens in unsern Gedanken gegründet sind, und in einem gegenseitigen Einflusse auf einander stehen: So müssen wir auch bey der Handlung des Gebets auf diejenigen Gedanken unsre Aufmerksamkeit richten, wodurch das Verlangen nach geistlichen und leiblichen Gütern, die wir nicht besitzen, deren Besitz wir aber für möglich und nöthig erkennen, zum Verlangen nach denselben von Gott, oder zum eigentlichen Gebete werde. Um davon aus der Natur der Sache selbst reine und helle Begriffe zu erhalten, dürfen wir nur dasjenige genauer betrachten, was bey Bitten an Menschen in der Seele für Vorstellungen von denen entstehen, durch welche wir mit unsern Bitten etwas Gutes zu erlangen suchen. Wir denken dann nicht allein an dasjenige, dessen Besiz wir für nüzlich und erfreulich halten, wir denken uns auch in einem gegenseitigen, unmittelbaren Verhältnisse gegen sie, und sie in einem damit übereinstimmenden Verhältnisse gegen uns. Wir denken uns in einer gewissen Abhängigkeit von ihnen in Absicht auf unsre Bedürfnisse, sie aber in dem Verhältnisse nicht

nicht allein des Vermögens zur Erfüllung unsers Verlangens, sondern auch des Willens und der Neigung zur Befriedigung desselben; es sey nun, daß wir dieses Verhältniß als wirklich, oder als bloß möglich denken. Sie sind uns in diesem Verhältnisse eben so gegenwärtig, als die Vorstellung dessen, was wir begehren, und, weil wir es nur durch sie erhalten können, von ihnen begehren. Dieser Zustand des Gemüths wird durch die Anrede an sie und durch die Erklärung unsrer Wünsche und der Gründe unsrer Hofnung gegen sie ausgedrükt; diese geschehe nun mündlich, oder schriftlich, oder durch andre. Kürzer, vollständiger und lebhafter können wir unser Bewußtseyn dieses wechselseitigen Verhältnisses nicht bezeichnen. Was ist, fragt Luther, sehr schön, das Gebet des Gemüths anders, als ein Verlangen des Herzens, und das Gebet des Mundes als ein Wille der Lippen. *) Wir geben durch Worte zu erkennen, erkennen auch selbst dadurch, daß die, die wir bitten, mit dem Guten, welches wir verlangen, das nächste und vornehmste Object unsers Geistes und unsers Herzens sind.

Denn

*) Luthers Werke. IV. Th. S. 1587. Walchs Ausgabe.

Denn der, den ich anrede; der, gegen den ich mich erkläre, ist mir in meiner Vorstellung so nahe und gegenwärtig, als kein andres Object zu der Zeit ist, oder seyn kann. Jede Anrede enthält nicht einen bloßen Begriff, der außer der Verbindung mit einem andern gedacht werde, sondern stellt ein Subject vor, das ich mir, indem ichs denke, in der Verbindung mit einem gewissen ihm zukommenden oder nicht zukommenden Prädicate denke. Deswegen ist dieselbe das bequemste Zeichen, wodurch wir uns nicht allein selbst unsers gegenseitigen Verhältnisses gegen dasselbe bewußt sind, sondern dieses Bewußtseyn auch andern bekannt machen. Die Vorwörter du und ihr vertreten bloß die Stelle der eignen Namen einer Person, oder mehrerer Personen, die von uns in einem solchen Verhältnisse gedacht werden. In so fern könnte jedes Gebet an Gott als eine Anrede an ihn beschrieben werden, wofern die Absicht, ihm unsre Gedanken bekannt zu machen, davon getrennt wird, falls es nicht noch andre Zeichen gäbe, durch welche wir uns des unmittelbaren Verhältnisses, worinnen wir uns, wenn wir beten, uns gegen ihn und seiner gegen uns vorstellen, bewußt werden könnten.

Dürfen wir dieses als unläugbar voraussetzen: so gehören zum Gebete im Verstande, außer richtigen, gewissen und lebendigen Vorstellungen des Guten, welches wir zu begehren, bewogen und gereizt werden, es bestehe nun dasselbe in der Erhaltung und Vermehrung dessen, was wir schon besitzen und genießen, oder in der Abwendung aller Gefahr und Noth von uns, eben so richtige, gewisse und lebhafte Gedanken, von unserm Verhältnisse gegen Gott, von unsrer Abhängigkeit in unsern Bedürfnissen von ihm, als von der ersten Ursache alles Guten, und von dem Verhältnisse Gottes gegen uns, in so fern es theils in seinem unendlichen Vermögen, unsren Bedürfnissen unmittelbarer oder mittelbarer Weise abzuhelfen, theils in seinem Willen und in seiner Neigung solches zu thun gegründet ist. Er kann uns das Gute geben, wornach wir uns sehnen; Gott will es uns geben, beyde Urtheile müssen mit den Vorstellungen des gewünschten Guten innigst vereinigt werden. Wir müssen uns derselben deutlich und lebhaft bewußt seyn, welches nicht geschehen kann, ohne die wahren und richtigen Gründe davon deutlich zu denken. Jenes Urtheil von dem zur Befriedigung unserer Wünsche zureichenden unendlichen Vermögen Gottes können wir nicht haben,

ben, ohne denselben uns allgegenwärtig zu denken; ohne uns der Ueberzeugung bewußt zu werden, daß sein Vermögen, uns zu helfen und zu beglücken durch keine Art und Umstand eingeschränkt und gehindert werden könne. Darum läßt Paulus vor der Ermunterung, uns über unsern Zustand keine ängstliche Sorgen zu machen, sondern deswegen freymüthig zu Gott beten, besonders die Vorstellung von seiner Nähe und Gegenwart bey uns vorhergehen: **Sorget nichts, der Herr ist nahe, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden.** Philipp. 4, 5. 6. Eben so wenig können wir auch mit Gewißheit urtheilen, daß er in dem Verhältnisse des Willens und der Neigung, unsern Bedürfnissen abzuhelfen gegen uns stehe, ohne von seiner vollkommnen Erkenntniß alles des Guten, was uns zu Theil werden kann, von seiner Weisheit, die alles zur Erhaltung der besten Endzwecke anordnet, von seiner unaufhörlich geschäftigen Neigung, allen seinen vernünftigen Geschöpfen wohlzuthun und von den Verheissungen, daß er diese Neigung auch an uns in der von ihm festgesezten weisen Ordnung offenbaren und verherrlichen werde, richtige, gewisse und lebhafte Vorstellun-

stellungen zu haben, und uns derselben bewußt zu seyn.

Auf die unstreitige Wahrheit dieser Sätze gründen sich die Regeln, die uns lehren was wir thun müssen, um beten zu lernen: Mache dir richtige und lebhafte Vorstellungen von dem Guten, dessen Erhaltung und Vermehrung du zu deiner wahren Glükseligkeit bedarfst. Verbinde damit ein deutliches Bewustseyn deiner Abhängigkeit in allen deinen Umständen und Bedürfnissen von Gott, dem Urheber und Geber alles Guten. Denke dir ihn so nahe und gegenwärtig, daß er dir überall und in allen Umständen durch seine Kraft, auf welche Weise sie auch wirken mag, helfen könne. Denke und überzeuge dich, daß sein Vermögen zureiche, alles, was keinen eigentlichen Widerspruch enthält, zur Wirklichkeit zu bringen. Sey gewiß, daß es dem Vermögen und der Kraft aller seiner Geschöpfe unendlich überlegen sey; daß folglich kein Widerstand sich denken lasse, welcher die Anwendung seiner Kraft zu deinem Besten hindern und ihre Wirkungen vereiteln könne. Glaube, daß dieser allmächtige und dir überall gegenwärtige Gott, dein Schöpfer und dein Erhalter, alle deine Schiksale, deine Bedürfnisse, deine Noth und Gefahr vollkommen kenne; daß er alle

Mit-

Mittel wisse, durch welche du von allen dir drohenden Gefahren bewahret, und aus aller deiner wahren Glükseligkeit nachtheiligen Trübsalen errettet, und mit neuen Wohlthaten bereichert werden kannst. Glaube, daß er dein unendlich weiser, gütiger und liebreicher Vater sey; immer bereit und geschäftig, alles zu veranstalten, was dich vollkommner machen und deine Wohlfarth erhöhen kann, wofern du nur seiner Anweisung zur Beförderung derselben folgen, an seinen gnädigen Gesinnungen gegen dich nicht zweifeln, die Verheissungen seiner Hülfe mit Zuversicht annehmen, und ihre Erfüllung seiner Weisheit und Güte überlassen willst.

Alle diese Gedanken, vereinigt mit den Vorstellungen des Guten, was nach unserer Ueberzeugung uns zu unsrer höhern Vollkommenheit und Glükseligkeit mangelt, müssen, wenn sie nicht von andern Gedanken verdrängt werden, auf den Willen wirken, und mannichfaltige Bewegungen des Wohlgefallens an diesem deutlich erkannten Verhältnisse zwischen Gott und uns, des Vertrauens zu ihm und in einer frohen Zuversicht zu diesen großen Vorzügen desselben erwecken. Wir werden das Gute, welches wir begehren, von ihm begehren. Unser Verlangen darnach bleibt

in Ansehung desjenigen, von dem es seine Befriedigung erhalten kann, nicht länger unbestimmt, sondern hat eine sichre Statt gefunden, wo es ruht; es hat die lezte Bestimmung, wodurch es Gebet wird. Denn jene Vorstellungen und diese Bewegungen des Herzens, mit einander vereiniget, machen das Gebet aus; nicht die Worte, welche bloß vorstellende Zeichen davon sind, wodurch wir uns derselben bewußt sind, weil wir ohne dieselben kein deutliches Bewußtseyn davon haben können. So besteht ein Befehl, den wir geben oder erhalten, seinem Wesen nach nicht in den Worten, wodurch wir uns dessen bewußt sind, weil wir uns dessen auf keine andre Weise bewußt seyn können, sondern in gewissen Vorstellungen des Verstandes von der Einrichtung freyer Handlungen nach gewissen Ideen und von dem damit übereinstimmenden Willen desjenigen, welcher den Befehl giebt. Die Anweisung zum Gebete ist vollendet, wenn ich zu den Vorschriften, die uns lehren, was wir im Gebete denken, noch die Regeln hinzusetze, die den Willen und dessen Bestimmungen angehen. Verlange das Gute, welches du dir für nöthig und nüzlich hältst; aber verlange es von Gott, von dem du es allein erhalten kannst. Empfinde deine Abhängigkeit von ihm in

deinen

deinen Bedürfnissen, aber empfinde sie mit Wohlgefallen daran, weil du von einem allmächtigen und unendlich gütigen Wesen abhängst. Begehre in dieser Empfindung, was du verlangst, von ihm; denn du kannst von ihm die Erfüllung deines Verlangens erwarten und hoffen, wie ein Kind alles Gute, was es braucht, von seinem Vater zuversichtlich hoffen kann. Verlange und hoffe zugleich mit dem freudigsten Vertrauen zu ihm; nicht als ob er dadurch etwas gewinnen könnte, was ihm mangelte, und dein Vertrauen zu ihm gleichsam eine Vergeltung des Guten wäre, was du von deinem gütigen Vater erwartest, sondern weil du dadurch gewinnest; weil du mit diesem Verlangen und Vertrauen in derjenigen glüklichen Verfassung dich befindest, worinn deine Bitte gewiß erfüllt wird, wenn die Gewährung deiner Wünsche deine Glükseligkeit wirklich befestigen und vermehren kann. Wenn ein Mensch auch diese Vorschriften befolgt; wenn er jene Vorstellungen in sich erwekt oder annimmt und in seiner Seele unterhält; wenn er dann die dadurch in ihm erwekte Begierde nach den leiblichen oder geistlichen Gütern, die ihm sein Verstand als nöthige und wichtige Güter so deutlich und so richtig vorstellten, daß er sie mit voller

Ueberzeugung dafür halten mußte, auf Gott richtet, und gründet, weil die Mittheilung dessen, was er wünscht, allein von ihm abhängt; wenn er sie von ihm begehrt, und zwar mit dem Wohlgefallen daran, das er an der Macht, an der Neigung und Geschäftigkeit seines ihm überall nahen und gegenwärtigen Schöpfers und Wohlthäters ihm zu helfen empfinden muß, und zugleich mit dem Vertrauen, dessen er so würdig ist: Was thut er dann? Betet er nicht zu Gott? Oder muß zu dem allen noch etwas hinzukommen, daß man mit Wahrheit sagen könne: Er betet? Fordert der Höchste, wenn er uns zu beten befiehlt, daß man ihn anreden, und ihm seine Bedürfnisse klagen solle, damit er davon Nachricht erhalte? Will er, daß man sich Mühe gebe, ihn durch sein Geschrey aus seinem Schlummer zu erwecken, oder ihn durch die beredte Vorstellung dieser und jener Gründe, durch das Lob seiner Vorzüge, oder durch den Dank, den man ihm für seine uns bereits erwiesenen Wohlthaten darbringt, seine Gleichgültigkeit gegen uns zu überwinden, und zum Mitleiden mit uns zu bewegen? Verlangt er dieses alles, weil er sonst nicht das herrliche, selige, sich selbst allgenugsame Wesen seyn würde, wofern wir ihm nicht die-

sen Tribut der Verehrung darbrächten? Sollte das Beten heissen? das sey ferne! Kann denn nun das nicht Beten heißen: So kann auch nicht gezweifelt werden, daß derjenige bete, welcher solche Vorstellungen und Empfindungen des Herzens in sich erwekt und unterhält, als in dieser Betrachtung beschrieben worden sind.

Neunter Abschnitt.

Von der Andacht, von der Demuth, von dem Ernste und Eifer, von dem Vertrauen, und von den liebreichen Gesinnungen, womit wir beten sollen.

Daß, wer auf eine wahre und gottgefällige Weise beten will, mit Andacht, daß er mit Ernst, daß er mit Eifer, daß er mit einer anhaltenden Beständigkeit; daß er mit einem demüthigen Herzen; daß er endlich mit Zuversicht und voll Vertrauen beten; daß er mit liebreichen Gesinnungen gegen andre beten müsse, darinnen sind alle diejenigen einig, welche uns lehren, wie wir beten sollen. Nichts ist unwidersprechlicher, als daß unsre Gebete diese Eigenschaften haben müssen, wenn nicht gezweifelt werden kann, daß

die Vorstellungen des Verstandes, und der Gesinnungen und Bewegungen des Herzens, die im Vorhergehenden beschrieben und erklärt worden sind, das Wesen des Gebetes ausmachen. Sind unsre Gebete rechter Art, so sind auch jene Vollkommenheiten in einem höhern oder geringern Grade damit verbunden. Können sie nicht immer in einem gleich hohen Grade andächtig, ernstlich, eifrig, anhaltend, demüthig, zuversichtlich und liebevoll seyn, so müssen sie es doch immer in einem vorzüglichen Maaße seyn.

Die Andacht ist die erste Eigenschaft eines jeden gottgefälligen Gebetes, und der Grund aller übrigen Vollkommenheiten desselben. Dieß erhellet aus der Natur des Gebetes. Es besteht, wie erwiesen ist, in dem wahren und lebhaften Willen, daß Gott uns das Gute, welches wir nach richtigen und gewissen Vorstellungen davon begehren, geben, und das Böse, dessen Abwendung wir, nach eben so wahren und gegründeten Begriffen davon, wünschen, von uns abwenden, oder uns davon befreyen wolle. Diese Andacht besteht in einer wirklichen Theilnehmung sowohl des Verstandes, als des Willens an demjenigen, was wir von Gott begehren. Der Verstand nimmt an einem Gegenstande Theil,

wenn er seine Aufmerksamkeit darauf richtet; wenn er so darüber nachdenkt, daß er sich allein oder vorzüglich damit beschäftigt, es sey nun daß er desselben recht kundig zu werden sich bestrebe, oder daß ihn das Vergnügen, welches er daran findet, daran fesselt. Er wird also seine Gedanken von andern Gegenständen abziehen. Er wird alles fliehen, was den geliebten Gegenstand seiner Betrachtung entziehen will. Eben darauf gründet sich die Ermahnung des Heilandes, daß, wenn man zu Gott beten will, man die Stille und Einsamkeit suchen; daß man nicht, gleich den Pharisäern, an den Ecken der Straßen stehen müsse, weil bey einem Geräusche und überall, wo unaufhörlich neue sinnliche Veränderungen vor unserm Anblicke vorgehen, das Gemüth sich der Zerstreungen nicht erwehren kann, welche die Eindrücke äußerlicher immer abwechselnder Gegenstände auf unser Gemüth machen müssen. Ohne Aufmerksamkeit, ohne ein anhaltendes Nachdenken über einen und denselben Gegenstand, können keine deutlichen und gewissen Vorstellungen davon entstehen. Man würde gar keinen Begriff von der Natur deutlicher und gewisser Vorstellungen haben, wenn man daran zweifeln könnte. Denn bestehen nicht alle deutlichen Vorstellungen in der Vorstellung

der Merkmale, wodurch wir einen Gegenstand von andern Dingen sicher und zuverläßig unterscheiden können? Wir müssen also unser Gemüth in eine solche Lage bringen, worinnen wir mit so wenig veränderlichen Objecten umgeben sind, als möglich ist, damit uns leicht wird, unsre Gedanken in unsrer Gewalt zu haben. Darum betet David, dieses große Muster andächtiger Beter, so gern auf seinem Lager, so gern, wenn er sich niederlegte, oder wenn er erwachte, weil alsdann die Seele einer noch stillen, oder wieder beruhigten See gleicht. Darum brachte der Erlöser der Menschen sogar die Nächte im Gebete zu; darum verließ er die Gesellschaft, worinnen er doch zum Besten derselben so thätig war, und selbst die Gesellschaft seiner von ihm so zärtlich geliebten Jünger, und begab sich in die Einsamkeit. Er entwich, heißt es so oft in der Geschichte seines Lebens, er selbst allein auf einen Berg, und betete. Die ersten Christen waren davon so überzeugt, daß sie eben deswegen weiter giengen, als sie sollten, und den Aufenthalt in Wüsten und Einöden dem Aufenthalt in den Städten und unter den Menschen vorzogen. Dieß war eine Ausschweifung; aber eine Ausschweifung aus einer an sich guten Quelle. Freylich scheint das ge-

mein-

meinschaftliche Gebet, zu welchem wir verpflichtet sind, eine Ausnahme zu machen. Zu diesem Gebete gehört auch Andacht, auch Aufmerksamkeit und Nachdenken. Aber wenn der Gottesdienst so beschaffen ist, als er seyn soll: wie viel vereinigt sich nicht da, die Andacht der Christen zu erwecken und zu unterhalten, schädliche Zerstreuungen unsrer Gedanken hingegen zu verhindern. So nöthig nun die Andacht, als eine Theilnehmung des Verstandes an dem, was wir von Gott begehren wollen, zum Gebete ist, wenn richtige und gewisse Begriffe davon in uns erwekt werden und fortdauern sollen, so nöthig ist sie auch, damit das Herz gehörig Theil daran nehmen könne. Kein Verlangen; kein Wille kann in uns, ohne jene Vorstellungen des Verstandes in uns entstehen. Keine Empfindungen, keine Bewegungen darinnen kommen zur Ruhe, um andern Empfindungen und Bewegungen Plaz zu machen, wenn die Gedanken verdunkelt und unterdrükt werden, worauf sie sich beziehen. Der Verstand muß ihm andre Objecte zeigen und muß sie ihm in einem so hellen Lichte, als gut und begehrungswürdig darstellen, damit er sich zu denenselben neigen, daß er sie verlangen, daß er nach dem Besitze und Genusse derselben

streben könne. Wie nöthig ist also nicht die Andacht, besonders in Rüksicht auf die geistlichen und unsichtbaren Güter, die wir vor allen andern von Gott begehren sollen, weil sie nicht allein die nöthigsten und unentbehrlichsten, sondern auch die wichtigsten und vortreflichsten sind. Hieraus fliessen einige Folgerungen, die gewissermaßen schreklich sind, die aber doch von Christen ernstlich erwogen zu werden verdienen.

Die erste Folgerung. Gehört Andacht zum Gebete, wer muß denn nicht mit Bekümmerniß bemerken, daß die rechte Uebung des Gebets in der Christenheit beynahe ganz aufgehört hat, oder doch sehr selten ist. Warum? Weil, wenn man auch noch Menschen findet, welche beten, doch diejenigen selten sind, welche mit Aufmerksamkeit und Nachdenken; welche mit einem daran theilnehmenden Herzen beten. Dieß Volk nahet sich mit seinen Lippen zu mir; aber ihr Herz ist fern von mir, kann es wohl von den meisten heissen, welche noch zuweilen beten wollen. Man glaubt zu beten, wenn man sich von Zeit zu Zeit gewisser Formeln von Gebeten erinnert, welches aber bloß eine Arbeit des Gedächtnisses ist, woran weder der Verstand, noch das Herz einigen Antheil nimmt. Man

regt

regt die Lippen, aber auch nur die Lippen. Man betet; aber mit einem zerstreuten Sinn, der allen fremden Gedanken den freyen Eintritt zu unserm Verstande offen läßt. Ein nur allzugemeiner Fehler nicht allein unter dem großen Haufen, dem es an genugsamer Kenntniß der Religion fehlt, sondern selbst unter denen, die mehr Erleuchtung haben, und darum auch zu dieser Handlung des innern Gottesdienstes aufgelegter und geschikter seyn sollten, und zugleich ein Fehler, der in unsern Zeiten immer größer und ausgebreiteter wird, je unerträglicher den Menschen der Umgang mit sich selbst, die Eingezogenheit, die Liebe zu häuslichen Geschäften wird; je unentbehrlicher den Größern und den Geringern die gesellschaftlichen Zerstreuungen und Vergnügungen werden, die jezt nicht mehr Erholung und Aufmunterung zu ernstlichen Geschäften sind, sondern selbst die wichtigsten Geschäfte des Lebens zu werden anfangen. Wie können die Menschen ihre Gedanken zum Gebete sammeln und bey einander halten, wenn der erste Gedanke, womit sie erwachen, der ist, womit sie sich, nach der unvermeidlichen Ausrichtung des Geschäfte ihres Berufes und Standes, den Tag über vergnügen, an welchen Ergözungen sie theilnehmen, in welchen Gesellschaf-

ten sie schimmern, oder welche Vergnügungen sie ihren Gesellschaftern und Freunden verschaffen wollen. Wie ist es möglich, sich zur Andacht zu erwecken, wenn sie aus geräuschvollen Gesellschaften, von den Vergnügungen, die sie darinnen genossen haben, oder genossen zu haben träumen, berauscht oder ermüdet zurükkehren, von allen dem begleitet, was ihre Einbildung erfüllt, und ihre sinnlichen Begierden und Leidenschaften erhizt hat? Je mehr dieser Geist der Zerstreuung, und die daraus entspringende Unlust an ernsthaften Gedanken zunimmt, und er muß bey der so allgemeinen Neigung zu einem bloß frölichen Leben immer mehr zunehmen, desto unfähiger müssen auch die Menschen zur Andacht des Gebetes werden. Der immer grössere Verfall der Gottseligkeit muß die unausbleibliche Folge davon seyn. Mögen doch diese Anmerkungen für finstre und schwermüthige Gedanken erklärt werden: Kann man darum läugnen, daß es auch eine gerechte Schwermuth im Leben giebt?

Die zweyte Folgerung. Wenn die Andacht eine nothwendige Eigenschaft des Gebetes ist, so folgt daraus, daß, wenn uns Gott zu beten befohlen hat, er uns auch die Andacht im Gebete befohlen hat. Ist es also nicht traurig und bekla-

klagenswürdig, daß, wofern wir unsre Verbindlichkeit zum Gebete nicht ganz verkennen, und deswegen uns doch zuweilen zu beten vornehmen, zum Gebete aber nicht die dazu gehörige Theilnehmung des Verstandes und des Herzens mitbringen, wir indem wir eine Pflicht erfüllen wollen, durch die Art, wie wir sie erfüllen, eine andre Pflicht beleidigen und übertreten; daß wir also die Religion zu gleicher Zeit durch den guten Vorsaz, den wir haben, ehren, und, weil wir in der Erfüllung desselben nicht den Vorschriften Gottes folgen, ihn zugleich ehren und schänden? Welche Widersprüche doch der Mensch nicht mit einander vereinigen kann!

Die dritte Folgerung. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn Gott unser Gebet verwirft; denn es ist kein wahres Gebet. Wir erlangen das Gute nicht, um welches wir zu bitten scheinen; denn der Mangel der Andacht ist ein unwidersprechlicher Beweis, daß wir dieses Gute nicht kennen; daß wir folglich auch dieses Gute nicht erlangen.

Wie nöthig ist es also nicht, daß Christen alle Mühe anwenden, sich zur Andacht zu gewöhnen, und alle Mittel sorgfältig gebrauchen, die zur Erweckung derselben dienen! Wie können sie es

sonst

sonst zu der Fertigkeit bringen, auch mitten in ihren Geschäften, und selbst in Gesellschaften, ohne daß es Menschen beobachten, was im Innern ihres Gemüthes vorgeht, ihr Herz zu Gott zu erheben, wofern sie nicht einmal in der Einsamkeit und Stille ihre Gedanken sammeln und mit einer gewissen Stetigkeit auf das Gute richten lernen, welches sie von Gott begehren wollen! Um aber die Mittel, der Zerstreuung, welche die Andacht im Gebete hindert und erstikt, entgegen zu arbeiten, nicht allein ausfündig machen, sondern sie auch gehörig anwenden zu können, muß man zuvörderst die Ursachen kennen, aus denen alle Zerstreuungen unsers Gemüthes zu entspringen pflegen. Die erste und allgemeine Ursache ist die natürliche Unbeständigkeit und Veränderlichkeit unsers Gemüths, die es uns in allen auch noch so wichtigen Angelegenheiten so schwer macht, unsere Aufmerksamkeit so lange auf einen bestimmten Gegenstand zu heften, als es nöthig ist, zu einer unsern Absichten und Endzwecken nöthigen Erkenntniß desselben zu gelangen. Das ist ein Beweis, daß die edlern und höhern Kräfte unsers Geistes schwach sind, und über die untern Kräfte unsrer Seele, über die Sinne und das Vermögen der Einbildung nicht diejenige Gewalt haben, wel-

che sie darüber haben sollten. Je größer die Macht sinnlicher Eindrücke auf uns ist, desto schwächer ist die Vernunft, die sich vornehmlich mit dem zu beschäftigen hat, was nicht in die Sinne fällt, und darum auch von den Sinnen nicht wahrgenommen werden kann. Dazu aber gehört alles, was die wahre Vollkommenheit und Glükseligkeit des Menschen ausmacht.

Eine andre Ursache ist der verderbte Zustand des Herzens, worinnen wir uns befinden, so lange es uns kein Ernst mit der innern Verbesserung unserer selbst, unsrer Gesinnungen, unsrer Neigungen, unsrer Gemüthsbewegungen und unsrer Leidenschaften ist. Das Herz ist voll unordentlicher Liebe zum Irdischen und Gegenwärtigen. Wir sind ehrgeizig, und sinnen bloß auf das, was unsern Ehrgeiz befriedigen kann. Wir vergessen die Nothwendigkeit, denselben einzuschränken und zu mäßigen. Wir sind beleidigt; wir haben Feinde, und denken auf Rache. Der Reichthum ist unser Abgott, und wir achten bloß auf das, was uns diesen Götzen unsers Herzens geneigt machen kann. Kann man sich, wenn solche Leidenschaften unsre Seelen erfüllen, darüber wundern, daß wir nicht auf dasjenige aufmerksam sind, was wir Gott zu sagen haben? Man kann

nicht

nicht zugleich an die Erde und an den Himmel gedenken, gleich wie unsre Augen nicht zugleich gen Himmel und auch auf die Erde sehen können?

Mit diesen innerlichen Verderbnissen unsers Herzens vereinigen sich, so viele Verdrüßlichkeiten Sorgen und Unruhen des Lebens. Man ist verdrüßlich, daß man arm; daß man in der Welt nicht angesehen ist; verdrüßlich, daß wir andre über uns sehen, die nach unserm Urtheile des Glückes nicht werth sind, das sie vor uns voraus haben; verdrießlich, daß diejenigen, die unter uns sind, sich nicht stets so sklavisch nach unserm Willen richten, als wir es fodern zu können berechtigt zu seyn glauben. Unsre eignen Fehler und Mängel übersehen wir, wir sehen hingegen die Fehler und Schwachheiten die Andern ankleben, sehr genau und scharf; diese beleidigen uns und machen uns ungeduldig. Wir rechnen auf Freunde; sie verlassen uns, und das bringt uns aus unsrer Fassung. Wir haben Absichten, die wir durchsetzen wollen, und wir finden Widerstand; dieser kränket und empört uns. Zu den Entwürfen, die wir uns machen, fehlen die Mittel, und das verursacht Sorgen. Wir sind unternehmend; aber der Ausgang ist ungewiß, und darüber werden wir unruhig. Es zeigen sich Gefahren, aber

die

die Hülfe und Rettung ist verborgen; dieß erwekket Furcht. Alle diese Verdrießlichkeiten, diese Sorgen, diese Unruhen, diese Mismüthigkeit, diese Furcht, diese Bekümmernisse, gleichen den Raubvögeln, die unser Opfer bedrohen, die wir also verscheuchen müssen, wenn wir dem Vater der Gläubigen ähnlich zu werden wünschen.

Zu diesen allgemeinen Ursachen der Zerstreuung, welche die Andacht im Gebete hindert und schwächt, kommen noch besondre Ursachen hinzu. Ihr könnt nicht mit Andacht beten; eure Gedanken schweifen aus; eh ihr es denkt, ist euer Herz nicht mehr bey demjenigen, was ihr euch von Gott erbitten wolltet: Aber habt ihr euch auch zu eurem Gebete vorbereitet? Ihr habt euch unmittelbar vor dem Gebete mit tausend Dingen beschäftigt, die mit eurer wahren Wohlfarth in keiner Verbindung standen. Die Gedanken, die sie in euch erregten, haben noch alle ihre Lebhaftigkeit, wenn ihr beten wollet; und ihr könnet euch wundern, daß ihr nicht mit Andacht beten könnt?

Unsre Natur ist so geartet, daß sich die Aufmerksamkeit auf eine Handlung immer mehr verirrt, je mehr wir derselben durch ihre öftere Wiederholung gewohnt werden. So gewöhnen wir uns an gewisse Gebete, die wir in unser Ge-

dächtniß gefaßt haben. Sie werden endlich unserer Zunge geläufig und wir können sie hersagen, oder uns ihrer erinnern, ohne mit unserm Herzen Theil daran zu nehmen, welches bey diesen mechanischen Handlungen der Lippen und des Herzens sich mit tausend andern Gedanken, Entwürfen und Wünschen beschäftigt, die mit dem Innhalte solcher Gebete in gar keiner Gemeinschaft stehen. Wir sind also zerstreut und beten ohne Andacht. Wenn wir dieses bemerken, und es ist unser aufrichtiger Wunsch, andächtig zu beten, und von den Zerstreuungen gesichert zu werden, die uns von dem Inhalte und Gegenstande unsers Gebetes abziehen: So müssen wir sowohl den allgemeinen, als besondern Ursachen derselben entgegen arbeiten, und je ernstlicher die Mühe ist, die wir darauf wenden, desto gewisser und glüklicher wird sie uns gelingen.

Wir beklagen uns, unsre Seele sey nicht vermögend, im Gebete auch nur einige Augenblicke recht aufmerksam zu seyn; unsre Gedanken schweiften unaufhörlich umher, vergiengen uns selbst wider unsern Willen. Aber wenn wir sie überhaupt bey wenig ernstlichen Gegenständen, und deren Betrachtung bey einander behalten können; wenn wir überall keine Gewalt über unsre

Sinne

Sinne und unsre Einbildung haben; wenn sie bey allem was wir thun, leicht zerstreuet werden, weil wir uns nie gewöhnen, der natürlichen Veränderlichkeit und Flüchtigkeit unsers Geistes Grenzen zu setzen? Wie können wir verlangen, daß wir auf einmal bey dem Gebete ganz neue Menschen seyn; daß uns dann unsre Sinne gehorchen; daß wir die zu allen Zeiten so geschäftige Einbildung beherrschen werden? Lasset uns also überhaupt streben, Meister über unsre Sinnen, und Herren über unsre Einbildung zu werden. Ist die Vernunft unser größter Vorzug, so suche jeder die Stärke der Sinnlichkeit zu schwächen, und sie unter den Gehorsam derselben zu bringen. In dem Grade in welchem sie abnimmt, verliert auch die Einbildung ihre schädliche Gewalt, die eben darinnen ihre Nahrung findet, daß die Sinne immer für alle äußern Eindrücke offen gehalten werden. Alles, was uns den freyen und anhaltenden Gebrauch unsrer Vernunft erleichtert, das befördert auch die Stärke der Aufmerksamkeit, wodurch wir unsre Gedanken bei einem bestimmten Gegenstande bey einander halten können.

Doch obgleich diese Bemühungen, unsre natürliche Veränderlichkeit und Unbeständigkeit zu bezähmen, auch für das Gebet nicht ganz vergeb-

lich seyn werden: So werden sie doch auf die Beförderung der Andacht bey demselben nur einen sehr geringen Einfluß haben, wenn wir nicht auf eine ernstliche Verbesserung unsers innern moralischen Zustandes bedacht sind. Unsre Unfähigkeit zur Andacht rühret vornehmlich von unsern unordentlichen Gesinnungen her. Man weiß nicht um ewige Güter zu bitten, weil man sie nicht liebt. Man kann den Wahrheiten, deren Erkenntniß dazu so nöthig ist, nicht nachdenken, weil man keinen Geschmak daran findet. Man weiß nicht, wie man um Gnade flehen soll, weil man sie nicht wünscht. Man weiß Gott nichts zu sagen, weil man ihn beynahe nicht kennt. Man kann nicht wider seine Leidenschaften beten, weil man sie nicht hassen will. Das Gebet ist die Sprache des Verlangens; man hat also keine Andacht, weil man kein wahres Verlangen hat. Jeder schwäche und entkräfte dann die allzugroße Anhänglichkeit an das Irdische; er verbanne, wenn er beten will, alle Gedanken des Ehrgeizes, und anderer solchen unordentlichen Neigungen und Leidenschaften aus seiner Seele, und bemühe sich deswegen, die Sündlichkeit und Schädlichkeit derselben kennen zu lernen. Dieses ist um so viel nöthiger, je nöthiger das Verlangen ist, von diesen irdischen Neigungen und diesen unordent-

ordentlichen Leidenschaften durch Gott befreyet zu werden. Eben so nothwendig ist es, wenn man mit Andacht beten, und vor zerstreuenden Gedanken im Gebete bewahrt werden will, sich von den Verdrießlichkeiten, Sorgen und Unruhen des Lebens loszureißen, ehe man betet. Dieß kann nicht besser geschehen, als wenn man bis auf den Grund seines Verdrusses, seiner Unruhe; seiner Sorge und Furcht zu dringen strebt, und untersucht, ob man auch Ursache hat, so mismüthig, so unruhig, so ängstlich und sorgsam zu seyn, als man ist. Soll das Licht aufgehen und der Tag heiter werden, so müssen die Nebel und Wolken vergehen, welche den wohlthätigen Einfluß der Sonnenstralen hindern. Ich bin verdrießlich; denn andre sind geehrter und angesehener als ich; ich bin verdrießlich; denn es geht nicht alles nach meinem Willen; ich bin verdrießlich; denn ich bin beleidigt, und kann mich nicht rächen. Ich kann die Fehler, die ich an andern wahrnehme, nicht ausstehen, und das verdrießt mich. Die Mittel fehlen mir zur Ausführung meiner Entwürfe, und das verursacht Sorgen. Ich sehe Gefahren und keine Hülfe, dieß macht unruhig und verzagt. Aber habe ich deswegen gegründete Ursachen, verdrießlich, mismüthig und niederge-

schlagen zu seyn? Andre sind angesehener, und verdiene ichs mehr zu seyn, oder ist denn das Ansehen bey andern so nothwendig und unentbehrlich zu meiner Ruhe und Glükseligkeit? Ich bin verdrießlich über die Beleidigungen, die mir widerfahren, und habe ich mir sie nicht vielleicht selbst zugezogen, oder erfülle ich so genau alle meine Pflichten gegen andere, daß ich keiner Nachsicht bedarf? Verdrießlich über die Fehler und Schwachheiten meiner Nebenmenschen: Warum bin ichs nicht mehr über die meinigen? Voll Sorge, daß es mir zur Ausführung meiner Entwürfe an Mitteln fehlt; und ist es nicht vielleicht mein Glück, daß mir diese Mittel fehlen? Unruhig, daß ich Gefahren, und keine Hülfe sehe? Wenn ich sie nicht sehe: Warum suche ich sie nicht bey dem, von dem ich sie hoffen darf? Auf diese Weise suche sich jeder von den Verdrießlichkeiten, Unruhen und Sorgen des Lebens zu befreyen! Die Liebe zur Welt, die ausschweifende Anhänglichkeit, die unnöthige Quaal, womit wir uns selbst ohne Ursache und Grund martern, das ist das gefährliche Fieber, welches uns unlustig zu allem Guten und also auch zum Gebete macht, und eine allgemeine Bitterkeit über das Herz ausbreitet. Jeder gehe auf die Quelle des Ekels zurük, der auch die

An-

Andacht des Gebetes hindert, und sehe, ob er sie in den unregelmäßigen Neigungen seines Herzens antreffen werde. Er wird finden, daß er zu sehr an sich selbst, an wichtigen Freundschaften, an gefährlichen Feindschaften, an einem geheimen Neide, und an Begierden hänge, die er unterdrücken sollte. Wenn wir diese unreinen Quellen verstopfen; wenn wir unser Herz von ihren giftigen Ausflüssen reinigen: So werden wir auch mit Andacht beten können.

Eben hieraus erhellet, wie nothwendig die Vorbereitung zum Gebete sey. Jeder lasse eine gute Betrachtung über sich selbst, über seine Beschaffenheit und seinen Zustand vorausgehen. Er erwäge, wie nothwendig und unentbehrlich ihm das Gute ist, das er von Gott erbitten will. Er erwäge, wie elend er seyn würde, wenn dieser ihm seine Sünden und Schwachheiten nicht vergeben; wenn er mit seinen Mängeln keine Geduld und Nachsicht haben, wenn er ihn nicht heiligen wollte! Er erwecke in sich eine lebhafte Vorstellung von der Größe und Heiligkeit des Wesens, von dem er dasjenige verlangt, was zu seiner Vollkommenheit und Glükseligkeit unentbehrlich ist. Diesen Gedanken suche er Lebhaftigkeit zu geben und es wird ihm leicht werden, seine

Gedanken in Ordnung zu halten, und darauf zu richten, worauf sie gerichtet seyn sollten! Dann beobachte er die besondern Ursachen, aus denen seine Zerstreuung im Gebete entspringt. Findet er, sie komme daher, daß er sich von seiner Kindheit an, mehr an gewisse Formeln des Gebets, als an das Gebet selbst gewöhnt hat: So versuche er dieselben zu ändern. Dieß kann einem von seinen Bedürfnissen gerührten Herzen nicht schwer werden, wenn es seines Zustandes, der Wohlthaten, die es nöthig hat, der Uebel, und der Gefahren, die er leidet, oder fürchten muß, recht kundig zu werden suchet, und das Gebet nicht bloß als einen Sclavendienst betrachtet, den er von Zeit zu Zeit Gott zu leisten nicht Umgang haben könne. Indeß ist das nicht so zu verstehen, als wenn man bey Gebeten, an die man sich gewöhnt hat, darum keine Andacht haben könne, weil man an dieselben gewöhnt ist. Sind es Gebete, worinnen der Christ Wohlthaten die ihm allezeit nöthig und heilsam sind, oder die Bewahrung vor solchen Gefahren und Uebel begehrt, die niemals mit seiner wahren Glükseligkeit bestehen können? Warum sollte er diese Bitten ändern oder ihren Innhalt in neue Worte einkleiden, wofern er immer sich der Gedanken bewußt zu seyn sucht, welche durch dieselben

selben ausgedrükt werden sollen? Man kann bey denen, die uns einmal geläufig sind, von einer uns schädlichen Unachtsamkeit überschlichen werden; das gebe ich zu; aber darum ist es nicht nothwendig, und wer weiß nicht, daß, was wir oft mit Vergnügen gethan haben, wir auch mit Vergnügen wiederholen und erneuern?

Wer denn mit Andacht betet, der wird gewiß auch mit Ernst und Eifer beten. Ernst ist sowohl Aufrichtigkeit und Wahrheit, als eine vorzügliche Theilnehmung an der Größe und Wichtigkeit dessen, was uns beschäftigte. Wir reden ernstlich, wenn wir diese und jene Gedanken nicht bloß vorgeben, sondern wirklich haben; wenn die Gesinnungen oder Neigung in der Seele sind, die durch unsre Worte bezeichnet werden, und den Grad der Stärke und Lebhaftigkeit haben, den sie, nach dem Ausdrucke derselben, haben sollen. In diesem Sinne ist der Ernst im Gebete dem Schein und der Heucheley entgegengesezt, wodurch wir Andre, oder uns selbst täuschen. Denn ist gleich das Gebet ein Stük der Verehrung, die wir dem Höchsten schuldig sind, so ist es doch, seinem Endzwecke nach, mehr Pflicht gegen uns selbst, als gegen ihn. Denn ein wahres, in unsrer Seele wirklich gegenwärti-

ges Verlangen nach wahren Gütern von Gott, und ein eben so ernstliches Verlangen, alles entfernt zu sehen, was uns elend macht, oder machen kann, wir mögen nun die Größe des Bösen von der Empfindung desselben kennen oder nicht kennen, muß vor dem Genusse jener Güter, und vor der angenehmen Empfindung der Sicherheit vor diesem, oder der Befreyung von demselben vorhergehen. Dann erst, wenn dieses Verlangen da ist, und wir uns desselben als eines in uns gegenwärtigen Verlangens bewußt sind, dann erst ist die Seele zur Saat und Erndte dieser herrlichen Früchte gehörig vorbereitet. Eher kann uns Gott auch diese Wohlthaten nicht gewähren, als bis wir eine wahre Sehnsucht nach denselben empfinden. Sich selbst aber ein Verlangen andichten, das man nicht hat, welch ein schändlicher Mangel von Ehrlichkeit gegen sich selbst, und das lügenhafte Vorgeben desselben gegen Gott, welch eine vermeßne Beleidigung seiner Allwissenheit und Majestät! Ein solches wahres und aufrichtiges Verlangen kann nicht anders, als durch Andacht in uns entstehen, und kann, wenn es schon als eine Art von geistlicher Beschaffenheit in uns ist, nicht anders, als durch die Aufmerksamkeit auf unsern ganzen innren Zustand zu unserm Bewußtseyn

kom-

kommen. So verhält sichs auch mit dem Ernste des Gebetes, in so fern dadurch das Gegentheil von Kaltsinn und Gleichgültigkeit bezeichnet wird. In unsrer Seele können mancherley Begierden entstehen, weil es mancherley Gegenstände giebt, die in ihrer Beziehung auf uns gut und angenehm sind, oder uns, als gut und angenehm vorgestellt werden. Allein weil wir wohl wissen, daß wir nicht alles Gute und Angenehme zugleich erlangen und genießen können, so bleiben viele Begierden schwach, wenn wir nur gewisse Arten des Guten für gering und entbehrlich halten, und es ist uns gleichgültig, wenn sie unbefriedigt bleiben. Aber sind sie wichtig und groß, und erkennen wir sie dafür, so wird unser Verlangen darnach ein ernstliches Verlangen. Unsre Seele kann bey der Empfindung ihres Mangels nicht kaltsinnig bleiben; unsre Theilnehmung daran richtet sich immer nach der Größe und Wichtigkeit des Guten, welches wir von Gott begehren, in so fern sie uns nach der Wahrheit, von unserm Verstande vorgestellt wird. Dieß aber geschieht nur, wenn wir andächtig sind; wenn wir die ganze Aufmerksamkeit unsrer Seele auf die Beschaffenheit desjenigen richten, was wir begehren und begehren sollen. Dann kann es uns nicht verborgen

blei-

bleiben, wie wesentlich dasjenige, was wir verlangen, zu unsrer Zufriedenheit und Glükseligkeit gehört. Die ganze Vortreflichkeit davon wird uns sichtbar werden; und jede Gefahr, um deren Abwendung wir bitten, und jedes Uebel, von dem wir befreyt zu werden wünschen sollen, wird uns in seiner wahren Gestalt und Furchtbarkeit erscheinen. Alle Gleichgültigkeit dagegen wird verschwinden und wir werden; weil wir mit Andacht beten, auch mit Ernst beten, denn die Größe eines jeden Verlangens wird durch die Vorstellung der Größe und Wichtigkeit seines Gegenstandes bestimmt. So unstreitig dieß alles ist, so deutlich erhellet auch daraus, was man thun müsse, um ernstlich beten zu können.

Aus dem Ernste des Gebetes entsteht natürlicher Weise, auch der Eifer desselben, oder die Innbrunst, womit wir beten sollen. Jedes Gebet ist um so weit nüzlicher für uns, und zugleich der Erhörung um so viel fähiger, je brünstiger dasselbe ist. Dieser Eifer aber, diese Innbrunst muß sorgfältig von der Lebhaftigkeit, Fertigkeit und Stärke unterschieden werden, womit Leidenschaften zu wirken pflegen, die aus sinnlichen Vorstellungen entspringen, wobey die Imagination so sehr geschäftig ist, den Gegenständen die unsern Sinnen gefallen

und

und starke Begierden erregen, tausend Annehmlichkeiten und Reize leihen, die sie nicht haben. Sie besteht nicht in jenen gewaltsamen Bewegungen und Erschütterungen der Seele, und besonders ihrer untern Kräfte, die auf den Körper zurük wirken, dem Blute und dem Nervensafte desselben einen schnellen Umlauf geben, und die Seele zu einer Art von Schwärmerey in ihren Gedanken und Gemüthsbewegungen bringen, die mit den Verzuckungen des Körpers in einem fieberhaften Zustande desselben verglichen werden können. Ein solcher Zustand, woran die Phantasie mehr Theil hat, als Nachdenken und Vernunft, kann mit der Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorstellungen nicht bestehen, die wir uns von demjenigen machen sollen, was zu unsrer wahren, innern, unsichtbaren und ewigen Vollkommenheit und Glükseligkeit gehört, um unserm Verlangen darnach die Lebhaftigkeit und Stärke zu geben, die ihrem grossen und vorzüglichen Werthe angemessen ist. Die vernünftige Liebe zu einem Gegenstande, und vernünftige Liebe ist in einem jeden vernünftigen Verlangen, hat nicht die Symptomen der sinnlichen Liebe, ob man sie gleich bey der mystischen Liebe findet, die sich die Vorzüge des Unendlichen, oder die Vortreflichkeit geistlicher und unsichtbaren Güter

ter und Wohlthaten unter mancherley reizenden und süßen Bildern von sinnlicher Schönheit und Güte vorzustellen gewöhnt hat. Denn in der Innbrunst des Gemüths ist Gott selbst und das was eigentlich den Namen geistlicher und unsichtbarer Wohlthaten verdient, weniger der Gegenstand, als es scheint, und wirklich ist in diesem mehr Anhänglichkeit an dem, was die Sinnen und die Phantasie mit den darinnen gegründeten, oder daraus entspringenden Leidenschaften rührt, als an demjenigen, was seiner höhern Beschaffenheit und Vortreflichkeit nicht in die Sinne fallen, sondern allein durch eine erleuchtete und geläuterte Vernunft erkannt und genossen werden kann. Alle Art von Sinnlichkeit kann freylich nicht ausgeschlossen werden, und es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht alles fremdes Feuer, was die Phantasie ins Heiligthum bringt. Strebt die Seele, die Grade der Lebhaftigkeit, der Schnelligkeit, und des Nachdruckes, womit deutliche, gewisse und gegegründete Vorstellungen vom wahren Guten und vom wahren Bösen auf ihr Verlangen wirken, und die damit übereinstimmigen hohen Grade seiner Lebhaftigkeit und Stärke auszudrücken und zu bezeichnen: So muß sie oft ihre Zuflucht zu sinnlichen Bildern der Imagination nehmen,

men, weil es der Sprache an eigentlichen Bezeichnungen der höhern Grade dieser Eigenschaften mangelt, welche auch deutliche, gewisse und kraftvolle Vorstellungen von dem wahren Guten der Seele selbst und der darinnen gegründeten vernünftigen Begierden haben können. Allein sie hängt doch stets mit dem Verstande und Herzen mehr an dem, was durch solche sinnliche Vorstellungen bezeichnet wird, als an den Zeichen selbst. Wenn David im Eifer seines Verlangens nach Gott, als seinem höchsten Wohlthäter und Helfer dieses unter dem Bilde des Durstes nach einer erfrischenden Quelle in einer dürren und heißen Gegend vorstellt, so ist dasselbe doch nichts weiter als Ausdruk und Zeichen von dem hohen Grade der Lebhaftigkeit seiner deutlichen und gewissen Vorstellung von der Größe, Kraft und Unentbehrlichkeit der Hülfe Gottes und von dem hohen Grade der Stärke seines Verlangens darnach. Der Eifer also, womit man beten soll, besteht demnach, seinem Wesen nach in dem Grade der Lebhaftigkeit, der Geschwindigkeit und des Nachdruckes der wichtigen deutlichen und gewissen Vorstellung von der Vorzüglichkeit des Guten, was er begehrt, und von dem ihrem Grade angemessenen Verlangen darnach. Je richtiger, deutlicher

licher und gewisser diese Vorstellungen werden; desto lebhafter werden sie; desto schneller und nachdrüklicher wirken sie auf den Willen und dessen Neigungen; desto mehr werden dadurch andre Gedanken und Begierden außer Thätigkeit gesezt. Man begehrt nichts so lebhaft, nichts öfter, nichts mit größrer Beständigkeit, als das in einem solchen Grade der Lebhaftigkeit und Stärke vorgestellte Gute von Gott; man betet mit Eifer. Je edler und vortreflicher, je unentbehrlicher und dauerhafter die Güter sind, deren Fortdauer oder Mittheilung von Gott begehrt wird, mit einem desto größern Eifer muß man um dieselben bitten. So richtet sich dieser Eifer, mit welchem man um die Entfernung des Bösen betet noch gleichfalls nach der Größe, und Verderbkeit der Gefahren und Uebel, von denen man befreyt zu werden, oder die man von sich entfernt zu sehen wünschet. Hieraus folget denn, daß man um alles das was man unter den geistlichen Gütern versteht, mit weit mehr Eifer beten müsse, als um das, was zum Leiblichen und Irdischen gehört. Was demnach die Lebhaftigkeit richtiger und deutlicher Vorstellungen, die Leichtigkeit derselben fortzudauern und sich zu erneuern, auch andre Gedanken, die mit ihnen in keine Verbin-

dung

dung stehn, oder ihnen widerstreiten, zu verdunkeln und ihnen ihren schädlichen Einfluß zu nehmen; was ihre Gewißheit, und ihre Stärke auf den Willen zu wirken befördert, das befördert auch den Eifer, womit wir alles, was gut ist, thun, und folglich auch beten sollen.

Mit dem Eifer des Gebetes stehet die anhaltende Beständigkeit desselben in genauer Verbindung. Diese Eigenschaft ist eine nothwendige Folge des zum Gebete nöthigen Ernstes und Eifers. Was man mit Ernst und Eifer will, das will man auch mit Beständigkeit; das bleibt uns immer gegenwärtig. Die Neigung und der Trieb dazu dauert fort; man läßt es nicht fahren. Wenn man auch in der Verfolgung oder in der Verrichtung desselben unterbrochen, oder auf einige Zeit daran gehindert wird, so kehrt man doch oft und bey jedem Anlasse wieder zu demselben zurück. Die Beständigkeit des Gebets ist also der Veränderlichkeit und dem Wechsel der Vorstellungen dazu und der darinnen gegründeten und auf Gott gerichteten Begierden entgegengesezt, und bestehet in der Fortdauer unsers Verlangens nach allem wahren Guten von Gott, und in der Fortsetzung desselben, in so fern sie die Erfüllung andrer eben so wichtiger und

noch größerer Pflichten nicht aufhebt, noch hindert. Weil denn die Pflicht zu beten, weder unsre einzige, noch unsre vornehmste und wichtigste Pflicht, sondern hauptsächlich auch ein Mittel zur bessern und leichtern Erfüllung ist, mit andern Pflichten also zusammen geordnet, oder denselben subordinirt werden muß: So kann die Beständigkeit, als eine Eigenschaft des Gebets betrachtet, nicht darinnen bestehen, daß man nichts thue als beten, nicht in einer durch keine andre rechtmäßige Handlungen unterbrochene Fortdauer, sondern theils in der Unveränderlichkeit unsrer zum Gebete gehörigen deutlichen und gewissen Vorstellungen von dem wahren Guten und der darinnen gegründeten rechtmäßigen auf Gott gerichteten Begierden, in der öftern lebhaften Erneuerung derselben bey jedem Anlasse und Reize dazu, auch mitten unter unsern anderweiten guten und pflichtmäßigen Geschäften und deren treuen und eifrigen Besorgung. Kann gleich das Gebet, als eine einzelne Handlung unsers Gemüths keine unverrükte Fortdauer haben, so muß sich doch weder die Erkenntniß, welche dazu gehört, noch die Neigung und der Trieb zu ihm nicht ändern; auch wenn man sich derselben nicht immer auf gleiche Weise bewußt bleibt, oder sie durch eigentliche Gedanken und

Worte ausdrükt. Nur dann fehlt dem Gebete die Beständigkeit, wenn mit den dazu gehörigen Gedanken und Begierden andere ihnen entgegen gesezten Gedanken und Begierden abwechseln; wenn diese jene verdrängen und vertilgen; wenn man seine Vorstellungen von dem Guten, was man begehrt, und von dem Bösen, was man verabscheut, zu ändern und jenes für böse, und dieses für gut zu halten anfängt. Bleibt das Gemüth vor dieser Aenderung bewahrt, so wird man das Gebet oft und gern, auch über ein und denselben Gegenstand desselben wiederholen, und, sobald es keine Pflichten verbieten, zu demselben zurükkehren. Man wird auch durch den Aufschub der Erhörung nicht darinnen ermüdet werden, sondern selbst diesen Aufschub brauchen, dasselbe oft und mit einiger Theilnehmung daran, zu erneuern. Wir werden uns des Guten, das wir von Gott begehren, nicht immer gleich deutlich bewußt bleiben; aber es wird uns immer im Sinne liegen. Was uns aber im Sinne liegt, das verliert seine Kraft nicht, sondern die Aeußerung desselben wird nur zurükgehalten, und selbst diese Zurükhaltung giebt derselben oft mehr Stärke und Wirksamkeit, sobald die Ursachen der Zurükhaltung aufhören. So wird uns auch von der Erneurung und Wieder-

holung eben der Bitten, deren Erfüllung uns am Herzen liegt, nichts abhalten, als die Einsicht, daß andre und höhere Pflichten derselben vorgehen müssen. Wie man in der Lehre beständig bleiben kann, ohne sich beständig und ohne Aufhören mit der Vorstellung derselben und mit ihren Beweisen zu beschäftigen: So kann man auch anhaltend und beständig beten, ohne sich unverrükt damit zu beschäftigen. *) Jene Wittwe die von einem Widersacher hart bedrängt wurde, kam zu dem Richter ihrer Stadt, der sich weder vor Gott fürchtete, noch vor einem Menschen scheute, kam zu demselben und sprach: Rette mich von meinem Widersacher, und diese Bitte that sie oft, ohne sich deswegen immer vor seinem Hause oder in seinem Hause aufzuhalten, ohne ihre übrigen Geschäfte oder ihr Hauswesen zu versäumen. **Und er wollte lange nicht**, heißt es in der Lehrerzählung Jesu; zum Beweise, daß sie ihre Bitte oft erneuert habe, wodurch dieser ungerechte Richter bewogen wurde, bey sich selbst zu denken: Ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte, noch vor einem Menschen scheue: Dieweil mir aber diese Wittwe so viel Mühe macht, will ich sie retten, damit

*) Apostelgesch. 2. 42.

damit sie nicht zuletzt komme und übertäube mich. *) David versäumte über der Noth, worinnen er war, seine Geschäfte nicht, er betete nicht den ganzen Tag; aber des Morgens, sagte er, des Mittags und des Abends will ich weinen und klagen. **) Daniel wartete des Dienstes Gottes und des Dienstes seines Königes in den ihm aufgetragnen Geschäften mit unermüdeter Treue und übertraf alle Fürsten und Landvögte desselben. Er konnte also, da er in Gefahr kam, nicht immer auf seinen Knieen liegen und Gott um die Abwendung der ihm drohenden Gefahr anrufen; aber er fiel des Tags dreymal auf seine Knie und betete ***) Der Christ wird also immer Zeit zum Gebete finden, wird immer darinnen anhalten können, wenn er auch außer dem Gebete und neben demselben noch viele andre wichtige und oft noch größre Pflichten zu erfüllen hat; wofern nur seine Vorstellungen von seinen wahren Bedürfnissen, auch wenn er sich derselben nicht bewußt bleiben kann, und seine damit übereinstimmenden Begierden unverändert fortdauern. Alles also, was richtigen Vorstellungen von unsern Bedürfnissen und dem damit übereinkommenden Verlan-

 gen

*) Luc. 18, 1. u. f.
**) Ps. 55, 17. 18.
***) Daniel 6, 10.

gen Dauer und Festigkeit giebt, wozu besonders die Vorsicht gehört, alles zu vermeiden, was sie verfälschen, ihre Deutlichkeit verdunkeln, und die Gewißheit davon unterbrechen kann, das befördert auch das Anhalten des Gebetes und die Beständigkeit davon.

Bringen wir nun zu unsrem Gebete die nöthige Andacht; ist dasselbe so ernstlich und brünstig, als es die Wichtigkeit dessen erfodert, was wir von Gott begehren; erkennen wir die Nothwendigkeit, darinnen anzuhalten, und reizet uns selbst der Aufschub der Erhörung dazu: So werden wir gewiß mit Demuth und Unterwerfung beten. Freylich wird es dem Menschen schwer, dem Stolze zu entsagen, und oft nimmt er ihn selbst zum Gebete mit. Es sind nicht blos demüthige Zöllner, die in den Tempel kommen, um da zu beten; es erscheinen nicht selten auch Pharisäer, die das Herz voll eitler Zufriedenheit mit ihren eingebildeten Vorzügen und voll übermüthiger Verachtung gegen Andre haben, und dasjenige, was sie von Gott erlangen, ihm gleich trotzigen Miethlingen, die, wie sie wähnen, ihr Tagewerk vollendet haben, als einen wohlverdienten Lohn abfodern. Sie danken ihm, daß sie nicht sind wie andre Leute, Räuber, Mörder und Ungerechte, oder als jener

ner Demüthige, der seine Augen nicht gegen den Unendlichen aufzuheben wagt. Sie berufen sich auf ihre Worte, die sie ihm vorzählen, als wärens Verdienste, die er, ohne ungerecht gegen sie zu seyn, nicht unbelohnt lassen könne. Allein das sind Menschen, welche weder ihren Mangel noch ihre Noth kennen. Sie haben keine Erkenntniß weder dessen, was sie begehren sollten, noch desjenigen, vor dem sie erscheinen, um ihn mit ihrem Gebete zu verehren. Wer hingegen richtige Vorstellungen sowohl von den Gütern, die ihm gebrechen, als auch von den Uebeln hat, die ihn drükken; wer sich nicht allein seines gänzlichen Unvermögens sich jene zu verschaffen und von diesen sich zu befreyen, und aus eignen Kräften etwas dazu beyzutragen, sondern auch der Unwürdigkeit seiner selbst und des Mangels einiges Verdienstes bewußt ist, der wird sich demüthigen, wenn er betet. Je ärmer sich ein Mensch fühlt, desto weniger kann er stolz seyn. Nur derjenige, der bey sich selbst sagt: Ich bin reich; ich habe satt und darf nichts; und nicht weiß, daß er blind, jammervoll und bloß ist, wird mit einem hochmüthigen Herzen begehren, was er sich nicht selbst geben kann, und seines wahren Verhältnisses gegen Gott vergessen. Der Erleuchtete,

 der

der aus der Unterweisung der Vernunft und Offenbarung richtige Vorstellungen von seinem wahren Zustande hat, wird auch den mündlichen Unterschied seiner selbst und Gottes, deutlich erkennen. Er wird sichs nicht verbergen, daß er mit allen seinen Umständen ganz von ihm abhange; wird die Größe, Majestät und Heiligkeit Gottes zu Herzen nehmen und einen tiefen Eindruk davon empfangen und unterhalten. Er wird einsehen, daß Gott Vorzüge besitze, die nicht allein seine Unvollkommenheiten übertreffen, sondern auch seine eignen wirklichen oder eingebildeten Vollkommenheiten unendlich überwiegen. Besonders wird er sich seiner Unwürdigkeit, Wohlthaten zu fodern, und des Mangels alles Verdienstes gegen den Unendlichen bewußt seyn, und sich nicht schmeicheln, ein Recht dazu in seiner Natur oder in der Beschaffenheit seines Verhaltens zu haben. Also wird er in Rüksicht auf den unendlichen Abstand seiner selbst von ihm, und wegen des Gefühls seiner Unwürdigkeit, gleich jenem Gott gefallenden Zöllner von fern stehn, und sich nicht getrauen, seine Augen zum Himmel aufzuheben, und Gnade gegen den Sünder wird, welche Wohlthaten er auch von ihm begehrt, das Erste seyn, was er wünschet. Die Stufen dieser zum

Ge-

Gebete so nöthigen Tugend beruhen auf der Größe und Lebendigkeit der Erkenntniß des Menschen von Gottes Vollkommenheiten, von ihrer Verbindung mit einander, von ihrem weiten Umfange, von ihrer Unendlichkeit und von ihren Wirkungen hat, und auf dem Grade seines Gefühls nicht allein von den Grenzen und der Einschränkung seiner wirklichen ihm doch von Gott geschenkten Vollkommenheiten, sondern auch von dem verschuldeten Mangel mancher doch ihm möglichen Vollkommenheiten, und zugleich von seinem Unvermögen, seinem Mangel abzuhelfen, und sich dasjenige zu verschaffen, was ihn vollkommner und glükseliger machen kann. Je lebendiger und grösser die richtige Erkenntniß davon ist, desto demüthiger ist er in seinem Gebete, desto williger zugleich zur Unterwerfung gegen ihn, und unter seinen Willen. Gern wird er die Rechte, die ihm seine unendlichen Vorzüge über ihn geben, erkennen und genehm halten, sich als sein Eigenthum betrachten, mit dem der Herr thun könne, was ihm wohlgefällig ist, ohne deswegen vor ihm zu zittern, weil er zugleich weiß, daß der Unendliche unter seinen Vorzügen auch den Vorzug einer unermeßlichen Güte besitzt. Darum kann er sich auch gegen seine Verbindlichkeit, sich und seine Schik-

sale ihm völlig zu überlassen; nicht auflehnen, wird ihm weder Ort noch Zeit in Absicht auf die Erhörung seines Gebetes vorschreiben, und sich aller Ungeduld und alles Murrens gegen ihn enthalten, wenn ihn Gott nicht gleich, noch auf die Weise erhört, wie er erhört zu werden wünscht. Aus dem allen erhellet, wie viele Ursachen der Mensch habe, alle die Gründe oft zu erwägen, die ihn zur Demuth und Unterwerfung gegen den Höchsten nicht allein verbinden sondern auch ermuntern, und diese in seinem Wesen gegründete Pflicht sich werth und theuer zu machen, damit es ihm, wenn er nun beten will, desto leichter werde, sein Herz von aller unordentlichen Zufriedenheit mit sich selbst zu reinigen, oder vor allen Anwändlungen des Stolzes verwahrt zu bleiben, vor denen ein jeder besonders um so viel mehr auf seiner Hut seyn muß, je mehr er natürliche oder erworbne, besonders moralische Vorzüge vor Andern hat, oder zu besitzen vermeint. Und wie nöthig ist es nicht, sein Herz immer in der Demuth zu erhalten, da es nichts giebt, was uns den wahren Zustand unsrer selbst mehr verbirgt, und uns hindert, unsre eigentliche Bedürfnisse und Mängel, unsres gefährlichsten Elendes und unsrer nicht eingebildeten, sondern wirklichen Noth recht kundig

zu werden, als Einbildung und Stolz! Den Demüthigen giebt Gott Gnade, kann man mit Grund sagen und erwarten; denn niemand empfindet mehr, daß er Gnade bedarf; niemand weiß auch den Werth der Gnade und ihrer Wohlthaten mehr und inniger zu schätzen, als der Demüthige. Er sieht an den Demüthigen, und den, der zerbrochnes und demüthigen Geistes ist. Freylich ist diese Tugend, die uns Christo besonders ähnlich macht, eine seltne Tugend! Wie selten unter denen, denen Gott besondre Gaben und Vorzüge des Geistes und des Herzens, vornehmlich aber Ehre, Macht und Reichthum gegeben hat! Wie selten, selbst in den Schulen der Weisheit, deren ersten Frucht die Demuth seyn, die zuerst die Demuth mit Worten und mit der That lehren solten! Eine seltne Tugend, weil sie eine schöne Tugend ist! Denn unser Herz ist von Natur zum Stolze geneigt, und so gar alles, was denselben erniedrigen und überwinden sollte, kann sehr leicht eine Nahrung desselben werden. Auch die Wissenschaft nicht allein irdischer Dinge, sondern die Religion selbst kann das Herz aufblähen. Je schwerer sie indessen ist, desto eifriger soll man daran arbeiten, daß man sie lerne und ausübe, weil man daran ein sichres

Kennzeichen hat, daß man Gott gefalle: daß ihm also auch unser Gebet angenehm seyn werde. Denn es ist unmöglich, daß jemand Gott gefalle, der ihn nicht für das hält, was er ist, für den einzigen Urheber des Guten, was wir besizen, oder von ihm begehren, der uns das alles, es sey geistlich oder leiblich, aus bloßer freyen und unverdienten Güte mittheilt. Die Demuth erkennet ihn dafür; sie schreibt sich nichts zu. Sie rechnet ihm nichts als ihr Verdienst an; betrachtet alles wie der Zöllner im Evangelio, für lauter Gnade, und darum ist sie ein Beweis eines Herzens, das nur Gott gefallen will.

Je demüthiger nun ein Mensch in seinem ganzen Verhalten, und folglich auch in seinem Gebete ist, mit desto größrer Zuversicht kann er zu Gott beten. Alles Gebet ist eitel und kann Gott nicht gefallen, weil sein eigner Unterricht alle Hoffnung des Menschen auf den Glauben gegründet hat, der in einem zuversichtlichen Vertrauen zu seiner Allmacht, Weisheit, und Güte besteht, und sich besonders auf die Wahrheit seiner Verheissungen gründet. Es hat Weltweise gegeben, welche gezweifelt haben, ob die Verbindlichkeit zum Gebete auch aus Gründen der Vernunft zuverläßig genug erwiesen werden könne.

Allein

Allein was dawider auch für Zweifel möglich seyn mögen: So ist doch das keinem Zweifel unterworfen, daß wer auf eine Gott gefällige, und ihm selbst nützliche und heilsame Weise beten will, mit Vertrauen und Zuversicht zu ihm beten müsse. Zu diesem Vertrauen gehören besonders zwey Stücke. Das erste ist eine vollkommne Ueberzeugung des Verstandes, Gott könne unsre Wünsche erfüllen; er könne uns alles geben, was unsre Wohlfarth und Glükseligkeit heischt; besitze das Vermögen, alles, was ihr nachtheilig ist, von uns abzuwenden, oder uns von den Uebeln, unter deren Last wir seufzen, zu befreyen; er besitze aber nicht allein alle nöthige Macht dazu, sondern habe auch einen Willen, seine Weisheit und Macht für unsre Wünsche, und zu unserm Besten anzuwenden. Jene Ueberzeugung gründet sich auf eine richtige Erkenntniß von seiner unumschränkten Macht, bey der kein Ding unmöglich ist, und von seiner Herrschaft über die ganze Welt, der alles gehorchen muß, von seiner eben so unbegrenzten Weisheit, die nicht allein alles vollkommen erkennt, was uns heilsam und nützlich ist, sondern auch alle Mittel überschauet, wodurch dasselbe befördert, und hingegen alles abgewendet werden kann, was zu unserm Nachtheil gereicht.

reicht. Diese Ueberzeugung von seiner gnädigen Neigung, uns zu helfen, beruhet auf einer wahren und gerechten Erkenntniß seiner unveränderlichen Bereitwilligkeit, allen seinen vernünftigen Geschöpfen wohlzuthun, die nicht allein aus der ganzen Einrichtung der Welt hervorleuchtet, sondern sich auch an jedem Menschen durch so mannigfaltige und unzählbare Wohlthaten verherrlichet, daß er an der Güte Gottes in so fern er nur auf ihn sieht, gar keinen Zweifel haben kann. Das zweyte Stük, welches zu dem Vertrauen gehört, womit man zu dem Allmächtigen beten soll, ist die Theilnehmung des Herzens an dieser zwiefachen Ueberzeugung des Verstandes durch eine wahre und ungeheuchelte Freude darüber, die aus einem aufrichtigen und ernstlichen Wohlgefallen daran entspringet, durch die Bemühung, unser in seinen Wünschen oft nur allzuängstliches Herz zu beruhigen, und durch eine geduldige Erwartung sowohl der Hülfe, die wir begehren, als auch der Wohlthaten, die wir von ihm wünschen.

Dieses sind die allgemeinen Gründe, die der Mensch hat, Vertrauen zu Gott zu fassen und mit Freudigkeit zu ihm zu beten. Diese Gründe, haben auch viel Kraft und Stärke, Zuversicht zu erwecken; indeß reichen sie doch nicht an diejenigen,

gen, welche der Christ hat, in allen seinen Anliegen sich froh und zuversichtlich zu Gott zu nahen. Denn der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, wie Paulus unsern Erlöser nennt, lehret uns nicht allein alles, was uns von dem Vermögen und Willen Gottes, uns zu helfen und glükselig zu machen, versichern kann, mit einer weit größren Deutlichkeit, und mit mehr Eindruk, als die beste und scharfsinnigste Vernunft thun kann, sondern giebt uns auch in seinem Verdienste und in seiner Zusage einen Grund, worauf unser Vertrauen mit unbeweglicher Festigkeit gegründet werden kann, und zugleich das allergewisseste Recht; die Erhörung unsres Gebetes mit Freudigkeit von Gott zu erwarten. Denn er hat uns mit demselben versöhnt, und ihm angenehm gemacht, und uns in seinem Namen die theuersten Versicherungen gegeben, daß er uns um seinetwillen alles schenken, und alles thun wolle, was uns gut und selig ist, wofern wir nur seine Versöhnung und seine Verheißungen annehmen und uns darauf verlassen wollen. Darum fodert die Offenbarung auch, daß wir im Namen Christi alles Gute, dessen wir bedürftig sind, von Gott erbitten, oder dasselbe im Vertrauen auf seine Versöhnung, auf den unendlichen Werth seines Verdienstes, und auf

die unbetrügliche Gewißheit seiner Verheißungen begehren sollen. Was kann den Menschen, wenn er Hülfe bey dem Allmächtigen suchen will, anders beunruhigen, oder mit Angst und Furcht vor ihm erfüllen, als die gerechte Besorgniß, die aus seiner Unwürdigkeit entspringt? Kann gleich der Vernunft nicht alle Hofnung abgesprochen werden, daß Gott sich auch des Sünders erbarmen werde, weil die Sünde selbst das größte Elend ist, das vollkommenste und beste Wesen aber keinen Gefallen an dem Elende seiner Geschöpfe haben kann: So ist doch diese Hofnung gegen diejenige nur sehr geringe und schwach, die uns das Evangelium giebt. Denn wodurch könnte der gefallne und sündige Mensch mehr mit Zuversicht und Hofnung zu dem Unendlichen erfüllet werden, als mit der erhabnen Vorstellung des Apostels: Hat Gott seines eignen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahin gegeben: Wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Nun darf uns, falls wir nicht muthwilliger Weise in der schändlichen Sclaverey der Sünde beharren wollen, kein Gedanke an unsre Unwürdigkeit erschrecken: denn wir, die wir Christen heißen, werden bey unserm Vertrauen nicht auf unsre Würdigkeit, sondern auf die Fürsprache

Christi

Christi für uns und auf seine Verheißungen gewiesen. Erkennen und fühlen wir, daß wir die Gnade und Hülfe Gottes nicht verdienen, und trauern darüber: So muß das eben so viel zu unsrer Beruhigung beytragen, als es uns antreiben soll, die Gnade Gottes desto fester zu halten, und ihr zuversichtlich und freudig darüber zu vertrauen. Hätte Gott die Hofnung, daß er uns helfen und unser Gebet erhören werde, auf unsre Würdigkeit gegründet: Wenn würden wir denn mit Gewißheit den Anfang zu hoffen machen; wenn würden wir uns für heilig und würdig genug halten können? Luther drükt sich nach seiner Art vortreflich darüber aus: „So Gott auf diese „Weise gerecht ist, daß er recht eintheilet und „strafet, nachdem ein jeglicher verdient hat, wer „will denn vor des gerechten Gottes Angesicht „bestehen, da wir alle Sünder sind, und ihm „große, billige Ursache, uns zu strafen, geben? die ganze Natur hält das von Gott und „spricht bey ihr selbst: Ich darf meine Augen „nicht gen Himmel aufheben; denn ich erschrecke „und entsetze mich vor dem Angesichte Gottes, „ich weiß beydes, daß ich ein Sünder bin, und „Gott den Sündern feind ist: Wie soll ich denn „vor Gott beten? da erhebt sich denn ein sehr

„schwerer Kampf und Streit; denn da merkt
„der Mensch, er dürfe sobald nicht beten; er ge-
„denkt, er müsse es mit dem Gebete anstehen
„lassen, bis er irgend einmal zu beten würdig
„werden und wegen seines Verdienstes zu Gott
„kommen möge, oder er sieht sich um nach
„menschlicher Hülfe und nach erdichtetem Troste,
„daß er zuvor für die Sünde wolle genug thun,
„dieselbigen büßen, und auf die Weise, wenn
„er sich würdig gemacht, vor Gott zu treten und
„sagen könne: Gott sey mir gnädig! Dieser
„Gedanke stekt den Menschen von Natur im
„Herzen, und das ist eine überaus schädliche
„Meinung, daß er immer auf sein Verdienst
„fußen und trauen will, und meint, es könne
„Gott durch unsere Werke versöhnt werden.
„darum sollen wir diesen gotteslästerlichen Ge-
„danken ausschlagen und in diesen Sünden, ja
„in diesem breiten und tiefen Meere der vielen
„und mancherley Sünden, des Mittels brauchen,
„welches David braucht, daß wir mit den Ge-
„bete nicht verziehen. Denn warum bitten wir,
„daß uns Gott gnädig seyn wolle, so wir ehe wir
„beten, zuvor von allen Sünden rein seyn
„wollen? Wozu haben wir denn Gnade, Gü-
„te und Barmherzigkeit von Gott vonnö-
„then?

„chen? *) Deswegen ist es nüzlich zu wissen,
„daß wir im Worte und Reiche Christi sind, dar-
„an uns das nicht hindern soll, daß wir in der
„äußerlichen Haut stecken, die nach ihrem Ur-
„sprunge schmekt und den Geruch der Sünde be-
„hält, von der sie angestekt und verderbt ist.
„Unser Ruhm und Trost ist dieser, daß uns das
„Wort außerhalb dieser Haut in einen andern
„Himmel erhebt. Deswegen sollen wir nicht,
„unsrer Sünden wegen; entweder das Ver-
„trauen im Gebet wegwerfen, oder unser Gebet
„verachten, als ob es Gott unangenehm oder
„eitel wäre, sondern wir sollen vielmehr auf das
„Gegentheil dringen und sagen: Obgleich das
„Gewissen widerspricht, darum gehöre ich doch
„zum Reiche Christi und bin wahrhaftig Bein
„von den Beinen Christi. Diese stolze Einbil-
„dung, diesen Hochmuth, daß ich es also nennen
„mag, muß man im Herzen fassen; nicht als ein
„Verdienst, sondern als eine aus Gnaden ge-
„schenkte Gabe. Alsdann wird auch das Gebet
„angenehm und erhöret seyn, wenn das Herz so
„eingerichtet und durch das Vertrauen auf den
„Tod und auf das Verdienst Christi gestärket ist.
„Nun dahin müssen wir uns bemühen, daß das

*) Luthers Werke. IV. Th. W. A. S. 1587. u. f.

„Herz gewiß sey, unser Gebet werde nicht
„vergeblich seyn, und das um Christi willen.
„Denn wenn Christus die Art und Weise vor-
„geschrieben hat, wie wir beten sollen: So fol-
„get, daß es ihm gefalle. Wenn er es befohlen
„hat, so folget, daß er seine Lust an diesem
„Dienste hat, womit wir ihn verehren. Wenn
„er verheissen hat, er wolle erhören: So folget,
„daß er hören wird. Zuweilen versuchet aber
„Gott unsern Glauben, wenn er dasjenige nicht
„so gleich giebt, was wir bitten. Derowegen
„muß man lernen, daß wir im Glauben darauf
„harren, und uns durch den Verzug nicht ab-
„schrecken lassen und an unser Gebet das Wörtlein
„Amen hängen, als die wir gewiß seyn, es werde
„mit der Zeit geschehen, was wir bitten, und es wer-
„de in einem weit reicherern Maaße und auf eine
„ganz andere Weise geschehen, als wir geden-
„ken können."

Mit diesen vortreflichen Eigenschaften eines gottgefälligen Gebetes muß sich noch ein liebreiches Herz gegen unsre Nebenmenschen vereinigen; denn wir sollen nicht allein für uns, sondern auch für andre beten; weil sie eben die Bedürfnisse haben die uns zum Gebete treiben, weil auch unsre eigne Vollkommenheit und Glükseligkeit

keit mit der ihrigen in einer so genauen und innigen Verbindung stehet, daß wir fast nur in dem Grade weiser, besser, und seliger werden können, in welchem es andre sind oder werden. Wir sind Eine Familie Gottes; alle Kinder Eines allmächtigen und gütigen Vaters, die ohne Ausnahme an seinen Gütern und Wohlthaten Theil haben sollen. Wie mannigfaltig sind nicht die Bande, welche die verschiednen Glieder dieser Familie mit einander verbinden! Haben wir nicht alle Einen Ursprung und Eine Bestimmung? Wir haben zwar mancherley Gaben des Geistes und des Leibes; einer besitzt diese; ein andrer jene Vorzüge; durch alle aber soll der gemeine Nutzen befördert werden; er sey geistlich oder leiblich. Keiner kann des andern entbehren. „So der Fuß „spräche: Ich bin keine Hand; darum bin ich „des Leibes Glied nicht: Sollte er um deswillen „nicht des Leibes Glied seyn? Und so das Ohr „spräche: Ich bin kein Auge; darum bin ich nicht „des Leibes Glied: Sollte es um deswillen nicht „des Leibes Glied seyn? Wäre der ganze „Leib Auge: wo bliebe das Gehör; So er ganz „Gehör wäre: wo bliebe der Geruch? Der Glie„der sind viele; aber der Leib ist Einer. Es darf „das Auge nicht sagen zu der Hand: Ich darf

„deiner nicht, und wiederum das Haupt nicht „zu den Füßen: Ich darf euer nicht, auf daß „nicht eine Spaltung im Leibe sey, sondern die „für einander gleich sorgen. So ein Glied leidet, „so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird „herrlich gehalten: So freuen sich alle Glieder mit.“ Was folget aus dieser so schönen und rührenden Vorstellung eines Paulus? Sollen die Glieder für einander gleich sorgen: So sollen sie auch gleich für einander beten. Unsere eignen Bedürfnisse, Leiden und Gefahren müssen uns nicht so sehr am Herzen liegen, daß wir darüber die Bedürfnisse, Leiden und Gefahren unsrer Nebenmenschen vergessen sollten. Es ist ja allzumal Ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen. Jeder gehe nur auf die Ursache seiner Leiden zurück. Woher kommen sie oft, als aus der Noth worinnen andre sind; sie sey geistlich oder leiblich? Wie oft kann unsern eignen Leiden nicht abgeholfen werden, ohne daß andre von den ihrigen befreyet werden? Wie oft entbehren wir des Segens, den wir wünschen, weil er unsern Brüdern über uns, neben uns, oder unter uns fehlt? Unsere Hülfe kommt vom Herrn, aber in dem ordentlichen Gange seiner Regierung nie unmittelbarer, sondern mittelbarer Weise.

Wir

Wir bedürfen Rath; aber wer soll uns rathen, wenn der Weisen im Lande wenig sind. Wir brauchen Unterricht; aber wenn niemand da ist, der lehren kann, wer soll uns weisen, was gut ist? „So ein Bruder oder Schwester bloß wäre und „Mangel hätte der täglichen Nahrung, und je„mand spräche zu ihm: Gott berathe euch; wär„met euch; sättiget euch, gäbe ihnen aber nicht, „was des Leibes Nothdurft ist: was hülfe sie das?" Unser Gebet kann also nicht uns allein zum Gegenstande haben. Die Anliegen und Bedürfnisse unsrer Nebenmenschen müssen uns so wichtig seyn, als unsre eigne. Wir müssen dem Allmächtigen nicht bloß unsere Wohlfarth sondern auch ihre Glükseligkeit befehlen, und ist dieß möglich, ohne ein liebreiches Herz gegen sie zu haben? Können, werden wir mit Ernst und Eifer für sie beten, wenn wir gegen ihre Noth gleichgültig sind, oder, weil sie diese oder jene Gaben vor uns voraus empfangen haben, sie deswegen beneiden, und ihnen ihre Vorzüge vor uns misgönnen? Beten wir zu Gott: Begehren wir dann nicht Beweise und Wohlthaten seiner Liebe, gegen uns, und seine Bereitwilligkeit uns zu helfen? Und diese könnten wir von dem, der die Liebe ist, begehren, selbst aber ein hartes gefühlloses Herz gegen an-

dere haben? Könnten um Verzeihung unserer Schwachheiten und Fehler flehen, und unversöhnlich gegen die seyn, die uns beleidigt haben, und die Beleidigungen, womit wir etwa von ihnen gekränkt worden sind, mit ihrem Verderben und Untergange rächen wollen? Kann man mit einem solchen Herzen zu Gott beten, und auf eine gottgefällige Weise beten? Nein, ein Herz, das Gnade von Gott begehrt, muß gütig gegen andre; muß sich auch in seinem Gebete solcher Gesinnungen bewußt seyn. Wer seine Schulden erlassen haben will, muß bereit seyn, andern die ihrigen zu erlassen. Wer Hülfe von Gott begehrt, muß die Seinige nicht andern verweigern, wenn er helfen kann. Wie unwürdig wären wir, Kinder unsers Vaters im Himmel zu seyn, wenn uns nichts betrüben, nichts schmerzen, noch in Traurigkeit setzen könnte, als unser eigner Mangel, oder Verlust; nichts erfreuen, als bloß das Gute, das uns widerfährt! Wer darf hoffen Gott mehr zu gefallen, derjenige, der bey dem Anblicke oder der Erinnerung der Gefahr und Noth seiner Brüder, seiner eignen vergißt, oder sie doch weniger fühlt, und, wofern er sie nicht lindern kann, eben so eifrig für sie, als für die Seinige betet und schon in ihrer Befreyung eine Erleichterung

der Seinigen findet; oder derjenige, der sich allein für unglüklich hält; dem es gleichgültig ist, ob andre errettet oder gesegnet werden, oder nicht, woferne nur seine Wünsche befriedigt werden? Wer von beyden ist Christo ähnlicher, der, wie er den Weibern aus Jerusalem sagte: Weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder, unter den größten Beleidigungen seiner Mörder seinen eignen Schmerzen nicht achtete; der da auch beten konnte: **Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun?** Beweises genug, daß wenn wir auf eine gottgefällige Weise beten wollen, wir mit einem liebevollen Herzen gegen andre, beten müssen.

Zehnter Abschnitt.

Von der Nützlichkeit des rechten Gebrauchs fremder Gebete.

Es ist bekannt, wie oft und heftig in allen Kirchen über die Frage gestritten worden ist, ob es nicht allein erlaubt, sondern auch nützlich und unter gewissen Umständen sogar nöthig sey, sich fremde Gebete zu eigen zu machen, und zur Erklärung seiner Wünsche nach den uns nöthigen und unentbehrlichen Wohlthaten Gottes die Vorschriften und Muster die uns von andern gegeben wor-

worden sind, zu gebrauchen. Diejenigen, die den Gebrauch fremder Gebete verwerfen, und behaupten, daß man stets mit seinen eignen Worten beten müsse, sind der Meinung, ein solcher Gebrauch könne mit der Natur des Gebetes nicht bestehen, weil jedes wahre Verlangen des Guten von Gott aus seinen eignen Vorstellungen so wohl von den Wohlthaten, deren er bedarf, als von den Gefahren oder Uebeln, von denen er durch Gott befreyt zu werden wünschen muß, entspringen müsse. Sie berufen sich auf den Misbrauch der Gebetsformeln, der unstreitig groß ist. Denn wie viele glauben nicht, ihrer Verbindlichkeit zum Gebete genug zu thun, wenn sie zu gewissen Zeiten fremde Gebete, die sie auswendig gelernt haben, laut oder in der Stille aus ihrem Gedächtnisse wiederholen, oder aus einem Gebetbuche, woran sie sich gewöhnt, lesen! Die Feinde dieses Mißbrauches läugnen überdieß die Möglichkeit solcher Formeln zum Gebete, die sich auf die eignen und besondern geistlichen und leiblichen Umstände aller derer, welche beten sollen, schicken. Sie halten dieselben zur Erfüllung ihrer eignen Verbindlichkeit für unbrauchbar, und behaupten, daß sie die wahre Andacht des Gebets mehr hindern und zerstreuen, als unterhalten und befördern. Sie bemerken, daß, wer

nicht

nicht mit eignen Worten betet, und sich an gewisse Formeln fremder Gebete gewöhnt hat, nur allzuleicht verleitet werde, ohne Vorbereitung, ohne Andacht und ohne die dazu gehörigen Gesinnungen der Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens, ohne wahren Ernst und Eifer zu beten, und also richtig zu reden, gar nicht zu beten, sondern sich mit der leeren Einbildung, gebetet zu haben, zu ihrem größten Nachtheile zu täuschen. Diejenigen, welche den Gebrauch solcher Gebete vertheidigen, und von andern ausgearbeiteten Formeln zu mancherley Arten von Bitten empfehlen, berufen sich zum Beweise der Rechtmäßigkeit ihres Gebrauchs auf das Beyspiel Christi, der seinen Bekennern ein Muster eines gottgefälligen Gebetes hinterlassen hat; der vortreflichen Gebete nicht zu gedenken, die in den Psalmen allen Verehrern Gottes zum Gebrauche aufbewahrt seyn sollen. Ohne einen allgemeinen Nutzen oder eine durchgängige Nothwendigkeit von Gebetsformeln zu behaupten, gründen sie die Nützlichkeit auf die Unwissenheit und Schwachheit der unfähigen Christen, die, weil es ihnen an eigner Geschiklichkeit und Uebung fehlte, über sich selbst und ihren eignen Zustand nachzudenken, wahre und richtige Vorstellungen davon zu erlangen, und dadurch heilige und gottgefällige

Begier-

Begierden in sich zu erwecken, einer solchen Hülfe bedürfen, ohne zugleich zu behaupten, daß sie mit fremden Worten wahrhaftig beten können, ohne dieselben zu verstehen, oder nachzudenken, ob sie ihrem eignen Zustande angemessen sind oder nicht. Unstreitig ist, wie Mosheim nach seiner Art, mit vieler Beredsamkeit bewiesen hat, in dem, was sowohl wider den Gebrauch der Gebetsformeln, als für denselben angeführt worden ist, viel Wahres. Allein es ist auch unstreitig, daß auf beyden Seiten theils zu viel, theils zu wenig bewiesen wird. Diejenigen, die den Gebrauch fremder Gebete für unnöthig, unnütz, und schädlich erklären, beweisen wohl, daß ein jeder Christ ohne Vorschrift beten müsse, und auch ohne fremde Formeln müsse beten können; aber sie beweisen nicht, daß man nach denselben nicht beten dürfe. Sie beweisen, daß man sich auf dieselben nicht einschränken; aber sie beweisen nicht, daß man sich derselben gar nicht bedienen müsse, weil man sich Andrer Vorstellungen und Wünsche nicht zu eigen machen könne. Auf der entgegensetzten Seite beweiset man wohl, daß Formeln zu Gebeten gewissen Personen und in gewissen Fällen nützlich und nöthig seyn können; aber man erweiset weder eine allgemeine Nothwendigkeit, noch einen

nen allgemeinen Nutzen derselben. Da diejenigen, welche den Gebrauch fremder Gebete zu eignen Gebeten frey gelassen haben wollen, und sowohl als die, welche diesen Gebrauch verwerfen, darauf dringen, daß jedermann mit seinen eignen Worten beten lernen müsse, und alle eignen Gebete, wofern sie die gehörigen Eigenschaften haben, fremden Gebeten, wie vortreflich sie auch seyn mögen, vorziehen: So beruhet die Entscheidung des ganzen Streites bloß auf der richtigen Schätzung des Nutzens, den der Gebrauch fremder Gebete für den Christen haben kann.

Die Nothwendigkeit des Gebetes gründet sich auf die von unsrer wesentlichen Einschränkung unzertrennlichen so mannigfaltigen geistlichen, und leiblichen Bedürfnisse. Aus einer richtigen Erkenntniß derselben entspringt, wenn sie gewiß und lebhaft ist, alles wahre und eigentliche Verlangen des Guten von Gott, wofern wir zugleich uns mit Ueberzeugung bewußt sind, daß wir dasselbe nicht durch unsre eignen Kräfte, oder doch nicht allein durch ihren rechtmäßigen Gebrauch, sondern entweder bloß von Gott, oder doch vermittelst seines Beystandes erlangen können. Die Bedürfnisse des Menschen sind entweder solche, die er mit allen andern Menschen gemein hat; es mögen nun geist-

liche

liche oder leibliche Wohlthaten Gottes seyn, deren Genuß, Erhaltung und Sicherheit zu seiner Vollkommenheit und Glükseligkeit nothwendig und unentbehrlich sind; die folglich alle Menschen von Gott verlangen müssen. Oder es sind besondre Bedürfnisse; die jedem in seinen besondern Umständen, in den ihm eignen Verbindungen und Verhältnissen gegen Andre, und zu diesen oder jenen Zeiten wichtig sind, Begierden nach deren Befriedigung von Gott, erregen können, und erwecken sollen. Auch diese lassen sich wieder unter gewisse allgemeine Klassen bringen. Lehrer, Regenten, Väter, Mütter und Kinder haben Bedürfnisse, welche diejenigen nicht haben, die nicht zur Unterweisung, nicht zur Regierung andrer Menschen berufen, die nicht Väter sind und alle, die sich in ihrem äußern Stande, und durch diese und jene Lebensart von andern unterscheiden. Diese besondern Bedürfnisse sind einer allgemeinen Kenntniß fähig. Der Mensch, der sich nicht in dergleichen Umständen befindet, kann sie oft eben so richtig erkennen, als sie der erkennt, und erkennen soll, der sich darinnen befindet. Was er nicht erkennen kann, ist gemeiniglich bloß der bestimmte Grad derselben bey jedem einzelnen Subjecte. Kann dieß, als unstreitig, voraus gesezt werden:

So

So ist offenbar, daß allgemeine Formeln des Gebetes um die Befriedigung sowohl allgemeiner, als besondrer Bedürfnisse, was die Arten derselben betrift, möglich sind; daß aber in diesen Formeln nicht der eigentliche Grad derselben für jeden einzelnen Menschen ausgedrükt werden könne. Was ich von allgemeinen oder besondern Wohlthaten in meinen besondern Umständen, Verbindungen und Verhältnissen nach Zeit und Ort; was ich in allgemeinen und besondern Gefahren, Nöthen und Leiden, in so fern sie sichtbar sind, oder sichtbar werden können, bedarf, um vollkommner und glükseliger zu werden, das kann ein Andrer wissen. Er kann sich in Gedanken gleichsam an meine Stelle sezen und bestimmen, theils was ich bitten; theils, wie ich bitten müsse. Allein wie groß meine theils innern, theils äußern Bedürfnisse sind, das kann niemand mit der Zuverläßigkeit und Sicherheit wissen, womit ich es wissen kann, und in Rüksicht auf diesen bestimmten Grad können Andre sich nicht in meinen Zustand versezen; mir folglich auch keine denselben ganz angemessene Vorschrift des Gebetes ertheilen.

Hieraus erhellet denn, daß fremde Gebete, wofern sie sonst alle Eigenschaften ächter und gottgefälligen Gebete haben, nicht allein zur Belehrung

von

von einer heilsamen und nützlichen Einrichtung des Gebets um allgemeine, und auch in besondern Umständen nöthige Gaben und Wohlthaten Gottes, und zugleich zur Erweckung und Unterhaltung der Andacht sehr bequem seyn, sondern auch, als eigne Gebete, gebraucht werden können. Ich muß, wenn ich beten will, diese Bedürfnisse kennen und mir derselben bewußt seyn; ich muß alsdann wahre deutliche und lebhafte Vorstellungen in meiner Seele gegenwärtig haben, damit ich das Gute, dessen ich bedarf, oder die Erhaltung desselben, und die Abwendung aller Gefahr und Noth von mir, oder die Bewahrung dafür von Gott mit Ernst und Eifer, mit Demuth und mit Zuversicht von Gott begehren könne. Kann ich diese nicht aus gleichen Bedürfnissen andrer Menschen und aus ihrer Erkenntniß und Empfindung davon erkennen? Können ihre richtigen und lebhaften Vorstellungen davon durch ihre Anwendung auf mich und durch die Vergleichung ihres Zustandes mit dem meinigen nicht zu Vorstellungen meines eignen Zustandes werden? Geschieht das nicht täglich? Erregen fremde Begierden, wenn sie mit ihren Gegenständen wahrgenommen werden, nicht täglich ähnliche Begierden in uns? Was sollte uns denn hindern, fremde Gebete uns zu eigen zu

machen? Es giebt allgemeine Pflichten und Tugenden, die allen Menschen obliegen. Wir werden zur Nachahmung derjenigen aufgefodert, die wir unsern Nebenmenschen ausüben sehen, und die Nachahmung derselben macht sie zu unsren eignen Tugenden. Der Geist und Trieb der Nachahmung ist so natürlich und hat so große Wirkungen; er macht Lust, und erleichtert die Geschäfte der Gottseligkeit. Wir lernen fast alles Gute zuerst durch die Nachahmung; wir lernen dadurch besonders die Art, wie wir dasjenige thun müssen, worinnen wir Andern gleichen wollen und wir sollten nicht auch nach fremden Mustern des Gebetes beten lernen, und uns dadurch in diesem wichtigen Geschäfte der Religion üben, und geschwinder und leichter, als ohne allen Gebrauch derselben zur Fertigkeit darinnen kommen können?

So gewiß dieses ist, so wenig kann auch gezweifelt werden, daß wir durch den Gebrauch fremder Gebete oft zu viel richtigern, vollständigern und gewissern Vorstellungen von unsern Bedürfnissen, und durch diese zu lebhaftern und stärkern Begierden nach der Erfüllung derselben gelangen können, als durch unsre eignen Bestrebungen. Viele Menschen kennen ja sehr oft ihre eignen Bedürfnisse nicht, oder sie haben nur eine schwache,

unvollständige, oft mangelhafte und irrige oder doch keine lebhafte Vorstellung davon. Andre kennen unsre Gefahr und Noth oft viel besser, als wir selbst, welches mancherley Ursachen haben kann. Oft wünschen wir nicht einmal, sie kennen zu lernen. Wir lieben den Schlummer, worinnen wir träumen. Durch einen weisen Gebrauch fremder Gebete erwachen wir vielleicht aus diesem schädlichen Schlummer. Wir können durch sie oft reinere, hellere, und gewissere und lebhaftere Vorstellungen von unsern wahren Bedürfnissen, und von der Noth oder Gefahr erlangen, als durch eigne Bemühungen möglich sind, weil die Erkenntniß anderer Menschen davon, die sie durch ihre Gebete erklären und Andern mittheilen, größer und vollkommner ist; weil sie vielleicht auch größere theils natürliche, theils geistliche Kräfte dazu haben, als wir. Warum sollten wir nicht eine solche Hülfe zu unserm Vortheile annehmen? Es gehört Vorbereitung; es gehört Andacht und Nachdenken zum rechten Gebrauche dieser Hülfe; das ist unläugbar. Aber Vorbereitung und Andacht gehört auch zum eignen Gebete, ohne die Erleichterung und Aufmunterung, die uns jene gewähren können. Fremde Gebete, die von uns mit Nutzen gebraucht werden sollen, müssen freylich so beschaffen

sen seyn, daß wir ihres Endzweckes nicht verfehlen. Fremde Gebete, die in der Absicht verfaßt sind, Andern zu Muster zu dienen, haben oft viele Mängel und große Unvollkommenheiten; das lehret die Erfahrung. Denn wie viele werfen sich nicht zu Lehrern auf, die selbst nur sehr dürftige Vorstellungen von den allgemeinen und besondern geistlichen und leiblichen Bedürfnissen besitzen, und deswegen selbst erst lernen müssen, ehe sie Andre lehren können; von denen nichts zu sagen, die mehr Versuche einer falschen Beredsamkeit, als Beweise der Gottseligkeit sind. Diese lieben eine dunkle mystische Sprache, womit sich keine deutlichen Begriffe verbinden lassen; ihre Formeln sind voll tropischer und morgenländischer Redensarten, deren Verstand oft den geübtesten Auslegern der Schrift Mühe machte. Jenen sieht man gleich den Mangel der Erkenntniß beym ersten Anblicke an. Sie haben keinen Begrif von der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des menschlichen innerlichen und äußerlichen Zustandes, woraus eine so unglaubliche Verschiedenheit der natürlichen und geistlichen Nothdurft entsteht, daher kömmt es, daß nur allzuviele Gebetsformeln so mangelhafte und unvollkommene Anweisungen zum Gebete sind, daß jedermann, wer vernünftig

beten will, sie erst dergestalt verändern und einrichten muß, daß sie mit seinen eignen Umständen überein kommen; daß manche, für die sie bestimmt sind, genauere und vollkommnere Einsichten von ihren allgemeinen und besondern Bedürfnissen haben, als ihre Verfasser. Allein dieß beweiset wider den Nutzen derselben nichts, und zeiget bloß die Nothwendigkeit der Auswahl unter denselben; es sey nun, daß man zu dieser Wahl selbst geschikt sey, oder daß man das Urtheil weiserer und erleuchteterer Christen in dieser Wahl zu Rathe ziehen müsse.

Zu diesen Bemerkungen über den Nutzen, den fremde Gebete für uns haben können, setze ich noch diese hinzu. Wenn Christen auch erleuchtet und fähig genug sind, mit eignen Worten zu beten, so ist diese Fähigkeit doch mannigfaltigen Abwechslungen unterworfen, und kann sich nicht immer mit gleicher Stärke und Lebhaftigkeit äußern. Man will beten, und der Geist ist von vorhergehenden Arbeiten ermüdet. Es erfodert oft Zeit und Mühe, die Lebhaftigkeit andrer Gedanken zu schwächen; körperliche Ursachen verursachen, daß wir unsre Vorstellungen nicht schnell genug sammeln, nicht so leicht dasjenige in unser Gedächtniß zurükrufen können, dessen Erinnerung doch

zum Gebete nöthig und unentbehrlich ist. Wer kann mit immer gleicher Stärke und Leichtigkeit über das, was besonders zu unsrer wahren geistlichen und ewigen Vollkommenheit und Glükseligkeit gehört, nachdenken? Sollen wir alsdann das Gebet immer aufschieben, bis der Geist leichter und freyer wird; bis er heller, und geschwinder; bis er lebhafter und doch richtig denken kann? Es fällt mir schwer zu gehen; ein liebreicher Freund bietet mir seine Hand an; soll ich aber warten, bis ich ohne seine Unterstüzung meinen Lauf fortsetzen kann? Ich kann mich ohne große Mühe und Anstrengung nicht auf das besinnen, was ich mir gerne gegenwärtig machen möchte. Wohl mir, wenn ein Andrer meinem Gedächtnisse, das mich verlassen will, zu Hülfe kommen kann! Warum sollte ich eine solche Hülfe verschmähen? Ein rechtschaffener frommer Lehrer betet mit einem Kranken; nicht gerade nach den Vorstellungen, die der Kranke in dem Augenblicke von seinem Zustande hat, sondern nach denen, die er haben kann, oder haben soll. Sein Gebet ist seinen gegenwärtigen Bedürfnissen angemessen, ob der Lehrer gleich nicht alle einzelnen Bestimmungen kennt, durch welche sie individuelle Bedürfnisse sind, seine Sprache ist leicht und verständlich. Er betet

tet selbst auch mit einem gerührten Herzen und spricht die eindringende Sprache desselben. Der Kranke wird aufmerksam; er versteht was er hört; Vorstellungen, die er selbst zwar ohne dieß Gebet haben konnte, die er aber doch nicht hatte, werden erregt; in seiner Seele ist nichts, was sie zweifelhaft machte, er betet ein fremdes Gebet; aber es wird durch die Zueignung das Seinige. Mit welchem Grunde könnte wohl dieß in Zweifel gezogen werden? Was hindert uns zu glauben, daß der aufmerksame, nachdenkende, gerührte Kranke eben das von Gott begehre, was der Lehrer mit den Worten seines Gebetes von Gott in seinem Namen verlangt? Niemand behaupte eine allgemeine Unentbehrlichkeit der Gebetsformeln; aber niemand läugne auch geradezu alle Nützlichkeit derselben! Jeder strebe nach der Fertigkeit, mit eignen Worten zu beten; aber niemand verachte auch die Erleichterung und Hülfe, die ihm oft gute Gebetsformeln in Umständen verschaffen können, worinnen es ihm schwer wird, seine Gedanken zu sammeln, in Ordnung zu bringen, zusammen zu halten und sein Herz mit seinen Wünschen zu Gott zu erheben!

Damit wir indeß diese Hülfe zu allen Zeiten recht gebrauchen mögen, so lasset uns die Regeln,

in deren Beobachtung der rechte Gebrauch derselben besteht, stets vor Augen haben. Wir müssen zuvörderst über den Inhalt des Gebetes, welches wir zu unserm eignen machen wollen, nachdenken; wir müssen erwägen, welche Begriffe wir mit den Worten desselben verknüpfen sollen. Daß wir dasselbe bloß lesen, oder uns dessen bloß erinnern, ohne das dabey zu denken, was dabey gedacht werden soll, das kann freylich kein Beten genannt werden. Woran unser Verstand nicht Theil nimmt; daran kann auch das Herz nicht Theil nehmen. Verstehen wir hingegen den Inhalt, so müssen wir denselben auf uns und unsern eignen Zustand anwenden, und untersuchen, ob es sich auf unsern eignen Zustand schicke oder nicht. Ein Gebet um göttliche Wohlthaten, die jemand noch nicht hat, ist demjenigen nicht angemessen, der diese schon besitzet und genießt. Jener muß um die Mittheilung dessen bitten, was ihm fehlt; dieser muß von Gott die Erhaltung derer begehren, die ihm bereits geschenkt sind. Findet denn jemand in fremden Gebeten etwas, das sich nicht für seinen Zustand schikt: So muß er dasselbe ändern und dasjenige begehren, was ihm nach seinen Umständen nöthig ist. Auch hier heißt es: **Prüfet alles und das Beste behaltet!**

Eilfter Abschnitt.

Von dem Nutzen des Gebetes.

Alle Handlungen, welche Gott gebietet, haben, wie der Mensch auch darüber denken mag, der sehr oft verkehrt urtheilt, weil er ohne Ueberlegung und ohne genugsame Prüfung urtheilet, ihren gewissen und unausbleiblichen Nutzen; er bestehe nun in unmittelbaren Wirkungen derselben auf die Erhaltung oder die Erweiterung unsrer Vollkommenheit und Glükseligkeit, oder in den herrlichen Folgen, die er zur Belohnung unsers Gehorsams durch seine Regierung aller Dinge zu unserm Besten damit zu verknüpfen beschlossen hat. Wer gehörige Vorstellungen von dem weisesten und gütigsten Wesen hat, wird an dieser Wahrheit nicht zweifeln. Der Höchste kann uns nichts befehlen, was weiter keine andre Absicht hat, oder haben kann, als bloß die Uebung unsers Gehorsams, so schätzbar auch der Nutzen der größern Fertigkeit, Gott zu gehorchen ist, der durch diese erhalten werden könnte. Er, der die Liebe und die Wohlthätigkeit selbst ist, wird aus der unendlichen Reihe freyer Handlungen, die er befehlen kann, nur diejenigen ausheben, welche die nützlichsten und dauerhaftesten Folgen für unsre

Wohlfahrt haben, weil er nach seiner wesentlichen Freyheit und Güte allezeit das Beste wählt. Eine solche Pflicht ist die Schuldigkeit zum Gebete. Gott hat es befohlen, wie wir in der Folge sehen werden; aber er hat es wegen des großen und mannigfaltigen Nutzens befohlen, den es giebt, und der es auch belohnt. Es ist dieser aber ein zwiefacher Nutzen; ein natürlicher und ein göttlicher. Unter dem natürlichen Nutzen verstehe ich alle wohlthätigen Wirkungen, die jedes Gebet kraft seiner wesentlichen Beschaffenheit auf unsre Seele haben muß, wenn es rechter Art ist. Wir haben daran eins der zuverläßigsten und wirksamsten Mittel zur Erhaltung und Beförderung unsrer innern moralischen Güte und Vollkommenheit in allen unsern Beziehungen auf Gott und in allen Verhältnissen unsrer Handlungen gegen uns selbst und gegen unsre Nebenmenschen. Unter dem göttlichen Nutzen des Gebetes verstehe ich alle herrlichen Folgen, welche Gott selbst mit unserm Gebete verbindet; was er um unsers Gebetes willen an uns thut; sein größres Wohlgefallen an uns, und die Erhörung unsres Gebetes.

Frömmigkeit und Tugend sind zu unsrer wahren Glükseligkeit unentbehrlich, die ohne einen beständigen Wachsthum darinnen weder fortdauern

noch größer werden kann. Gleichwohl ist unläugbar, daß wir zum Widerstande gegen die natürliche Trägheit, die uns die Erfüllung unsrer Pflichten so sehr erschwert, eines sehr kräftigen Mittels bedürfen, um es darinnen zu einer immer größern Leichtigkeit und Geschwindigkeit zu bringen. Dieß kräftige Mittel haben wir in einer fleißigen Uebung des Gebetes um alle Arten der uns nöthigen Wohlthaten Gottes. Das Gebet erhält uns im Abscheu an aller sündlichen Unordnung, und vermehret seine Stärke. Es befördert alle Gesinnungen, die zur wahren Gottseligkeit gehören; denn es erhält uns im Andenken an Gott, in der Ehrerbietung, in der Liebe gegen ihn, im Vertrauen zu ihm, und in der Ergebung unsers Willens in den Seinigen. Es beruhigt unser Herz, mäßiget unsre Begierden nach dem Irdischen und vermehrt das Verlangen nach dem Unsichtbaren und Ewigen. Es erhält, stärkt uns in allen liebreichen Gesinnungen gegen unsern Nebenmenschen und in den Tugenden, welche sie hervorbringen oder in Thätigkeit setzen sollen.

Richtige Gesinnungen gegen Gott setzen einen wahren, ernstlichen, ununterbrochen anhaltenden und überwiegenden Abscheu an aller sittlichen Unordnung sowohl in uns als außer uns voraus.

Mit diesem Abscheue muß unsre moralische Genesung und Besserung anfangen. Denn aus diesem Abscheue entspringt der Vorsatz, uns keiner wissentlichen und freventlichen Beleidigungen des Gesetzes Gottes schuldig zu machen, und werden wir gleich durch diesen Vorsatz zur Frömmigkeit und Tugend nicht tüchtig noch geschickt: So werden wir doch dadurch zu einem fruchtbaren Acker alles moralischen Guten zubereitet. Entspringt er aus einer richtigen Einsicht in die Menge, Mannichfaltigkeit, und Schädlichkeit unsrer Sünden; wird er um so viel lebhafter, je überzeugter wir von der Gerechtigkeit, Größe und Unausbleiblichkeit ihrer Bestrafung sind, und je mehr wir erfahren, wie groß unser Unvermögen ist, ihre Bestrafung von uns abzuwenden, und uns selbst zu bessern; wird er so rein, daß wir uns auch nicht einmal mehr in den Gedanken an unsern Sünden vergnügen; daß uns ein Schauer ankommt, wenn einige Lust zu denselben erwacht; daß wir stets mit einem lebhaften Unwillen wider uns daran denken, welch einer Undankarkeit wir uns gegen unsern höchsten Wohlthäter schuldig gemacht haben: Dann schlagen alle zur Gottseligkeit gehörigen Gesinnungen leichter und tiefer Wurzel; Solche Empfindungen durchdringen und beleben alle erneuten

Kräf-

Kräfte der Seele desto stärker, je anhaltender und lebhafter dieser Abscheu ist, und bringen auch desto reichere und vollkommnere Früchte. Wie wirksam aber ist nicht eine ernstliche und anhaltende Uebung des Gebetes zur Erhaltung und Vermehrung dieses Abscheues, wofern es ein eifriges Verlangen nach einer immer völligern Befreyung von der Herrschaft und Macht der Verderbtheit unsrer Natur ist! Die Heiligkeit derer, die uns in der Schrift, als Muster einer wahren und vorzüglichen Gottseligkeit zur Nachahmung vorgestellt und empfohlen werden, war immer um so viel größer, je lebhafter ihr Abscheu an aller sittlichen Unordnung war. Bey aller Aufrichtigkeit und bey allem Ernste richtiger Gesinnungen gegen Gott, fehlen wir doch immer noch; oft aus Schwachheit, oft aus Uebereilung; oft aus Unwissenheit; oft aus Verführung. Wir bedürfen daher einer beständigen Erneurung unsrer geistlichen Sinne. Stets müssen wir der Sünde mehr absterben, und das geschieht durch eine immer zunehmende Vermehrung unsers Abscheues daran. Wenn lernen wir nun wohl deutlicher und lebhafter erkennen, welch ein schrekliches Uebel die moralische Unordnung in unserm Herzen ist, als wenn wir beten; wenn wir zu Gott flehen, daß er nicht

mit

mit uns ins Gericht gehen; daß er, wie oft wir auch straucheln, uns doch wieder aufhelfen und uns immer mehr Kraft geben wolle, nicht wieder zu fallen, wofern unser Verlangen darnach ein wahres und ernstliches Verlangen ist? Beten wir, so können wir es uns ja nicht verbergen, daß wir dadurch in eine unmittelbare Unterhandlung mit Gott treten; wir müssen ja daran lebhaft gedenken, daß wir Gott nicht betrügen dürfen, und auch nicht betrügen können; wir müssen uns ja erinnern, daß er nicht auf unsre Worte, sondern auf unser Herz sehe; daß in diesem Herzen alles bloß und entdeckt vor seinen Augen liege. Dadurch erneuern sich alle Vorstellungen in uns, die den Abscheu an der Sünde zuerst bewirkten. Bald sehen wir die Größe ihrer Strafbarkeit, und die Häßlichkeit, wodurch sie unsre Seele verunstaltet haben, wir erblicken sie wieder in ihrer ganzen Greuelhaftigkeit; wir übersehen ihre schädliche Folgen mehr in ihrem Umfange, oder von Seiten, von denen wir sie noch nicht erblickt hatten. Die Undankbarkeit, der wir uns dadurch gegen Gott schuldig gemacht hatten, leuchtet uns mehr in die Augen. Wird nun dadurch unser Abscheu an der Sünde vermehrt; erhält er durch diese Uebung desselben mehr Stärke, so

muß

muß auch in gleichem Grade der Entschluß, immer mehr vor allen Versündigungen auf unsrer Hut zu seyn; zeitig zu fliehen, wo wir in der Ferne gefährliche Versuchungen dazu entdecken, und diese werden wir leichter entdecken, oder uns zu einem desto lebhaftern Widerstande gegen sie zu rüsten, lebendiger, fester und dauerhafter werden. Wie gesegnet ist denn nicht die Uebung des Gebetes durch seine eigne natürliche Beschaffenheit! Welch ein großer und unbeschreiblich wichtiger Gewinn ist bloß die Vermehrung des Abscheues an der Sünde, und die Befestigung aller guten Vorsätze, als eine natürliche Frucht desselben! Eben der ernstliche und eifrige Beter, der von Gott verlangt, daß er ihm sein Gesez gönnen soll, weil er den Weg der Wahrheit erreicht hat; der voll Innbrunst ausruft: Zeige mir den Weg deiner Rechte, daß ich dein Gesez bewahre und es von ganzem Herzen halte; dieser, der diese Bitte so oft wiederholt, weil sein Verlangen nach der Erfüllung desselben so ernstlich ist, eben dieser betet auch: Neige mein Herz zu deinen Unterweisungen und nicht zum Geize; wende meine Augen ab, daß sie nicht nach unnützer Lehre sehen; laß deinen Knecht dein Gebot vest

für

für dein Wort halten, daß ich dich fürchte. Ps. 119. 34. 36. 37. 38. 51. 53. 69. 101. 136. 139. 158. 163. Der achtet es nicht, daß die Stolzen ihren Spott mit ihm haben; er weichet dennoch nicht von seinem Gesetze. Er entbrennt von einem heiligen Eifer wider die Gottlosen, die sein Gesetz verlassen. Er läßt die Gottlosen wider sich Lügen erdichten, hält aber die Befehle des Herrn von ganzem Herzen. Er wehret seinem Fuße alle bösen Wege, damit er sein Wort halte; trägt seine Seele immer in seinen Händen, daß er seine Gesetze nicht vergesse. Er fürchtet sich vor Gott, daß ihm die Haut schauert, und entsezt sich vor seinen Rechten; aber er hält auch über Recht und Gerechtigkeit. Seine Augen fließen mit Wasser, daß man sein Gesetz nicht hält; er eifert sich schier zu Tode, daß seine Widersacher seine Worte vergessen; er sieht die Verächter, und es thut ihm wehe, daß sie sein Gebot nicht halten. Lügen ist er gram und er hat Gräuel daran; aber sein Gesetz hat er lieb. Das sind die Wirkungen; das sind die Früchte eines ernstlichen Gebetes. Das sind die edlen und erhabenen Vorsätze die aus dem Herzen entsprin-

gen, welches von einem wahren Abscheu an aller sittlichen Unordnung durchdrungen und belebt wird. Was für ein herrlicher Nutzen und Gewinn eines ernstlichen und eifrigen Gebetes!

Eine eben so bewundernswürdige Kraft hat das Gebet, den Glauben an Gott und jede würdige und heilige Gesinnung gegen ihn zu stärken, und lebendiger zu machen. Es giebt keine bessere und wohlthätigere Uebung des Glaubens, als das Gebet. Freylich hat es keine natürliche Kraft, diejenige frohe und zuversichtliche Erwartung der Gnade Gottes um Christi Willen zu wirken, die uns selig macht; denn diese muß durch die Verheissungen Gottes und seines Erlösers gewirkt werden. Aber wer kann mit Vertrauen zu Gott beten, ohne sich in seinem Gebete der theuren Verheissungen lebhaft zu erinnern, die ihm geschenkt worden sind? Diese Erinnerung unterhält und stärket das Leben des Glaubens; denn was ihn wirkt, das vermehrt auch seine Kraft. Jede Uebung giebt ihm eine neue Stärke und jedes zuversichtliche Gebet ist eine Uebung desselben. Wie können wir schwach werden, wenn wir uns die gnädigen Verheissungen Gottes oft vorstellen; uns oft erinnern, wie treu und wahrhaftig er ist; oft in unser Andenken die Gründe zurückrufen,

worauf seine Treue und Wahrhaftigkeit gegründet ist? Vorstellungen des Verstandes und Empfindungen des Herzens werden ja, wie uns die Kenntniß der menschlichen Natur lehrt, eben dadurch ihre Wirksamkeit beraubt, daß sie selten wiederholt und erneuert werden: Folglich muß auch der Glaube sein Leben verlieren, wenn er nicht geübt wird, und zu dieser Uebung giebt es kein kraftvolleres Mittel, als ein fleißiges und ernstliches Gebet, das auch die beste Uebung unserer geistlichen Kräfte zu Erweckung und Beförderung richtiger und würdiger Gesinnungen gegen Gott ist. Ehrerbietung, Liebe, Dankbarkeit und Ergebung in den Willen des Allmächtigen sind die großen Tugenden, die wir ihm schuldig sind. Diese müssen die Seele aller guten Werke seyn, welche ihm gefallen sollen. Also müssen diese heiligen Bewegungen, diese Triebfedern zu allem wahren Guten in unserm freyen Verhalten lebendig erhalten und gestärkt; alles muß verhindert werden, was sie schwächen könnte. Wollen wir diese Pflichten stets vollkommen erfüllen; wollen wir Gott immer standhafter und eifriger verehren; ihn immer brünstiger, immer mehr von ganzem Herzen lieben; wollen wir, daß unsre Dankbarkeit immer inniger und zärtlicher;

wollen wir, daß unser Herz immer williger werde, uns seinem Willen zu überlassen; täglich überzeugter, daß wir von ihm nichts als Gutes erwarten und hoffen können: So lasset uns täglich beten. Das Gebet hat eine natürliche Kraft uns in der Ehrerbietung, die wir dem Unendlichen schuldig sind, in der Liebe gegen ihn, in einer eifrigen Dankbarkeit für seine Wolthaten, und in der Zufriedenheit mit allen seinen Wegen und Führungen zu erhalten, und diesen Gesinnungen immer mehr Wirksamkeit und Leben mitzutheilen. Hievon werden wir gewiß seyn, wenn wir die Natur und die wesentlichsten Eigenschaften des Gebets nicht verkennen. Es ist ja, wenn wir auf eine gottgefällige und uns heilsame Weise beten wollen, unsre erste Pflicht, uns richtige und würdige Vorstellungen von dem Wesen zu machen, von dem wir das Gute verlangen, was uns fehlt. Das können wir aber nicht, ohne mit aller Aufmersamkeit unsers Geistes an seine erhabnen, unsrer Bewundrung und unsrer Liebe so würdigen Vorzüge zu denken, und also das Lob seiner Vollkommenheiten und einen herzlichen Dank für alle seine bereits empfangenen Wohlthaten mit unsern Bitten zu ihm zu verbinden, wie alle Heiligen in ihren Gebeten gethan haben. Ich kann

nicht beten, ohne mir Gott, als ein allwissendes, in seiner Macht unbegrenztes, vollkommen weises und heiliges Wesen vorzustellen, mich zugleich an den unendlichen Abstand desselben von mir und von allen seinen Geschöpfen zu erinnern, und mir die Gründe meiner Ueberzeugung davon bewußt zu werden. Die natürliche Wirkung dieser Gedanken kann keine andre seyn, als die tiefste Ehrerbietung und Demuth gegen ihn. Ich kann nicht beten, ohne einen Gott als das gütigste und wohlthätigste Wesen zu denken, das, weil es von seinen Geschöpfen nichts gewinnen, ihnen aber alles geben kann, was sie bedürfen, um würdige und glükliche Gegenstände der freyen Anwendung seiner unendlichen Macht zu seyn, auch keinen andern Trieb dazu haben kann, als die Absicht, sie glüklich zu machen. Ich kann nichts im Namen Christi beten, ohne mir in ihm einen Vater zu denken, der mich wie ein Kind liebt, weil er mir seinen eignen Sohn zur Versöhnung gegeben, als einen Gott, der meine ewige Glückseligkeit beschlossen hat; ohne mich aller der grossen Anstalten zu erinnern, die er vom Anfange des menschlichen Geschlechtes an zur Ausführung dieses seiner Unendlichkeit so würdigen Werkes traf. Die natürliche Würkung dieser Vorstellungen muß

die Liebe gegen ihn und die Vermehrung derselben seyn. Ich kann ihn nicht mit einem aufrichtigen und gerührten Herzen in meinem Gebete meinen Vater nennen, ohne ihn als meinem Vater zu lieben. Ich kann nicht beten, ohne mich auf unzählige Wohlthaten zu besinnen, die ich bereits von ihm empfangen habe. Denke ich daran, und sehe diese mannichfaltigen Denkmale seiner reichen und unerschöpflichen Güte vor meinen Augen, so werde ich mich nicht enthalten, meiner Seele zuzurufen: Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünden vergiebt und so viele deiner Gebrechen schon geheilt hat; der dein Leben vom Verderben errettet, der dich mit Gnade und Barmherzigkeit krönt. Ps. 103, 2. 3. Diese Vorstellung mit der Vorstellung der Treue und unveränderlichen Wahrhaftigkeit Gottes vereinigt, und sie müssen in einem wahren Gebete vereiniget seyn, werden sie nicht mein Vertrauen auf seine Hülfe stärken? Werden sie nicht meine Seele mit Zuversicht, Hoffnung und Freudigkeit erfüllen? Werden wir dadurch nicht immer geneigter werden, uns ihm völlig zu ergeben, und, wenn wir auch nicht alle seine Wege begreifen, noch uns mit unserm

schwachen Verstande immer in die Absichten seiner Regierung finden können, uns dennoch derselben mit getroster Zufriedenheit zu überlassen? Das sind alles natürliche Wirkungen des Gebetes; wie groß, wie herrlich, wie ausgebreitet ist denn nicht der natürliche Nutzen desselben!

Ich setze zu diesen wohlthätigen eignen Wirkungen noch die größere und lebhaftere Ueberzeugung und Versicherung von dem Wohlgefallen Gottes an uns hinzu, die zur Beruhigung und Freude unsers Herzens so viel vermag. Gott hat das Gebet befohlen: dieß darf ich voraussetzen. Also muß er ein gnädiges Wohlgefallen an demselben haben, und je ernstlicher, eifriger, andächtiger, demüthiger und zuversichtlicher es ist; je liebreicher die Gesinnungen gegen Andre sind, die es begleiten oder hervorbringen, desto gnädiger muß dieses göttliche Wohlgefallen daran seyn. Wir dürfen uns nur an seine herrlichen und majestätischen Vollkommenheiten erinnern, um davon die gewisseste und lebhafteste Ueberzeugung zu empfinden. Er muß Wohlgefallen an dem haben, was mit seinen Eigenschaften und Gesetzen übereinstimmt. Er muß diejenigen lieben, die ihn zum lezten Entzwecke und Gegenstande aller ihrer Begierden wählen, und wie Kindern

eines zärtlichen und sorgsamen Vaters gebührt, in allen ihren Bedürfnissen ihre Zuflucht zu ihm nehmen. Diejenigen, die in ihrer Schwachheit und Niedrigkeit von ihm denken, wie er selbst von sich denkt; die ihm mit ihrem ganzen Herzen anhangen, die außer ihrem Vater im Himmel keinen größern Wohlthäter und Heiland zu haben, innig überzeugt sind, müssen ihm angenehm und gefällig seyn. Dieß versichert uns Paulus, wenn er die Christen zum Gebete ermahnt: Ich ermahne, daß man vor allen Dingen thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung; denn solches ist gut; dazu auch angenehm vor Gott, unserm Heiland. *) Hier finden wir die deutlichste Bestätigung des großen und vielfältigen Nutzens ächter Gebete zu Gott. Solches ist gut; das Gebet hat gesegnete Würkungen, die aus seiner eignen Güte entspringen; Solches ist auch angenehm vor Gott unserm Heilande; es gehört zu den ersten Gegenständen seines Wohlgefallens. Deswegen heißt es: Der Herr wendet sich zum Gebete der Verlassenen und verschmähet ihr Gebet nicht. **) Deswegen wird es mit dem Rauche der Opfer verglichen und hat den

*) 1 Tim. 2, v. 1. 2.

**) 1 Ps. 102, 18.

den Namen eines süßen Geruchs. Dürfen wir denn ein jedes ernstliches, brünstiges, und nach dem Willen Gottes eingerichtetes Gebet als einen neuen Beweiß, daß wir Gott gefallen, betrachten: Welch einen würksamen Einfluß muß es denn nicht außer der Freude über Gott, die es in uns erwecken muß, auf alle unsre richtigen, zu unsrer wahren Vollkommenheit und Glükseligkeit so unentbehrlichen Gesinnungen gegen ihn haben? Er würdigt uns und unser Gebet seines Wohlgefallens. Können wir davon gewiß seyn, ohne uns zu der brünstigsten und innigsten Liebe und Dankbarkeit gegen ihn entzündet zu fühlen; ohne ihm noch getroster und freudiger zu vertrauen; ohne williger zum Gehorsam gegen ihn zu werden, wie beschwerlich uns auch dieselbe seyn mag; ohne uns seiner Regierung mit der lebhaftesten Zuversichtlichkeit zu überlassen, ohne die gelassenste Zufriedenheit mit allen seinen Einrichtungen und Führungen zu beweisen, da wir wissen, daß sein Wohlgefallen an uns und an unserm Gebete kein müßiges und unthätiges Wohlgefallen seyn kann?

So gesegnet ist der natürliche Einfluß des Gebets auf die Frömmigkeit und Gottseligkeit des Herzens und aller Gott schuldigen, edlen und würdigen Gesinnungen! Werden wir aber da-

 durch

durch so sehr darinnen gestärkt; vermehrt es durch seine eigne Kraft und Wirksamkeit so sehr die Thätigkeit derselben; wie groß muß denn sein Einfluß in alle die Gesinnungen und Tugenden seyn, durch welche wir die Vollkommenheit und Glükseligkeit unsrer Nebenmenschen zu befördern verpflichtet sind! Zum Gebete gehört die Fürbitte für alle Menschen und besonders für diejenigen, mit denen wir in genauern und nähern Verbindungen stehen. *) Nicht allein unsre größre Vollkommenheit und Glükseligkeit sollen wir von Gott begehren; auch die ihrige; nicht allein die Erlassung der Strafe, die wir verdienen, sondern auch die Abwendung der ihrigen; nicht allein unsre Erleuchtung, sondern auch die Ihrige; nicht nur alle Wohlthaten, deren wir nicht entbehren können, sondern auch diejenigen, deren sie bedürfen. Dieß ist ohne Theilnehmung an ihren Umständen, an ihren Bedürfnissen, an den Uebeln, unter denen sie seufzen, an der Noth und Gefahr, worinnen sie schweben, nicht möglich; nicht möglich, ohne sich vorzustellen, daß sie Gott eben so theuer und werth sind, als wir; ohne daran zu denken, daß Gott auch ihr Vater seyn will; daß er ihnen einen glei-

chen

*) S. d. H. D. u. Pr. Döderleins vortrefliche Abhandlung von der christlichen Fürbitte.

chen Antheil an seinen Wohlthaten bestimmt hat, als uns; ohne die genaue Verbindung wahrzunehmen, in welcher ihre Vollkommenheit, die Verbesserung ihres Zustandes und ihre Glükseligkeit mit der unsrigen steht. Solche Vorstellungen haben große Wirkung auf eine treue und gewissenhafte Erfüllung unsrer Pflichten gegen sie. Gedanken, richtige, gewisse und lebhafte Gedanken dieser Art schwächen und überwinden die Gleichgültigkeit gegen andre, die uns so unempfindlich gegen ihren Zustand machen, er sey gut oder böse. Sie müssen zur Gerechtigkeit, Billigkeit und Dienstfertigkeit gegen sie reizen; müssen zum Mitleiden mit ihnen erwecken; die Liebe gegen sie anregen und zu mehr Eifer und Thätigkeit entflammen; zur Geduld und Nachsicht gegen ihre Schwachheiten und Fehltritte ermuntern; Neid und Misgunst in unsern Herzen ersticken, und uns bewegen, Theil an ihrem Glücke durch unsre Freude, und an ihrem Kummer durch unsre Traurigkeit darüber, zu nehmen; unsern auch gerechten Zorn gegen sie fahren zu lassen, und, wenn wir von ihnen beleidigt worden sind, immer zur Versöhnung bereit zu seyn. Denn wie können wir sonst im Ernste und mit einem wahren Verlangen nach der Gnade Gottes beten: Vergieb uns un-

sre Schuld, wie wir unsern Schuldenern vergeben? Ein so kräftiges Mittel ist das Gebet zur Beförderung aller Tugenden, die wir unsern Nebenmenschen schuldig sind!

Daß das Gebet, wenn es rechter Art ist, einen eben so gesegneten natürlichen Einfluß auf diejenigen Gesinnungen und Tugenden habe, die wir uns selbst schuldig sind, ist eben so unstreitig; denn alle dazu gehörigen Vorstellungen des Verstandes und alle daraus entspringenden Empfindungen und Bewegungen des Herzens sind lauter Uebungen dieser Gesinnungen und Tugenden; öftere, anhaltende und ernstliche Uebungen aber vermehren und stärken ihre Kraft, erweitern ihre Thätigkeit, und geben ihnen mehr Nachdruk und Eifer, jedes Hinderniß eines damit übereinstimmigen Verhaltens, und allen Widerstand dagegen zu überwältigen. Sie geben dem Verstande immer mehr Licht, und machen es ihm immer angenehmen. Die Herrschaft der Vernunft über den Willen wird immer mehr dadurch bestätigt und der Wille derselben immer unterwürfiger, immer williger zum Gehorsam gegen ihre Befehle. Unordentliche Neigungen und Begierden nehmen ab, und ersterben, und mit diesen verlieren auch die der Tugend gefährlichen Leidenschaften immer

mehr

mehr von ihrer Tyranney und Heftigkeit. Wir werden schon dadurch geneigter, mehr für unsre Seele, als für unsern Leib zu sorgen, weil wir um Kraft und Stärke dazu nicht beten können, ohne den hohen Werth, den sie vor dem Leibe voraus hat, richtig zu erkennen und uns lebhafte Vorstellungen zu machen. Schon dadurch werden wir jedem schädlichen Irrthume gehäßiger, und immer begieriger nach dem Lichte gegen jede uns nützliche Wahrheit, je deutlicher und gewisser und öfter wir uns den großen Werth und die Unentbehrlichkeit derselben für uns vorstellen. Schon dadurch demüthiger, daß wir oft an unsre Unwürdigkeit vor Gott, unsre Mängel und Gebrechen gedenken; schon dadurch enthaltsamer, mäßiger, keuscher, vorsichtiger, wachsamer, gelassener und geduldiger, daß wir es aus deutlicher und gewisser Einsicht der Unentbehrlichkeit und Wohlthätigkeit aller dieser Gesinnungen und Tugenden ernstlich zu werden wünschen, indem Gott selbst diesen Wünschen eine wichtige Kraft zu unsrer sittlichen Veredlung mitgetheilt, und dadurch zu bequemen Werkzeugen der Erhörung unsres Gebetes gemacht hat. Denken wir nun zu allen diesen Vortheilen noch die natürliche Kraft des Gebetes hinzu, die es besitzt, das Herz zu beruhigen und zu erfreu=

erfreuen, um dasselbe immer mehr vom Sichtbaren und Irdischen abzuziehen und an das Unsichtbare und Ewige zu gewöhnen: Wie groß, mannigfaltig und herrlich muß uns dann der natürliche Nutzen des Gebetes erscheinen?

Das Gebet hat eine natürliche Kraft, das Herz zu beruhigen und zu erfreuen. Es besteht ja aus lauter Vorstellungen, die fähig und geschikt sind, die Unruhen unsers Geistes zu stillen. Lenkt es nicht die Aufmerksamkeit auf lauter Gegenstände des Guten, deren natürliche Wirkung Vergnügen und Freude ist? Kann man sich Gott, als seinen zärtlichgesinnten Vater, als die Quelle alles Guten und aller Hülfe, die wir begehren, als unsern zu jeder Hülfe uns willfährigen Wohlthäter; kann man sich seine unendliche Macht, die er zu unserm Besten anzuwenden verheißen hat, seine unbegrenzte Weisheit, die es kennet und wählt, seine immer dazu geschäftige Güte lebhaft und mit völliger Ueberzeugung von ihrer Unendlichkeit vorstellen, ohne dadurch erfreuet zu werden? Alle unsre Begierden bestehen ihrer Natur nach in einer Mischung von Lust und Schmerz. Angenehm sind sie der Seele durch die Vorstellung des Guten, was wir begehen; schmerzlich, wenn wir ihre Erfüllung für nothwendig, und doch für

unsre Kräfte, die nach seinem Besitze streben, für zu schwer und ihre Erfüllung für unmöglich halten. Sollen sie besänftigt, oder befriedigt werden, so muß entweder die Lust die damit verbunden ist, geschwächt oder durch richtige Vorstellungen davon, wo nicht völlig zernichtet, doch unterdrükt; der Schmerz hingegen muß vermindert werden, oder aufhören. Das Erste geschieht, wenn wir sehen, daß dasjenige Gute, welches wir zu begehren durch dessen ersten Anblik gereizt werden, entweder kein wahres, oder ein sehr ungewisses, oder sehr geringes Gut sey. Denn dadurch wird die Lust, die wir über die Vorstellung seines Besitzes empfinden, vermindert, wofern nicht so gar Abscheu daran erregt wird, und so verschwindet der Schmerz, der aus der Vorstellung entsteht, daß wir es nicht erlangen werden, oder nicht erlangen können. Eben so werden unsere Begierden besänftigt, wenn zwar unser Verlangen darnach nicht gleich befriedigt wird, wir aber doch mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit voraussehen, unser Verlangen werde künftig einmal erfüllet werden. Denn diese Vorstellung hat den Nutzen, daß uns der gegenwärtige Mangel dessen, was wir begehren, weiter keinen Schmerz verursacht; daß in die Stelle der Begierde und

ihrer

ihrer gegenwärtigen Befriedigung die Hofnung tritt, die selbst schon ein Genuß des Guten ist, welches wir begehren und uns oft so gar mehr erfreuet, als die Erfüllung unsres Verlangens in dem wirklichen Besitz des Guten selbst. Ein wahres und ernstliches Gebet hat, vermöge seiner Natur, nach dem Grade der Richtigkeit, der Gewißheit und der Lebhaftigkeit der dazu gehörigen Vorstellungen alle diese heilsamen und wohlthätigen Wirkungen. Es bringt alle unsre Begierden in die gehörige Ordnung, weil wir nicht auf eine gottgefällige Weise beten können, ohne alles irdische und leibliche Gute unter der Voraussetzung zu begehren, daß es wirklich gut sey und mit unsrer wahren Vollkommenheit und mit unsrer ewigen Glükseligkeit bestehen könne; ohne vornehmlich das Geistliche und Ewige vorzüglich zu verlangen, und mit der Hofnung zu verlangen, daß Gott uns solches gewähren werde, wenn wir die Ordnung genehm halten, in welcher er unser Gebet zu erhören verheißen hat. Je mehr nun ernstliche Gebete die Wiederherstellung dieser Ordnung befördern; je mehr gereichen sie uns sowohl zur Beruhigung und Freude besonders über das Unsichtbare und Ewige, das wir in einem immer gewissern Maaße von Gott zu erlangen zuversichtlich hoffen können. Die

Die Wahrheit und Größe dieses mannigfaltigen natürlichen Nutzens ernstlicher, nach den Vorschriften Gottes eingerichteter Gebete kann jedermann, wer je eifrig, brünstig und mit einem wahren Vertrauen gebetet hat, durch seine eigne Erfahrung bestätigen. Wenn waret, ihr frommen und rechtschaffenen Verehrer Gottes, ihr ächten Freunde der Tugend, wenn wart ihr williger, freudiger und kraftvoller zum Gehorsam gegen seine Befehle, zu thätigen Äußerungen und Beweisen eurer Liebe gegen ihn, zur Verläugnung eurer selbst, zum Siege über eure Leidenschaften; wenn wart ihr muthiger zum Widerstande gegen alle Reizungen und Versuchungen zum Laster? Wenn in euern Leiden ruhiger, und gelassener; wenn liebreicher und mitleidiger gegen euern Nächsten; wenn sanftmüthiger und versöhnlicher gegen eure Beleidiger und Feinde? Wenn giengt ihr fröhlicher an eure Arbeit; wenn war eure Seele heitrer und gestärkter zur Erfüllung eures Berufes, als wenn ihr ernstlich, eifrig, und zuversichtlich gebetet hattet? Waren nicht eure Unruhen gestillt, oder vermindert, eure Sorgen erleichtert; eure Bekümmernisse gemildert, eure Aussichten erheitert? Wenn fielen euch hingegen eure Pflichten schwerer; wenn wurden euch die Bürden,

den, womit ihr euch belastet zu seyn glaubtet, unerträglicher; wenn wart ihr mismüthiger und niedergeschlagener, als wenn ihr lange nicht gebetet, oder mit Zerstreuung und Kaltsinn; wenn ihr mehr aus Gewohnheit, als aus einem wirklichen und lebhaften Gefühle eurer Bedürfnisse gebetet hattet? Die Jünger verließen Jesum und flohn; Petrus verläugnete ihn; Thomas verzweifelte an der Wahrheit, daß er der Messias sey. Seine Bekenner waren seiner Ermahnung nicht nachgekommen: **Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.** Die eifrigsten Beter sind stets sehr standhaft in der Beobachtung ihrer Pflichten gegen Gott und ihre Nebenmenschen gewesen. Daniel ließ sich durch keine noch so gefährlichen Nachstellungen seiner über seine Größe eifersüchtigen Feinde verleiten, sein Gebete zu Gott zu unterlassen; dreymal betete er des Tages, und lobte Gott und dankte ihm. Woher kam es, daß er nicht allein Gott, sondern auch seinem Könige so getreu war, daß seine so neidischen Feinde keine Schuld und Missethat bey ihm finden konnten? Eben daher, daß er in seinem oft wiederholten Gebete Kraft und Stärke zur treuen Erfüllung seiner Pflichten und selbst zur Verachtung aller irdischen Ehre und Herrlichkeit eingesammelt

hatte.

hatte. Ein ernstliches, eifriges, brünstiges Gebet kann unsre Leidenschaften bezähmen, unsrer Unbeständigkeit Einhalt thun, unsre wankenden Kniee stärken, unsrer Mattigkeit aufhelfen und dem Geiste Muth geben, alle Versuchungen standhaft zu widerstehen. Die Gestalt der Welt belustigt und blendet; im Gebete verschwinden ihre Täuschungen; wir sehen sie in ihrer Eitelkeit, und was herrlich zu seyn scheint, in seiner Blöße. Die Sorgen und Geschäfte des Lebens zerstreuen unsre Gedanken so sehr, als ihre sinnlichen Freuden und Vergnügungen; das Gebet sammelt sie und fesselt die natürliche Unstätigkeit unsers Geistes. Im Geräusche der Welt und im Taumel der Lüste verlieren wir den Himmel und die ewige Seligkeit aus den Augen; im Gebete sehen wir ihn wieder, sehen ihn offen, und die Herrlichkeit, die uns darinnen erwartet, wofern wir der Gottseligkeit und Tugend getreu bleiben; auch erneuert die Erhebung des Herzens zu Gott den Geschmak an den Unsichtbaren und Ewigen. Dieß sind natürliche und unausbleibliche Wirkungen des Gebets, wenn es ernstlich und gläubig ist. Niemand verwundre sich also, wenn er sieht, daß wahre Gottseligkeit und Tugend, unter den Menschen so selten sind. Es giebt wenig Fromme und Recht-

schaffene unter ihnen, weil es wenig ernstliche und eifrige Beter giebt. Gleichwohl ist schon der natürliche Nutzen des Gebetes so groß und mannigfaltig, daß jeden, der ihn kennt, bloß die Hofnung desselben auch theilhaftig zu werden, zu einem eifrigen Beter machen sollte; gesetzt es hätten auch diejenigen Recht, welche sich vorstellen, daß Gott den Lauf aller außer ihm befindlichen natürlichen Begebenheiten und Veränderungen vom Anfange der Welt an, so eingerichtet habe, daß er ihn nun nach unsern Bedürfnissen, oder unsern Wünschen weder ändern könne, noch ändern wolle. Auch dann würden wir wichtige Ursachen genug haben, zu beten, weil es so viele ihm eigenthümliche wohlthätige Wirkungen hat. Jedoch wenn wir uns nur von der Regierung aller Dinge und ihrer Veränderungen richtige Begriffe machen, die mit der Offenbarung übereinstimmen und den Beyfall einer regelmäßig nachdenkenden Vernunft haben: So werden wir an dem göttlichen Nutzen des Gebetes so wenig zweifeln, als an dem natürlichen Segen desselben.

Der göttliche Nutzen des Gebets besteht in der Erhörung desselben, und bestehet theils in der Beruhigung, theils in der Erfüllung der auf ihn gerichteten rechtmäßigen und heiligen Begierden.

den. An der Wirklichkeit dieses Nutzens kann der nicht zweifeln, welcher sich von der Offenbarung von der Erhörlichkeit des Gebetes unterrichten läßt und ihrem Unterrichte Beyfall giebt. Ich will mich gar nicht auf die klaren und keiner Misdeutung fähigen Aussprüche der Offenbarung vor den Zeiten Christi berufen, worinnen Gott seinen Verehrern die Erhörung des Gebetes feyerlich verheissen hat; nicht deswegen, weil so viele in unsern Zeiten zu zweifeln anfangen, ob die Schriften Moses, Davids und der übrigen Propheten wirklich unmittelbare göttliche Belehrungen enthalten; sondern weil das jüdische Volk, dem diese Verheißungen geschahen, unter einer besondern göttlichen Regierung stand, die ihre eignen Einrichtungen und Verfassungen hatte, von denen nicht allezeit auf diejenigen geschlossen werden kann, unter welchen nun seine Verehrer stehen. Ich berufe mich also auf die Belehrungen Christi und seiner Apostel; denn aus diesen ist unwidersprechlich, daß die Verheißungen der Erhörung des Gebetes, welche den Jüden gegeben wurden, nicht allein sie angehen, sondern sich auf alle Menschen in allen Zeiten erstrecken. Was ist deutlicher; was gewisser hierüber, was aufmunternder zum Gebete als Christi Auffoderung seiner Bekenner zum Gebete,

nicht durch die Vorstellung der natürlichen wohlthätigen Wirkungen desselben, sondern durch die feyerlichste Versicherung seiner Erhörung: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan; denn wer da bittet, der empfängt; wer da suchet, der findet, und wer da klopfet, dem wird aufgethan. Welcher unter euch Menschen ist, so ihn sein Sohn bittet um Brod, der ihm einen Stein biete, oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm einen Scorpion biete? So denn ihr, die ihr arg seyd, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben: Wie vielmehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten. Die Erhörung wird versichert: Bittet, so wird euch gegeben; euer Verlangen, daß euch Gott dasjenige gewähren wolle, was zu eurer Glükseligkeit unentbehrlich ist, soll erfüllet werden. Die Art der Erhörung wird bestimmt: Welcher unter euch Menschen ist, der, so ihn sein Sohn um Brod bittet, ihm einen Stein, oder ihm, so er ihn um einen

Fisch

*) Matth. 7, 8. Ps. 50, 7. Jer. 29, 12-14. Ps. 145, 18. 19. Jes. 14, 13. 16. 23. 24. 1 Joh. 5, 14. 15. Luc. 18, 7.

Fisch bittet, einen Scorpion biete? Brod ist zum Leben unentbehrlich; Väter haben die nächste Verpflichtung für das Leben ihrer Kinder zu sorgen; sie empfinden auch die stärkste und lebhafteste Neigung dazu: Wie könnten sie ihren Bitten denn das Nothwendige und Unentbehrliche versagen? Kinder haben ja in ihrer schwachen Kindheit kein Vermögen, selbst für ihre Erhaltung zu sorgen. Wie könnten denn ihre Väter also ihnen einen Stein bieten, wenn sie Brod verlangen? Wo ist der Vater, der nicht wolle, daß sie es von ihm und von keinem andern begehren sollen? In einem solchen Verhältnisse stehn nun Gott und Menschen gegen einander. Der Beste kann und will seinen Menschen nichts verweigern, was einen wesentlichen Theil ihrer wahren Vollkommenheit und Glükseligkeit ausmacht, das Gegentheil von ihm denken; zweifeln, daß er dafür gesorgt habe, und sorgen werde; ihm die Macht und den Willen dazu streitig machen, ist die unundankbarste Beleidigung seiner Güte. Kinder begnügen sich nicht mit der Gabe des Brodes, das ihnen die milde Hand ihres Vaters darreicht; sie wünschen nicht allein das Unentbehrliche; wenn sie gesättigt sind, wollen sie auch das Beßre. Sie begehren es vom Vater, und wo ist der Va-

 ter,

ter, der, so ihn sein Sohn um einen Fisch bittet, ihm einen Scorpion biete? Wir dürfen also von Gott nicht allein das Gute, sondern auch das Beßre begehren; denn er ist reich. Er ist auch freygebig; es ist seine Freude, seine Geschöpfe immer vollkommner und glüklicher zu machen; er kann und will, wie Paulus versichert, überschwenglich mehr thun, als wir bitten und verstehen. Ob Gott seinen Menschen allezeit eben das geben werde, was sie für einen Zuwachs zu ihrer wahren Glükseligkeit halten, das bestimmt unser Heiland nicht. Er bezeuget ihnen bloß, daß er ihnen nichts Geringers geben werde, als das ist, was sie bitten. Gott kann ihr Verlangen auf eine noch vollkommnere Art befriedigen, als sie selbst glauben oder einsehen. Auf gleiche Weise versichert er ihnen auch die Gewißheit der Erhörung, und mit welchem für das Herz so rührenden Schlusse: So denn ihr, die ihr doch arg seyd, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben: Wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben, denen die ihn bitten. Christus schließet von dem guten Willen der Menschen, die doch so bösartig und verderbt sind, auf den unendlich bessern Willen desjenigen, der die Liebe und Güte selbst ist.

ist. Bösartige Menschen können doch ihren Kindern gute Gaben geben. Das Wort: Können, heißt nicht allein, das Vermögen zu etwas haben, sondern oft auch so viel als: Wollen, und das ist die Bedeutung worinnen dieser Ausdruk hier genommen werden muß: Auch bösartige Menschen sind, wenn sie Väter sind, ungeachtet ihrer Bösartigkeit doch geneigt und willig, ihren Kindern gute Gaben zu geben. Die Beywörter, die sonst nur den bestimmten und positiven Grad einer Eigenschaft angeben, bedeuten, nach dem Sprachgebrauche des Ebräischen und Griechischen, sehr oft nicht bloß den höhern, sondern auch den höchsten und vorzüglichsten Grad einer Eigenschaft. Hier sind also, wie aus dem Zusammenhange erhellet, gute Gaben vorzüglich gute, die besten Gaben. Sind Väter, die ihre Kinder lieben, nicht geneigt, ihren Kindern das Beste zu geben? Haben nun menschliche Väter, die doch, als Menschen betrachtet, oft so lieblos und bösartig sind, gleichwohl die Neigung, ihren Kindern das Beste zu verschaffen, was sie ausdenken oder geben können: Wie vielmehr müssen wir von Gott, der die Güte selbst ist, erwarten, daß er für jedes seiner Kinder dasjenige thun und geben werde, was das Beste für sie ist, wenn sie ihn darum bitten? Diese

Versicherung, daß Gott unser Gebet erhören wolle, wiederholt unser Erlöser in seiner Lehrerzählung von der Wittwe, die einen ungerechten Richter mit ihren Bitten so lange anlag, bis er ihr half, und kurz noch vor seinem Hingange zu seinem versöhnenden Leiden. Sein geliebter Jünger Johannes redet eben diese Sprache: Das ist die Freudigkeit, die wir zu Gott haben, daß, so wir etwas bitten nach seinem Willen, so hört er uns, und wie wir wissen, daß er höret, was wir bitten: So wissen wir auch, daß wir die Bitte, das heißt, das Gute, was wir begehren, haben oder das Gute empfangen, was wir von ihm gebeten haben. Paulus, dieser so anhaltende und brünstige Beter, gründet gleichfalls seine Auffoderungen und Ermahnungen zum Gebete auf die gewisse Erhörung desselben; so unstreitig ist nach der Lehre der Offenbarung der große Nutzen des Gebetes, den ich den göttlichen nenne, und dem natürlichen entgegensetze, ohne diesen auszuschließen, weil er von jenem seinen vornehmsten Werth erhält, und eben dadurch der Weigerung, zu beten, die Ausflucht abschneidet, daß man desselben sich auch auf andre Weise versichern könne. Die Erhörung des Gebetes ist eine thätige Bestätigung aller Vollkommenheiten Gottes,

in-

indem er eben dadurch seine Allwissenheit, seine unendliche Weisheit, und seine eben so unbegrenzte Macht und Güte, nebst seiner mit allen Beschaffenheiten und Umständen seiner Geschöpfe übereinstimmenden und gleichsam darauf berechneten Regierung ihrer Angelegenheiten und Veränderungen in einzelnen Fällen erweiset. Dieser Nutzen ist überdieß auf die Fürbitte Christi und in seinem Verdienste gegründet. Denn unser Heiland hat durch seine Versöhnung allen denen, die ihr Vertrauen auf ihn setzen, das Vorrecht erworben, alles ihnen nöthige Gute freudig nicht allein von Gott zu begehren, sondern auch zuversichtlich von ihm zu erwarten. Hierzu kömmt noch das Verhältniß des Gebetes gegen ihn, das er befohlen hat; das auch sein eignes Werk ist, weil er uns durch seine Religion dazu fähig und geneigt macht, uns dazu ermuntert und anreizt; die ihm also nicht misfallen, nicht vergeblich, noch in Ansehung seines Verhältnisses gegen uns fruchtlos bleiben kann. Die Art der Erhörung kann freylich so beschaffen seyn, daß sie nicht nur eine Verzögerung, sondern auch eine Verweigerung des Begehrten zu seyn scheinen kann, wofern er das von uns Gewünschte mit einem andern Guten, das uns nöthiger und nüzlicher ist, verwechselt, und

so dasselbe nicht allein ersezt, sondern auch über unsre Bitte und Erwartung vergütet. Allein diese Art der Erhörung hat gewiß weise und wichtige Ursachen. Bald will Gott dadurch die Uebung des Gebetes selbst verbessern, und diejenigen, die durch ihn vollkommner und glükseliger zu werden verlangen, auf die Wahl dessen, was sie bitten, aufmerksamer und zugleich darinnen vorsichtiger und behutsamer machen. Oft war das Gebet selbst nicht nach seinem Willen eingerichtet, und doch will er das Zutrauen zu seiner väterlichen Güte nicht unbelohnt lassen. Oft ist dasjenige, was er den Gläubigen an der Stelle dessen giebt, was sie begehren, zu ihrer Wohlfarth nüzlicher und geschikter zu seiner eignen Verherrlichung. Endlich ist der scheinbare Mangel der Erhörung sehr oft keine Verweigerung des Gebetenen, sondern wirkliche Erhörung in allen den Fällen, worinnen wir etwas unter der Voraussezung begehren, daß es ein wahres Gut, und ein wirklicher Zusaz zu unsrer wahren Vollkommenheit und Glükseligkeit seyn werde.

Dieß ist der Unterricht, den uns die Schrift von der Erhörung des Gebets, als dem unstreitig göttlichen Nutzen desselben giebt. Aber stimmt auch dasjenige, was wir durch die Vernunft

von Gott und von seiner Regierung aus der Betrachtung seiner Werke zuverläßig erkennen, mit dieser Unterweisung zusammen, oder hat sie Zweifel dawider, die wir aufzulösen nicht vermögend sind? Welche Einwendungen könnte sie dawider haben? daß Gott den Willen hat, jedes nach seinen Vorschriften eingerichtetes Gebet zu erhören, und uns das zu geben, was wir von ihm verlangen, wenn die Erhörung desselben möglich ist, das kann nicht zweifelhaft seyn; denn er ist unendlich gütig; das ist durch die Vernunft eben so gewiß, als durch die Offenbarung. Was hindert ihn, seine unendliche Güte, an allen, und besonders an seinen freyen und vernünftigen Geschöpfen zu verherrlichen? Die Erhörung so unzählbarer einzelner Wünsche scheint nicht möglich zu seyn, weil so viele derselben einander widersprechen, und wenn dem Einen das gewährt würde, was er bittet, eben deswegen dem Andern dasjenige nicht gewährt werden könnte, was er verlangt; weil die Absichten der Menschen selten mit den Absichten Gottes übereinstimmen, er aber die seinigen ihren Absichten nicht aufopfern, noch diese jenen vorziehen kann? Sie kann nicht möglich seyn, weil seine allgemeinen Gesetze, nach denen das Ganze regiert wird, immer durch

Wunder unterbrochen werden müßten; weil es also seiner Majestät nicht anständig ist, sich um jedes einzelne Geschöpf besonders zu bekümmern? Sie ist nicht möglich, weil ihm alles Einzelne zu klein ist, als daß er das Ganze und Große nicht nach allgemeinen ewig feststehenden Gesetzen in Ordnung erhalten, und nicht bloß für die Erhaltung bloß der Geschlechter und Arten seiner Geschöpfe sorgen sollte, da es ihm für seine Hoheit und Glükseligkeit gleichgültig seyn kann, wie es diesem oder jenen einzelnen Wesen ergeht, wofern nur im Ganzen, Ordnung, Schönheit und Glükseligkeit herrscht, und nur das Ganze ein heller Spiegel seiner unendlichen Weisheit und Güte bleibt? Sind das die Gründe, um welcher willen ich die Erhörung der Gebete, die nach seinem Willen eingerichtet sind, für unmöglich halten, oder zweifeln sollte, daß sie Gott anständig sey? Ich sollte deswegen, um seine Offenbarung, oder um die Göttlichkeit der Schrift zu retten, in Gott einen zwiefachen Willen annehmen, einen des Zeichens, und einen seines Wohlgefallens? Das sey ferne! Gott sollte das Gebet nicht erhören können, weil so unzählbare verschiedne Wünsche der Menschen einander widersprechen, und eben darum nicht alle erfüllt

wer-

werden können? aber sie sollen nicht alle befriediget werden; kein Wunsch, der unvernünftig; keiner, der andern nachtheilig und schädlich ist. Er hat bloß diejenigen zu erhören verheißen, die seinem Willen gemäß sind, und diese können, wie unzählbar sie auch, und wie verschieden sie von einander seyn mögen, einander nicht widersprechen; nicht mit dem unendlich vollkommnen Plane seiner Regierung des Ganzen streiten; also können auch diese alle erfüllt werden. Wir sollen keine Absichten haben, die wir nicht seinen Absichten unterwerfen; folglich braucht Gott keine seiner Endzwecke unsren Absichten aufzuopfern. Er sollte das Gebet nicht erhören können, ohne seinen allgemeinen Gesetze, nach denen er das Ganze zu regieren von Ewigkeit her beschlossen hat, immer durch Wunder und immer wiederkommende Abänderung seines großen und majestätischen Planes zu unterbrechen? Womit kann denn bewiesen werden, wenn wir nach seinem Willen beten, daß eine immerwährende Ebbe und Fluth von Wundern, von Abänderungen und Wiederherstellungen seines allgemeinen Planes nothwendig sey, das alles ihm gefällige Gebet zu erhören? Mit welchen Gründen kann die Nothwendigkeit davon dargethan werden? Es sollte

Gott

Gott weder möglich noch anständig seyn, sich um jedes einzelne Geschöpf besonders zu zu bekümmern? Ein schrecklicher Gedanke, wie Jerusalem sagt, dem Religion, Philosophie und Beredsamkeit unter den ersten Geistern unsers Jahrhunderts einen gleich hohen Rang anweisen! Ein schreklicher Gedanke, der die ganze vernünftige Schöpfung interessirt; der alle Würde der menschlichen Natur zernichtet, der den heiligsten Pflichten ihr Gewicht, der allen Gesetzen ihre Sicherheit nimmt, der Gott aus der ganzen Natur verbannt! Gott bekümmert sich nicht um mich; er ist zu erhaben; er kennt oder achtet mich nicht. Schande genug für den Geist und für das Herz der Menschen, daß thörichte Gedanken, die keinen Sinn haben, der Schwachen wegen für so schreklich erklärt werden müssen! Wenn Gott sich nicht um mich, noch um jedes einzelne Geschöpf besonders bekümmert, weil er zu erhaben dazu seyn soll: Um was bekümmert er sich denn? Um das Ganze, das aus uns und jedem einzelnen Geschöpf besteht; das, wenn jedes einzelne Geschöpf mit mir davon genommen wird, ein leerer Schall ist, in welchem kein Schatten eines Gedankens zurükbleibt? Gott sollte mich nicht; nicht jedes einzelne Geschöpf kennen

und achten? Iſt der Unendliche zu erhaben dazu: Was kennt, was achtet er dann? Wenn er nicht mir, nicht jedem einzelnen Weſen gegenwärtig iſt, wo ſollen wir ihn finden? Kann er ſich ſeiner Herrſchaft über jedes einzelne Geſchöpf, und ſeiner alles umfaſſenden Wirkſamkeit und Kraft entäußern? Das Einzelne ſoll ihm denn zu klein ſeyn, und was iſt denn ohne das Einzelne groß? Bloß für die Geſchlechter und Arten der Geſchöpfe? Für Terminologien alſo, die bloße allgemeine Begriffe des menſchlichen Verſtandes bezeichnen? Soll das Weisheit, tiefe Philoſophie heiſſen, daß man ſich ein Ganzes ohne verſchiedne Theile vorſtellt, die es ausmachen? Gott ſoll die Welt nach allgemeinen Geſetzen, nicht nach einzelnen Gelegenheiten, nicht ſtückweiſe regieren? Darinnen iſt der Chriſt mit dem Philolophen eins, wenn man unter einer Regiernng nach der die Welt bloß nach einzelnen Gelegenheiten und ſtückweiſe, nicht aber nach allgemeinen Geſetzen regieret wird, diejenige verſteht, welche in ihren Einrichtungen nur auf einige zur Welt gehörigen Stücke Rükſicht nimmt, und alle übrigen keiner Aufmerkſamkeit würdigt, ſondern ſie vernachläßigt; wenn zur Erhaltung und zum Wohlſtande nicht aller, ſondern nur einiger Theile des Ganzen, nicht alle, ſondern nur die-

jeni-

jenigen Gelegenheiten benutzt werden, die zur Erreichung so enger und eingeschränkter Absichten dienen können. So regiert ein König seinen Staat nicht nach allgemeinen Gesetzen, sondern nach einzelnen Gelegenheiten und nur stükweise, wenn er seine Absicht bloß theils auf die Bereicherung, theils auf die Erweiterung und Verschönerung nur Einer Stadt und ihrer Einwohner richtet; bloß diese und jene einzelnen Mittel und Gelegenheiten, die zur Erfüllung eines so eingeschränkten Entwurfes führen, mit Hintansetzung aller andern Absichten anwendet und braucht, jede andre Stadt aber verfallen läßt, und unbekümmert ist, wenn ihre Einwohner verarmen, und es nicht achtet, daß sie im Elende verschmachten, wofern nur allein in der geliebten Stadt und vor seinen Augen Pracht und Ueberfluß herrscht. Auf solche Weise regiert Gott freylich das Universum nicht nach solchen einzelnen Gelegenheiten, nicht stükweise; auf solche Weise kann er nicht regieren; denn er ist allwissend; er ist unendlich weise, gütig und mächtig. Er regiert sie also nach allgemeinen Gesetzen, die auf die Beförderung der Vollkommenheit und Wohlfarth nicht einiger, sondern aller einzelnen Stücke der Welt durch den Gebrauch nicht einiger einzelner, sondern aller einzelnen

Gele-

Gelegenheiten die mit einander auf die Erhaltung und Beförderung der Vollkommenheit und Glükseligkeit des Ganzen abzielen, das aus allen einzelnen Stücken und Theilen seines unermeßlichen Gebietes besteht. Muß nun jedes Gebet, wenn es seinem Willen gemäß seyn soll, auch mit diesem Plane der göttlichen Regierung übereinstimmen; darf jedes einzelne Wesen nichts von Gott begehren, was dawider streitet; muß jedes mit dem Maaße von Vollkommenheit und Wohl zufrieden seyn, das einem jeden nach Zeit und Umständen, ohne Beeinträchtigung der Vollkommenheit und des Glüks aller übrigen einzelnen Wesen werden kann, und mehr wird der Weise und der Christ nicht von Gott begehren: Warum sollte ein unendlicher Regierer nicht jedes so eingerichtete Gebet erhören können? Weil wir mit unserer Spanne von Verstand keinen alles umfassenden Plan dazu erfinden können? Wenn er das nicht könnte: So würde folgen, daß er einigen einzelnen Wesen alle Vollkommenheit, allen Wohlstand, und allen Genuß desselben entziehen müßte, um nur die übrigen einzelnen Wesen auf einen gewissen Grad vollkommen und glüklich machen, oder sie nach und nach vollkommner und glücklicher machen zu können? Kann dieses mit keinem auch nur schein-

 baren

baren Grunde bewiesen werden: So läßt sich auch nicht annehmen, daß es Gott unmöglich sey, jedes nach seinem Willen eingerichtetes Gebet zu erhören, oder das ihm gefällige Verlangen seiner hülfsbedürftigen Geschöpfe zu befriedigen. Daß wir mit unserm so sehr beschränkten Verstande uns den Plan nicht denken können, worinnen die Vollkommenheit und das Wohl aller einzelnen Geschöpfe, so weit beydes durch ihren eignen freyen Willen nicht gehindert wird, das beweiset die Unmöglichkeit desselben nicht; und beweiset bloß, daß wir nicht allwissend sind; daß unsre Weisheit, unsre Macht, unsre Neigung und Kraft Gutes zu thun Grenzen hat, nicht unendlich ist, noch unendlich werden kann. Was sind in unsrer Vorstellung allgemeine Gesetze? Regeln, nach denen viele einzelne Fälle von Veränderungen und Erfolgen in der physicalischen und moralischen Welt; denn alle einzelne Fälle können wir nie erkennen; wegen der Aehnlichkeit ihrer Gegenstände, nicht aber wegen einer vollkommenen Gleichheit derselben, mit einander bestimmt werden und zur Wirklichkeit gelangen; die also auch nur in so fern allgemein heissen, und folglich mannigfaltigen Einschränkungen, die man Ausnahme von der Regel nennen kann, unterworfen seyn müssen.

Man

Man hat hier gar nicht nöthig, sich auf die Untersuchung einzulassen, ob man außer der allgemeinen Vorsehung noch eine besondre annehmen könne, oder müsse, um sich mit den dabei vorkommenden fast unvermeidlichen Logomachien abgeben zu dürfen, da sich doch von einer allgemeinen Vorsehung welche die besondre ausschließt, kein vernünftiger Begriff denken läßt, indem das Allgemeine nicht ohne das Besondre gedacht werden kann. Eben so wenig brauchen wir uns mit der Entscheidung der Frage zu beschäftigen, ob Gott von Ewigkeit her alle möglichen Veränderungen der Wesen, die er erschaffen wollte, und alles mögliche Verhalten freyer und vernünftiger Geschöpfe nicht allein vorhergesehen, sondern auch bei der ersten Schöpfung die Kräfte aller erschaffenen Dinge so zusammengeordnet habe, daß die Veränderungen sowohl in der körperlichen, als in der moralischen Welt dieser seiner Ordnung gemäß unveränderlich fortgehen, ohne daß weiter ein thätiger und unmittelbarer Einfluß seiner Allmacht und Weisheit dabei nöthig ist, und er also, in Absicht auf die Welt und die Schiksale aller dazu gehörigen einzelnen Wesen, nun in einer unthätigen Ruhe lebe, oder ob die Welt, ohne seinen fernern Einfluß blos durch die innere Kraft fortdauert, die er bei ihrem Anfange

derselben durch seinen allmächtigen Willen mittheilte. Hat Gott nur bei der Regierung der Welt auf alles, was zum Besten eines jeden einzelnen Geschöpfes, nach der vollen Beschaffenheit und dem ganzen Verhalten desselben, unbeschadet des allgemeinen Besten, Rüksicht genommen, und das muß er gethan haben, ich mag jenes oder dieses glauben: So hat er auch auf die Gebete aller einzelnen freien und vernünftigen Geschöpfe gesehn, und gewußt, ob es einem jeden und allen zusammen nützlich oder nachtheilig seyn werde, sie zu erhören oder nicht zu erhören. Wird dieses zugegeben, so nehme jeder an, was er will; einen nicht blos körperlichen, sondern auch einen geistlichen und moralischen Mechanismus der Welt, wofern er dabei etwas denken, und sich dabei beruhigen kann, oder er glaube einen fernern, immer fortgehenden, gemeiniglich nur mittelbaren, zuweilen aber doch auch einen unmittelbaren Einfluß in den Lauf der Dinge zur Erhaltung und Vollendung seiner erhabnen und seiner unendlichen Größe allein würdigen Absicht, alle einzelnen Wesen so vollkommen und glükseelig zu machen, als sie nach ihrer Beschaffenheit und in ihrer Verbindung mit einander werden können: Die Erhörung des Gebets das rechter Art ist, hat seinen festen Grund.

Mein Gebet ist nicht umsonst. Wenn es mit seinem Willen übereinkömmt, wird es erhört werden; wider seinen Willen kann ich und will ich nicht glüklich seyn. Er thue, sage ich in jeder Ergießung meiner Wünsche vor ihm, was ihm wohlgefällt; sein Wille geschehe! Meine Wünsche und Gebete haben keinen andern Sinn, und keine andre Absicht. Mein Gebet behält in seinen göttlichen Rathschluß denselben Einfluß den es haben würde, wenn es möglich wäre, daß er es erst in dem Augenblicke, in welchem ich etwas von ihm begehre, bemerkte; oder es hat denselben Einfluß, den es gehabt haben würde, wenn ich würklich in dem Punkte der Ewigkeit schon existirt hätte, wo ich seinem unendlichen Verstande mit meinem ganzen Verhalten gegenwärtig war. Ich bete mit eben der Zuversicht, daß er mein Verlangen befriedigen werde, wenn mir die Erhörung desselben wahrhaftig gut ist, weil das, was zu meinem wahren Besten gehört, dem Besten aller seiner übrigen Geschöpfe nicht hinderlich noch nachtheilig seyn kann. Was er verheißen hat, das kann er, das wird er auch thun, weil sein Wort wahrhaftig ist; weil er nichts zusagt, noch zusagen kann, als was er thun will.

Dies alles als erwiesen und unstreitig vorausgesezt, bleibt es die Versicherung fest und unwan-

delbar, die uns Johannes gegeben hat: Er höret und erhöret uns, so wir etwas nach seinem Willen bitten. Ein wahres ächtes Gebet hat nicht nur seinen unausbleiblichen, natürlichen, sondern auch einen göttlichen Nutzen, der in der Erhörung desselben besteht. Da nur dieser der vornehmste und wichtigste Nutzen ist, wodurch der natürliche nichts von seinem ihm eigenthümlichen Werthe verliert: So kann ich meine Verwunderung darüber nicht bergen, daß man in neuern Zeiten vornehmlich nur bey diesem und dessen Anpreisung stehen bleibt, und jenen kaum berührt, als wenn man sich fürchtete, was man doch nicht zu fürchten hat, daß man auf die Einwendungen dawider keine genugthuende Antwort geben könne. Sollte man deswegen die ausdrüklichsten und feyerlichsten Verheißungen der Erhörung eines jeden nach dem Willen Gottes eingerichteten Gebetes, welche doch wider die Regierung seiner Welt nicht streiten, sondern damit vollkommen harmoniren, fahren lassen? Ist nicht alles, was uns zum Besten wirklich geschieht, eine thätige Verheissung dessen, was ferner geschehen wird? Fürchtet man, daß wenn die Erhörung des Gebetes als ein gewisser Nutzen desselben angesehen und gepriesen wird, der Mensch dadurch zur Trägheit und Vernachläßigung

gung des Gebrauchs seiner Kräfte gereizt und verleitet werden müsse? Ist diese Furcht nicht ungegründet. Weil mir ein Vortheil, oder eine Belohnung unter gewissen Bedingungen zugesagt wird, kann ich den der Zusage wegen erhalten, ungeachtet ich diese Bedingungen nicht erfülle, auf welche doch diese Zusage gegründet ist? Niemand zweifle also an dem göttlichen Nutzen seines Gebetes, an der Erhörung desselben; er bete aber nach dem Willen Gottes, und überlasse die Art und Zeit derselben Gott; sie wird nicht ausbleiben. Niemand müsse sich schämen, wie Luther über die Erhörung des Gebetes und dessen Erhörung zu denken, wenn er sagt: „Wir sollen „wissen, daß zu einem jeden rechtschaffenen Gebete erfodert werde, erstlich, daß das Herz Gott ansehe und gewiß wisse, es sey sein Wille, uns beyzustehn; er wolle uns helfen, uns erhören und „uns aus allen unsern Nöthen erretten, weil er „die Erlösung von dem ewigen Uebel und Elend „durch seinen lieben Sohn zugesagt und verheissen hat; zum andern, daß es auch auf die Verheißung und Zusage bestehe, die sonderlich und „eigentlich von der Erhörung redet; denn so wird „das Herz fest und stark, daß es mit gewisser Zuversicht, mit Vertrauen und ohne allen Zweifel

„bittet. Denn wiewohl wir uns im leiblichen
„Unglük und zeitlicher Noth den gnädigen Willen
„Gottes billig unterwerfen, und zufrieden seyn
„sollen, wie ers macht, und auf das Erhören
„nicht so hart dringen sollen, sondern, wenn es
„Gott also wohlgefällt, daß wir seinem Willen
„gern wollen gehorsam seyn und uns unter sei-
„nem gewaltigen Willen demüthigen; doch wird
„der Glaube nicht zu solchen Gehorsam gesetzt.
„Denn das Herz ist der ewigen Erlösung von
„der Sünde, von Gottes Zorn, von Tod und
„Hölle, so durch den Sohn Gottes geschehen ist,
„gewiß, und zweifelt gar nicht daran, es werde
„uns auch in den Kleinen und Geringern an
„Gottes Güte und Barmherzigkeit nicht man-
„geln, so es zu Gottes Ehre und zu unsrer Se-
„ligkeit gereichet. *) Wir sollen wissen, daß
„Gott unser Gebet würklich erhören muß, weil es
„unmöglich ist, daß er lügen sollte. Deswegen
„muß es sich von Noth wegen an die Verheis-
„sung halten. Denn wer wollte von ihm selbst
„so kühn seyn, daß er seine Hände und Augen
„dürfte zu Gott aufheben, wo er nicht seines
„Willens gewiß wäre? Darum hält sich alles
„Gebet an Gottes Gebot und an seine Verheis-
„sung.

*) Luthers Werke. VI. Th. S. 2210. Walchs Ausg.

„sung. Wenn nun das Gebet geschehen ist, sollst
„du wissen, daß du an der Erhörung eben so we-
„nig zweifeln mußt, als du an der Verheissung
„zweifeln kannst oder zweifeln sollst. Denn der
„Grund des Gebets ist die Verheissung; nicht
„unser Wille, nicht unsre Würdigkeit, oder unser
„Verdienst. Ein ernstlich und hitzig Gebet,
„welches nicht aufhört und nicht müde wird, son-
„dern wartet und harret bis auf den letzten Au-
„genblik, das bricht endlich durch Himmel und
„Erde, und ist unmöglich, daß es nicht sollte er-
„hört werden, das ist ein rechtschaffen vollkommen
„Gebet. Daneben aber soll man das schwache
„Gebet und der schwachen Menschen Gebet nicht
„verachten. Das ernstliche und hitzige wird uns
„im höchsten Grade als ein Exempel vorgehalten,
„daß wir uns befleißigen, demselben nachzufol-
„gen. Denn gleichwie die Kinder in der Schule
„erst das A. B. C. und den Donat lernen: Also
„stammeln auch wir erst an dem unvollkommnen
„Gebete, welches mit Nichten verachtet werden
„soll. Wer nicht erstlich mit Schwachheit
„betet, wird nimmer zum vollkommnen Gebete
„kommen. Darum soll man die Lehre merken,
„welche anzeiget, wie das Gebet seine große Kraft
„habe, und wie es Gott ein so angenehm Opfer

 „sey.

„sey. Wo er allein kleine und geringe Dinge geben wollte, so hätte er uns nicht eine so herrliche „und große Form und Weise zu beten vorgeschrieben, wie die ist, worinnen er uns sagen heißt: „Unser Vater, der du bist im Himmel; geheiliget werde dein Name; dein Reich „komme u. s. w. Gott ist kein karger Euclio „oder ein armer Irus; darum legt er uns die allergrößten Gaben im Himmel und auf Erden „vor, und will haben, daß wir dieselben von ihm „bitten und darauf warten sollen. Aber wir haben rege Herzen und einen schwachen Glauben; „darum sollen wir lernen, daß ihm Gott nicht gnügen läßt, uns ein wenig zu geben, ob wir wohl „um ein Weniges bitten; denn er giebt mehr als „wir verstehen oder bitten dürfen. Eph. 3, 20. *)„

Zwölfter Abschnitt.

Von der gesezlichen Nothwendigkeit des Gebetes.

Sobald wir richtige Begriffe von der Natur und den Eigenschaften eines gottgefälligen Gebetes, von seiner eignen innren Güte, von unsrer Fähigkeit dazu, von seiner Erhörlichkeit und der Gewißheit seiner Erhörung haben: So ist der Beweis leicht, daß das Gebet von Gott befohlen sey, und zu den freyen Handlungen gehöre, zu denen wir verpflich-

*) Luthers Werke. II. Th. S. 84. u. f.

pflichtet sind; die wir also nicht vernachläßigen und unterlassen dürfen, wenn gleich über die Erfüllung dieser Schuldigkeit in Absicht auf Ort und Zeit vieles unsrer eignen Einsicht, Bestimmung und Wahl überlassen bleibt. Daß uns Gott in seiner Offenbarung das Gebet befohlen habe, daran kann niemand zweifeln, der nicht mit ihrem Innhalte völlig unbekannt ist. Er selbst, und seine Propheten, Christus und seine Apostel gebieten es ausdrücklich und in seinem Namen.*) Sie gebieten, den Exempeln derer, welche gebetet haben, nachzufolgen. Sie bezeugen, daß es ein kräftiges Mittel sey, unsre wahre Wohlfarth zu erhalten und zu befördern; sie bestrafen sowohl die Unterlassung, als die mangelhafte und Gott misfällige Einrichtung und Beschaffenheit desselben. Sie verpflichten die Menschen, sich von der allgemeinen Möglichkeit, von dem Nutzen, und von der Nothwendigkeit desselben zu überzeugen. Sie fodern sie auf, sich selbst dazu anzureizen und deswegen die Eigenschaften Gottes, seine Allmacht, seine Allgegenwart, seine vollkommne Erkenntniß aller Dinge, seine Güte und Wahrheit und die Offenbarung seines Verhältnisses sowohl im Reiche der Natur als im Reiche der Gnade zu erwägen, um daraus Gründe des Gebetes, den Innhalt und die Gegenstände dessel-

*) Ps. 50, 15. Matth. 7, 7. 1 Tim. 2, 3.

desselben, wie auch die Art und Weise seiner Einrichtung herzuleiten, damit es dem Willen Gottes gemäß seyn möge. Sie fodern, daß sie alles ihnen nöthige Gute von Gott begehren sollen, und schreiben die Eigenschaften desselben vor. Sie ermuntern dazu, und bestätigen ihre Vorschriften mit ihren eignen Beyspielen, unter denen das Beyspiel Christi, unsers vollkommensten Lehrers, unsers größten Wohlthäters, und unsers ewigen Oberhauptes das größte und bewundernswürdigste ist: Wer darf denn, wenn alles dieses gehörig erwogen wird, anstehen zu glauben, daß das Gebet von Gott befohlen, und eine allgemeine Pflicht sey. *)

Die Vernunft bestätiget diese gesetzliche Nothwendigkeit des Gebetes. Sie überzeugt uns, daß Gott das höchste Gut, und der einige Grund allerunsrer wahren Vollkommenheit und Glükseligkeit; daß er auch dazu allgenugsam und unentbehrlich sey. Sie überzeuget uns von seiner Bereitwilligkeit, unsre wahre Vollkommenheit und Glükseligkeit zu erhalten und zu befördern, und alles von uns abzuwenden, was ihr hinderlich und nach-

thei-

*) Ps. 77, 3. Ps. 18, 7. Ps. 80, 9. Joh. 16, 23. 24. Ps. 145, 18. Ps. 53, 5. Jes. 65, 1. Hos. 7, 10 : 14. Jac. 4, 2. Jac. 5, 13. 1 Joh. 5, 14. Matth. 6, 10. Matth. 26, 39. 42. Joh. 4, 24. Matth. 15, 8. 2 Sam. 7, 27. Luc. 11, 9. Ps. 69, 4. Jac. 6, 1 : 8.

theilig seyn kann. Er ist seiner Allwissenheit und unendlichen Gegenwart nach im Stande, alle unsere Bedürfnisse und alle Mittel zu deren Befriedigung zu erkennen, und also auch alle unsere auf ihn gerichteten Begierden wahrzunehmen. Er besitzt alle Vorzüge, die ein Wesen haben muß, von welchem man dasjenige begehren kann, was man zu bitten hat. Den großen Entwurf seiner Regierung hat er so eingerichtet, daß alle unsre seinem Willen gemäße Begierden und Bitten erfüllet werden können, und darum können wir auch der Erhörung derselben versichert seyn. Wir sind zu seiner Verehrung und Anbetung verbunden, welche durch das Gebet zu ihm geübet wird; das sind alles Gründe, die uns dazu verbinden, und Gründe, die er uns selbst durch die Einrichtung unsrer Natur und aller seiner Werke bekannt gemacht hat: Was kann daraus die Vernunft anders schliessen, als daß er von uns angerufen seyn wolle? daß das Gebet von ihm befohlen und eine allgemeine Pflicht sey, deren Ausübung niemand unterlassen darf?

Daß die gesetzliche Nothwendigkeit des Gebetes in seinem natürlichen Nutzen für die Menschen gegründet sey, dieß bedarf keines besondern Beweises; denn dieser Nutzen ist in dem Vorhergehenden ausführlich vorgestellt und dargethan; ich will also um

die Gründe, die sowohl von diesem Nutzen, als auch von dem ausdrüklichen Befehle Gottes hergenommen sind, zu bestätigen, bloß noch zeigen, daß die gesetzliche Nothwendigkeit desselben in der Natur Gottes selbst gegründet sey. Die Vernunft kann freylich nicht ehrerbietig, nicht demüthig, nicht anbetend genug über ihn, über seine Natur, und über das, was darinnen gegründet ist, denken, und man kann, wenn entschieden werden soll, was ihm anständig, was seiner Natur wegen nothwendig ist; was er, seiner eignen unendlichen Vorzüge wegen, thun oder lassen muß, nicht zu bescheiden, nicht zu vorsichtig seyn. Wir können wohl schliessen, daß was er thut, ihm und seiner Natur gemäß und anständig, oder nothwendig seyn müsse; aber wir können nicht allezeit von dem, was wir für Gott anständig halten, mit Sicherheit auf die wirkliche Gottanständigkeit desselben schliessen. Man weiß nur aus allzuvielen Beyspielen, daß diese Art zu schließen viele Misverständnisse und Irrthümer in der Religion veranlaßt, erzeugt oder begünstigt hat. Indeß dürfen wir doch hoffen, nicht zu irren, wenn wir die Lehre, daß alle innerliche und äußerliche Handlungen Gottes ihren ersten Grund in seiner eignen Natur, und zum letzten Ziele, kein andres, als ihn selbst haben. Denn

was

was auch in der Natur seiner Geschöpfe gegründet ist, das hat doch wieder seinen ersten Grund in seiner unbetrüglichen Vorstellung derselben, wornach sein Wille alle seine innern und äußerlichen Handlungen einrichtet und bestimmet. Zwar sind alle Einwürfe, welche sich wider die Verbindlichkeit zum Gebete empören, hinlänglich widerlegt, wenn der zwiefache Nutzen des Gebetes, der natürliche, und der göttliche bestätigt ist, weil Gott, ungeachtet er unserer Seufzer nicht bedarf, bloß durch die herrlichen Handlungen, die entweder aus der Natur derselben fließen, oder nach seinen Eigenschaften damit verknüpft werden konnten, vollkommen berechtigt ist, sie durch sein Gesetz, zu gebieten. Allein um eines Beweises willen, der allein schon zureicht scheinbare Zweifel zu zerstreuen, dürfen wir einen vielleicht nicht für jede Einsicht faßlichen, aber doch immer wichtigen Beweis nicht fahren lassen. Gesetzt wir könnten nicht beweisen, wie die Nothwendigkeit des Gebets und des göttlichen Befehls dazu aus der Natur Gottes folge, würden wir darum den Grund desselben in seinem Wesen nicht läugnen dürfen? Wie sollte wohl das Gegentheil der darinnen gegründeten Nothwendigkeit des Gebets und des Befehls dazu erwiesen werden können? Gott bedarf keines Gebets,

bets, um von unsern Bedürfnissen unterrichtet zu werden, er bedarf keiner Demüthigungen, keiner ehrerbietigen und anhaltenden Vorstellungen zu seiner Seligkeit; er ist sich selbst allein dazu genug, und besitzt mit der höchsten Seligkeit zugleich die vollkommenste, und uneigennützigste und freywilligste Güte. Was beweiset dieß? Daß die Nothwendigkeit des Befehls zum Gebete in keinem Mangel oder Bedürfnisse seiner Natur gegründet sey, weil sich bey dem Unendlichen kein Mangel und Bedürfniß denken läßt; nicht aber, daß sie sonst keinen Grund in seiner vollkommensten Natur haben.

Gott besitzt nach allen Grundsätzen nicht allein der geoffenbarten, sondern auch der natürlichen Religion, eine von seinem Wesen unzertrennliche unendliche Herrlichkeit und Ehre, die aber nicht in den Anbetungen und Lobliedern seiner vernünftigen und einiger Erkenntniß seiner Vorzüge fähigen Geschöpfe besteht; denn diese Ehre und Herrlichkeit ist außer ihm, und so eingeschränkt, als ihre Erkenntniß ist: Sie besteht in seinem eignen Urtheile von sich, und in dem vollkommnen ihm immer gegenwärtigen, immer auf seinen Willen einfließenden Bewußtseyn seiner unendlichen Vorzüge. Er ist nicht allein allwissend; er ist sichs auch bewußt, daß er alle Dinge vollkommen erkenne. Er ist nicht allein allmächtig, sondern er weiß

weiß es auch, daß er mit den Kräften im Himmel und auf Erden thun kann, was er will; er weiß es, daß er das weiseste, gütigste und wohlthätigste Wesen ist. Dieß ist eine unstreitige Wahrheit. Eben so wenig kann geläugnet werden, daß Gott nicht wider seine eigne Ehre und Herrlichkeit handeln könne, daß er vielmehr seinem eignen Urtheile vor sich selbst gemäß handeln müsse. Menschen können wohl in den Fall kommen, daß sie ihrem eignen Urtheile zuwider handeln, und zuweilen demselben entgegen zu handeln verbunden sind, selbst wenn es richtig ist. Im Staate kann ein Unterthan zur Regierung weit geschikter seyn, als sein Regent. Wenn er dieß von sich selbst denkt, so kann dieser Gedanke wahr und gegründet seyn; er darf aber demselben nicht gemäß handeln; er darf nicht regieren wollen; er muß vielmehr gehorchen. Er kann richtig urtheilen, wenn er glaubt, er hätte weit bessere Gesetze und Anordnungen machen können, als sein Herr; dennoch muß er den unvollkommnern Vorschriften desselben nachleben, und seine beßre Einsicht sowohl, als sein richtiges Urtheil von sich selbst verläugnen. In dem Falle aber kann Gott niemals seyn, daß er seinem eignen Urtheile von sich selbst zuwider handeln müßte. Er kann nicht handeln, als ob er nicht allwissend, nicht unendlich gütig und allmächtig wäre; nicht als be-

säße er keine Neigung, seinen Geschöpfen die besten Vorschriften zur Beförderung ihrer Glükseligkeit zu geben. Denn er kann nichts thun, was wider seine Ehre ist; die Würkungen seiner unendlichen Thätigkeiten müssen mit seinen Vorstellungen von sich selbst und von seinen Vorzügen übereinstimmen. Was er außer sich zum Daseyn ruft, muß er darum zu Spiegel seiner innern Vollkommenheit und Grösse machen; nicht allein darum, weil die Schönheit und Vollkommenheit des Weltgebäudes zum Vergnügen und zum Nutzen seiner vernünftigen Einwohner unentbehrlich ist; sondern zuerst darum, weil er sein eignes Urtheil von sich selbst, weil er seine wesentliche Ehre in seinen Werken nicht verläugnen kann. Deswegen behauptet auch die Schrift, daß er alles zu seiner Ehre und Verherrlichung erschaffen; daß er alles so eingerichtet habe, daß es mit dem Bewußtseyn seiner eignen unendlichen Vorzüge übereinstimmet.

Der Befehl des Gebetes gehört zu den Handlungen Gottes: Was macht er nun dadurch bekannt? Daß er ihr Gebet wolle; daß er es von allen denen fodere, welche seiner Liebe und Hülfe bedürfen. Und will er dieß bloß und allein seiner Geschöpfe wegen, die, wenn sie kein Verlangen des Guten von ihm haben, auch zu dem Genusse desselben nicht fähig sind?

Dieß

Dieß ist unstreitig; denn was man nicht für gut erkennt, das verlangt man gar nicht, und was man nicht verlangt, das genießt man nicht; es fehlt der nöthige Sinn dazu. Aber wodurch wird nun Gott bewogen, das Gebet seiner Geschöpfe zu wollen, und durch seinen Befehl zu fodern? Durch das Bedürfniß seiner Geschöpfe sagt man. Allein durch ihr Bedürfniß selbst, oder durch seine eigne Vorstellung von ihrem Bedürfnisse, und von seinem Urtheile von sich, daß er zu vollkommen sey, als daß er nicht den Willen haben sollte, ihnen die einige und vollkommenste Quelle ihrer Glükseligkeit bekannt zu machen und ihnen den Weg dazu selbst zu zeigen? Lasset uns setzen, Gott könne das Gebet nicht verlangen; oder es sey in ihm selbst kein Grund, solches zu verlangen und zu befehlen, und erwägen, was daraus folge? Folget nicht daraus, er könne verlangen, nicht als die einzige lebendige Quelle alles Guten angesehn zu werden; er könne seine Werke so einrichten, daß man ihn nicht für das weiseste, liebreichste und gütigste Wesen halten müsse? Kann Gott seiner Ehre, das heißt, seinem eignen Urtheile und dem Bewußtseyn seiner höchsten Vollkommenheiten zuwider handeln, so kann ohne Widerspruch, und ohne sich wider ihn zu versündigen gedacht werden, daß er vernünftige Geschöpfe hervorbringen könne, ohne von

nen als ihr Herr, ihr Erhalter, ihr Wohlthäter und Vater betrachtet werden zu wollen. Kann er wollen, ohne izt darauf zu sehen, was die Folgen dieses Willens für seine Geschöpfe haben werden, daß sie ihr Verlangen nach Glükseligkeit nicht auf ihn richten? Das Gesetz, zu ihm zu beten, ist, wie das Gesetz ihn zu lieben, eine unausbleibliche Folge seines Urtheils von sich, sobald Geschöpfe angenommen werden, die Glükseligkeit begehren, und sie doch nicht durch ihre eigne Kräfte, sondern durch ihn allein erhalten können. Kann er das Gegentheil davon nicht gebieten noch zugeben: So kann er auch die Verordnung des Gebetes nicht unterlassen, ohne dem Bewußtseyn seiner eignen Vollkommenheiten zuwider zu handeln. Er muß den Willen haben, daß seine zum Gebete fähigen Geschöpfe beten sollen, und hat er diesen Willen, weil er alles will, was demselben heilsam und selig ist? Kann dann dieser Wille in ihm selbst verschlossen, oder unthätig bleiben? Wird er nicht durch dessen Offenbarung Gesetz und Pflicht für seine Unterthanen werden? So gewiß ist es, daß Er, um mit sich selbst zu harmoniren und in keinem Widerspruche mit seinen Eigenschaften erfunden, oder darein verwickelt zu werden, welches zu denken ungereimt und thöricht ist, das Gebet seinen, der Hülfe von ihm bedürftigen Geschöpfen, seiner eignen Natur wegen nicht allein befehlen könne, sondern auch gebieten müsse. Der

Weise=

Weiseste kann keinen Endzwek wollen, ohne die Mittel dazu auch zu wollen. Gott befiehlt den Menschen keine andre, als nützliche und wohlthätige Handlungen, weil er ihnen seiner eignen Natur wegen keine andere als solche, die ihre Vollkommenheit und Glükseligkeit zum Endzwecke haben, befehlen kann. Er gebietet also das Gebet nicht nur, weil es ihnen nützlich ist, sondern auch weil es seine eigne Ehre fodert.

Diese in der Natur Gottes selbst gegründete gesetzliche Nothwendigkeit des Gebets kann noch auf eine andere Weise dargethan werden. Gott ist ein Gott der Ordnung, und muß sich in allen seinen Handlungen als einen Gott der Ordnung beweisen. Worinnen bestehet aber die Ordnung in einem freyen Verhalten, das keinem innern und äußern Zwange unterworfen ist? Unstreitig in der Einrichtung und Bestimmung desselben nach seiner eignen Beschaffenheit, nach der Beschaffenheit andrer Wesen, und nach den Endzwecken, welche man dadurch erhalten will. Er handelt seiner eignen Natur gemäß, wenn er das Gebet befiehlt; er ist ein Gott der Ordnung; dieß würde er nicht seyn, wenn er nicht nach seiner Natur handelte. Gott muß also das Gebet befehlen. Gott handelt der Natur und Beschaffenheit seiner Geschöpfe gemäß, wenn er ihnen das Gebet zur Pflicht macht. Sie stehen in einem solchen Verhältnisse

gegen ihn, daß sie nothwendig von ihm abhangen; daß sie seiner Allwissenheit, seiner Güte und seiner Macht zu ihrer Glükseligkeit nicht begehren; daß sie ihr Verlangen nach dem Guten, was ihnen mangelt, und was sie sich doch nicht selbst verschaffen, weder befriedigen, noch besänftigen können, und wenn beydes nicht geschieht, dadurch unglücklich und elend werden müssen. Die Erfahrung lehrt es ja, daß die Menschen, sobald ein Verlangen in ihrer Seele zu einem gewissen Grade sich erhebt, und sie keine Möglichkeit zur Erfüllung desselben sehen, oder kein Mittel zu dessen Besänftigung haben, sich zur Verzweiflung preisgeben, und ihr eignes Daseyn hassen. Die Ordnung fordert also, daß wir unsre Abhängigkeit von Gott erkennen und empfinden; daß wir Begierden, die allein in Gott ihre vollkommene Befriedigung finden, oder durch ihn allein gestillt und beruhigt werden können, welche Besänftigung auch eine Art der Erhörung des Gebetes ist, auf keinen andern, als auf ihn richten. Es ist der Ordnung gemäß, daß der Mensch die Güter, deren er zu seiner Vollkommenheit und Glükseligkeit bedarf, da suche, wo sie zu finden sind; der Ordnung gemäß, wenn er Licht bedarf, daß er seine Erleuchtung von dem begehre, der selbst aus der Finsterniß Licht hervorbringen kann; der Ordnung gemäß, daß, wenn er zur Tugend Kraft bedarf,

darf, er sein Verlangen auf den richte, der das vollkommenste Vermögen hat, ihn zu heiligen. Es ist der Ordnung gemäß, wenn ich wünsche, daß meine Dauer nicht in die engen Grenzen dieses Lebens eingeschlossen seyn möge; wenn ich aber zugleich mein Unvermögen, mir die Unsterblichkeit zu geben, einsehe, daß ich mein Verlangen darnach auf den richte, der Unsterblichkeit hat, und Unsterblichkeit geben kan. Wenn ich nach diesem bald verflossenen Leben in bessern Gegenden des Daseyns zu kommen wünsche, weil kein Gedanke fürchterlicher ist, als die Vorstellung eines künftigen und ewigen Elendes; wenn ich aber wohl weiß, daß ich nicht allein hier, sondern auch dort gestraft zu werden verdiene, und mich nicht selbst selig machen kan: So erfodert es die Ordnung, daß ich mich mit meinem Verlangen zu dem wende, der es vermag und Freude die Fülle hat. Sollte nun Gott ein Gott dieser Ordnung seyn, diese Ordnung kennen und genehm halten, und dennoch dieser Ordnung zuwider, und gegen die Beschaffenheit seiner Geschöpfe handeln können? Muß er nicht seiner eignen unendlichen Vollkommenheit wegen, sein Verhalten den Endzwecken gemäß einrichten, die er durch die Anwendung seiner Thätigkeit erreichen will? Wer demnach nicht gestehen will, daß die Pflicht zu beten in Gott, als in einem Gott der Ordnung ge-

gründet sey, der muß läugnen, daß er ein Gott der Ordnung ist, und, als ein Gott der Ordnung, gegen seine Geschöpfe handelt. Verlanget er von den Menschen verehrt zu werden, und muß er dieses verlangen, weil er nicht das Gegentheil wollen kann, nicht allein, weil es ihre Ehre und Glükseligkeit ist, ihn zu verherrlichen, sondern auch weil er ihre tiefste Verehrung und Anbetung verdienet, und nach seinem eignen Urtheile: So muß er aus eben diesem Grunde gebieten, daß wir zu ihm beten sollen; nicht weil er dessen bedarf, auch nicht allein, weil das Gebet für sie ein herrliches und kraftvolles Mittel zur Beförderung der Gottseligkeit und Tugend ist, sondern weil jedes Gebet ein Zeugniß unsrer ihm schuldigen Liebe und Zuversicht ist, welches er verdient. Entweder sind alle pflichtmäßigen Gesinnungen gegen Gott bloß wegen ihres Nutzens für uns nothwendig, oder es ist auch die Pflicht, ihn in allen unsern Anliegen anzurufen, nicht bloß deswegen nothwendig, weil es gesegnete Einflüsse auf unsre Glükseligkeit hat, sondern auch weil es wider die wesentlichste Vollkommenheit streitet, solches nicht zu befehlen.

Die gesetzliche Nothwendigkeit des Gebetes ist also über allen Zweifel erhoben. Der Befehl Gottes zu beten, und die Pflicht seinem Befehle nachzukommen, ist weder unnöthig, noch unnütze, noch Gott unanständig. Dieser Befehl ist nicht

nöthig,

nöthig, ihm zu entdecken, was er nicht wisse, oder ihn zu einem Mitleiden, das er nicht vor unserm Gebete habe, oder zu einer Wohlthätigkeit zu bewegen, die erst durch unser Gebet erweckt oder auf uns geleitet werden müßte; er ist nothwendig, weil Gott nicht wider seine Ehre, nicht wider die Ordnung, nicht wider seine eignen Vollkommenheiten, nicht wider die Beschaffenheiten und Verhältnisse seiner Geschöpfe gegen ihn handeln kann; nothwendig, weil er der weiseste, der vollkommenste, der gütigste Gesetzgeber der Menschen ist, und weil er unser Schöpfer ist, es nothwendig seyn muß; nothwendig, weil die Erfüllung dieser Pflicht ein Zeugniß unsrer Abhängigkeit von ihm, und das Gebet ein Verlangen ist, das uns zum Besitze und Genusse sowohl einer wahren Vollkommenheit und Glükseligkeit, als auch einer völligen Sicherheit vor allem wahren Bösen vorbereitet und geschickt macht. Kann das Gebet für unnütz erklärt werden, dessen Nutzen so groß und mannichfaltig ist; das Gott erhören kann, und auch zu erhören verheißen hat? Ist der Befehl dazu unanständig, wenn unläugbar ist, daß er dadurch seiner eignen Ehre gemäß handle, und wider sein eignes Urtheil von seinen unendlichen Vorzügen handeln würde, wofern er den Menschen nicht die Pflicht zu beten auflegte? Oder erniedrigen wir Gott, wenn wir das Gute, was nur er

gewähren kann, nur von ihm begehren, und eben dann, und dadurch ihn für das allervollkommenste weiseste und wohlthätigste Wesen erkennen? Sind es ungeziemende Gesinnungen gegen ihn, wenn wir uns im Gebete seiner Hoheit und unsrer Niedrigkeit, seiner unendlichen Barmherzigkeit und unsrer Unwürdigkeit bewußt sind, und dennoch auf seinen Befehl und im Vertrauen auf seine Verheißung alles Gute von ihm begehren, ohne deswegen unsre übrigen Pflichten zu vernachläßigen, und wo wir in Gefahr und Noth sind, unsre Hände nicht in den Schooß legen und in gedankenloser Trägheit eine Hülfe erwarten, die er nicht verheißen hat?

Weil es denn Gottes ausdrüklicher Befehl will, daß ich beten soll; weil es eine in ihrer eignen Beschaffenheit so selige Beschäftigung des Herzens ist; weil er mich durch so große und liebreiche Verheißungen dazu einladet und ermuntert; weil ich so viele Heilige und Fromme kenne, die durch das Gebet eben so ruhig, so heiter, so zufrieden, so glückselig wurden, als es ernstlich, eifrig und zuversichtlich war: So will ich nach der Fähigkeit und Gaben zu beten streben; ich will nicht gleichgültig dagegen gesinnt seyn. Ich will das Gebet nicht für etwas Entbehrliches halten; ich will lernen ernstlich und eifrig beten. Ich will den Werth des Gebets nicht nach der Länge seiner Dauer abmessen; aber ich will auch keinen

keinen bloß flüchtigen schnell vorüberfliehenden Gedanken an Gott, oder einen kaltsinnigen Wunsch nach seinen Wohlthaten für ein Gebet nach seinem Willen halten. Ich will mich zur Andacht und Aufmerksamkeit darinnen gewöhnen; ich will alle Kenntnisse der Religion, die ich habe, dazu anwenden, und sie erweitern, um immer mehr meine Bitten nach dem Willen Gottes einzurichten. Es sey mein Bestreben, alle meinen wahren Bedürfnisse des Guten, meine wahren Mängel und Uebel recht gewahr zu werden, damit ich wissen möge, was ich zu bitten habe. Ich will keinen innern noch äussern Anlaß und Reiz zum Gebete vernachläßigen. Die gesegneten natürlichen Wirkungen, die ich von meinem Gebete empfinde, will ich zum Preise und Lobe Gottes anwenden, und mich dadurch ermuntern, aus einem erst schwachen Beter immer ein vollkommnerer Beter zu werden; und erhöret Gott mein Gebet, so will ich alle Erfahrungen davon zur Vermehrung der Fertigkeit im Gebete, zu lebhaften Empfindungen der Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten, und zum größern und freudigern Vertrauen zu ihm in allen noch so beschwerlichen und traurigen Umständen des Lebens gebrauchen. Dieß will ich, weil es Gott will; weil es ein gewisses und bewährtes Mittel zur Beförderung meiner wahren Vollkommenheit und Glükseligkeit ist. Selig ist derjenige der diesen Willen hat, oder anzuneh-

nehmen geneigt ist; selig der, der ihn bewahrt und sich gewöhnt, in einer Welt, wo der Unruhe und des Kummers so viel, und der eiteln, thörichten Freuden noch mehr ist, täglich mehr Ruhe und Freude zu finden, und sich in dieser Vertraulichkeit in diesem Umgange mit dem besten Wesen aller Wesen zu einem noch erwünschtern, noch glükseligern, noch unmittelbarern Umgange mit ihm vorzubereiten:

Erheb uns zu dir, du, der ist
Und seyn wird, Ewiger!
Du Unerforschter und Bekannter
Du, aller Himmel Erstaunen!
Vor dem sein Knie der Engel biegt,
Und nieder seine Krone wirft
O du, vor den bald Sünder weinen
Bald Lobgesang zu stammeln wagen,
Unendlicher, Unendlicher!

Entreiß uns der Welt! Wecke uns auf
Von unserer Eitelkeiten Traum!
Es ruh auf uns des Sabbats Stille,
Damit im Himmel wir wandeln.
O sey, wie du verheißen hast
Versöhner, mitten unter uns;
Denn sieh, in deinem Namen
Versammeln wir uns anzubeten,
O du, der uns bey Gott vertritt.

Es fliehe von uns, was die Zeit
Nur angeht, und nicht ewig ist!
Zu klein sey, wenn vor dir wir beten,
Uns jeder Erdegedanke!
Dann fühl es unser Herz ganz
Daß es im Staub ein Fremdling ist!
Laß, Herr, zu unserm Vaterland
Hinauf die hohe Seele steigen!
Hinauf zu Gott! hinauf zu Gott.

Klopstock.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB013401728811